

# Feine und große Unterschiede – Lebensstile und Handlungslogiken der Wohnmobilität in Berlin

Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades  
Dr. rer. nat. im Fach Geographie

eingereicht an der  
Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät II  
der Humboldt-Universität zu Berlin

von Dirk Gebhardt  
geboren am 02.12.1971 in Darmstadt

Prof. Dr. Christoph Marksches  
Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin

Prof. Dr. Wolfgang Coy  
Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät II

Gutachter/in

1. Prof. Dr. Franz-Josef Kemper
2. Prof. Dr. Marlies Schulz
3. Prof. Dr. Hans-Joachim Bürkner

Tag der Verteidigung: 17.01.2008



## Danksagung

Ich danke meinem Betreuer, Prof. Dr. Franz-Josef Kemper, der inmitten seiner vollen Tages- und Wochenpläne zwischen Studienreform, Wissenschaft und Lehre für mich und meine Fragen zu diesem Dissertationsprojekt Zeit hatte. Ihm danke ich ebenso wie Prof. Dr. Marlies Schulz und Prof. Dr. Hans-Joachim Bürkner für die Begutachtung dieser Arbeit.

Den Leitern des Projektes "Mobilität in Berlin" Geographischen Institut der Humboldt-Universität, zu dem neben Prof. Dr. Kemper und Prof. Dr. Schulz auch Prof. Dr. Kulke gehörte, danke ich für die Schaffung einer kollegialen und produktiven Arbeitsatmosphäre über die Abteilungsgrenzen hinweg.

Meinen beiden Kollegen und Mitarbeitern im Projekt, Martina Joos und Niklas Martin danke ich für die freundschaftliche und gute Zusammenarbeit bei der Bewältigung unserer Aufgaben, zu der auch die studentischen Hilfskräfte beitrugen, von denen ich Katja Friebel, Maika Thouw und Henry Rotzoll besonders danken möchte. Die quantitative Erhebung dieses Projektes, bei der es galt, 2.000 Fragebögen zu verteilen und abzuholen, wäre ohne den Einsatz von über 40 Studierenden des Geographischen Instituts nicht möglich gewesen.

Dr. Olaf Schnur bin ich für viele Gespräche, Kommentare und einige entscheidende Anregungen zu dieser Arbeit überaus dankbar. Regine Lindner und Jana Lahmer für die Hilfe bei den verschiedenen administrativen Dingen, die mit einer Dissertation zusammenhängen.

Miriam Fritsche, Andrea Nieszery, Wibke Crewett und Katja Ecke danke ich dafür, dass sie meine Arbeit durch ihre Korrekturen lesbarer gemacht haben, obwohl sie eigentlich andere Dinge zu tun hatten. Shannon Pfohman bin ich für Korrekturen und alle anderen Formen von Unterstützung dankbar.

Den Berliner kritischen und hedonistischen Geographen bestehend aus Ulrich Best, Bernd Belina, Thomas Bürk, Jonas Bylund, Kim Förster und Matthias Naumann danke ich für gemeinsame Projekte, gemeinsame Diskussionen, gemeinsames Essen und für den sozialen Zusammenhalt, der es viel leichter macht, ein Dissertationsprojekt durchzustehen.

Mit Thomas Meyer und Gunnar Otte möchte ich zwei mir nicht persönlich bekannten Wissenschaftlern dafür danken, dass die analytische Schärfe ihrer Arbeiten mir half, den Dschungel der Lebensstilforschung teilweise zu durchdringen.

Zuletzt und nicht am wenigsten danke ich meiner Familie.

Trotz dieser erheblichen Hilfe muss ich alle Unzulänglichkeiten dieser Arbeit selbst verantworten, was ich aber gerne tue.



# Inhaltsverzeichnis

Summary .....	1
Zusammenfassung .....	2
1 Einleitung .....	3
2 Wohnmobilität aus der Perspektive des Individuums .....	7
2.1 <b>Wohnmobilität als Verhalten</b> .....	8
2.2 <b>Wohnmobilität aus handlungstheoretischer Perspektive</b> .....	12
2.2.1 Zweckrationalität aus subjektiver Sicht .....	13
2.2.2 Die "Berechnung" von Mobilitätskalkülen .....	14
2.2.3 Zwischengüter, Ressourcen und Präferenzen .....	17
2.2.4 Rekonstruktive Perspektiven auf Wohnmobilitätshandeln .....	18
2.2.5 Wohnmobilität und Wissensordnungen .....	21
2.3 <b>Rekonstruktion nach Lebensstilen differenzierter Handlungsweisen im Feld der Wohnmobilität</b> .....	23
3 Das Ungleichheitsmerkmal Lebensstil .....	27
3.1 <b>Lebensstile und die Auflösung traditioneller sozialer Bindungen in der Wohlstandsgesellschaft</b> .....	28
3.2 <b>Der Anspruch realistischer Klassifizierungen</b> .....	33
3.2.1 Lebensstile und Wissensordnungen .....	33
3.2.2 Lebensstilempirie als "Vielfaltsforschung" .....	37
3.2.3 Die Kontinuität vertikaler Ungleichheitsordnungen .....	40
3.3 <b>Der Weg theoriegeleiteter und strukturierter empirischer Verfahren</b> .....	43
3.4 <b>Lebensstile und Raum</b> .....	46
3.4.1 Räumliche Entkopplungsszenarien in der Lebensstilforschung .....	46
3.4.2 Globalisierung und der Wandel von <i>Community</i> und Milieu .....	49
3.4.3 Relativierung der Annahme einer stetigen räumlichen Entkopplung .....	52
3.4.4 Soziale Differenzierung der Diagnose räumlicher Entkopplung .....	54
3.4.5 Der stadtgeographische Lebensstilansatz .....	58
3.4.6 Lebensstile und Aufwertungsprozesse in der politökonomischen Stadtforschung .....	64
3.5 <b>Zwischenfazit für raumbezogene Lebensstilanalysen</b> .....	67
4 Sozialräumlicher Wandel in Berlin .....	71
4.1 <b>Soziale Entwicklung seit 1990: Negativtrends</b> .....	71
4.2 <b>Entwicklung des Wohnungsmarktes</b> .....	73
4.3 <b>Wohnmobilität und sozialräumliche Entwicklung</b> .....	79
4.3.1 Altersspezifische Wohnmobilitätsmuster .....	81
4.3.2 Demographische Effekte selektiver Wohnmobilität .....	83
4.3.3 Gebietsspezifische soziale Entwicklungen als Effekte selektiver Mobilität .....	86
4.3.4 Bauliche und soziale Aufwertung in den östlichen Innenstadtgebieten .....	92
4.4 <b>Die stadtpolitische Regulation des Wohnungsmarktes</b> .....	96
4.5 <b>Zwischenfazit</b> .....	101

5	Lebensstile, place utility und Handlungslogiken der Wohnmobilität in Berlin .....	105
5.1	<b>Kontext der Datenerhebung</b> .....	105
5.1.1	Die standardisierte Bewohnerbefragung .....	106
5.1.2	Qualitative Bewohnerinterviews .....	107
5.1.3	Die Untersuchungsgebiete .....	110
5.2	<b>Handlungsmodell Wohnmobilität und Lebensstil</b> .....	126
5.2.1	Eine eingeschränkte Wahl .....	128
5.2.2	Satisficing, Trägheiten und Kontingenzen der Wohnbiographie .....	129
5.2.3	Das soziale Netzwerk als Ressource und intervenierender Faktor .....	130
5.2.4	place utility und Handlungslogiken der Wohnmobilität .....	133
5.3	<b>Quantitative Analysen zur Wohnmobilität auf Grundlage von Lebensstiltypen</b> .....	134
5.3.1	Bildung von Lebensstiltypen .....	134
5.3.1.1	Pragmatische Bildung von Lebensstiltypen im Projektkontext .....	134
5.3.1.2	Ansatz einer systematischen und strukturierten Typenbildung nach Otte .....	135
5.3.1.3	Auswahl der Lebensstil-Items .....	138
5.3.1.4	Bildung der Lebensstiltypen anhand von Indexvariablen .....	143
5.3.2	Merkmalsausprägungen im Raum der Lebensstile .....	146
5.3.2.1	Lebensstiltypen und Lebensstil-Items .....	147
5.3.2.2	Alter, Geschlecht und Haushaltsformen .....	149
5.3.2.3	Lebensstiltypen, Bildung, Beschäftigung und Einkommen .....	151
5.3.2.4	Einkommen .....	153
5.3.2.5	Zusammenfassende Charakterisierung der Lebensstiltypen .....	154
5.3.2.6	Zwischenfazit zur Typisierung von Lebensstilen .....	165
5.3.3	Lebensstiltypen und Wohnstandorte .....	165
5.3.3.1	Verteilung der Lebensstiltypen über Gebietstypen .....	165
5.3.3.2	Lebensstilspezifische Segregation .....	168
5.3.3.3	Gebietsspezifische Räume der Lebensstile .....	171
5.3.4	Lebensstiltypen, place utility und Handlungslogiken der Wohnmobilität .....	174
5.3.4.1	Wohnstile und place utility .....	174
5.3.4.2	Wohnzufriedenheit als Ausdruck von place utility .....	177
5.3.4.3	Handlungslogiken des Umzugs .....	178
5.3.5	Fazit der quantitativen Analyse .....	181
5.4	<b>Qualitative Rekonstruktion lebensstilspezifischer Bedeutungen von Wohnmobilität</b> .....	184
5.4.1	Handlungslogiken des Zuzugs in das aktuelle Wohngebiet .....	185
5.4.1.1	Wohnungsbezogene Handlungslogiken .....	185
5.4.1.2	Wohnviertelsbezogene Handlungslogiken .....	189
5.4.1.3	Lagebezogene Handlungslogiken .....	191
5.4.1.4	Zwischenfazit: Differenzierung der Handlungslogiken der Wohnmobilität .....	193
5.4.2	Wohnformen und place utility .....	194
5.4.2.1	Überblick der Wohnpräferenzen .....	195
5.4.2.2	Bedeutungen der Wohnform Einfamilienhaus .....	196
5.4.2.3	Bedeutungen der Wohnform Altbau .....	199
5.4.2.4	Bedeutungen der Wohnform Neubau .....	201
5.4.2.5	Zwischenfazit: Differenzierung von Wohnformen und place utility .....	204
5.4.3	Raumordnungen der Stadt .....	205
5.4.3.1	Zentralität, Stimulanz und Dichte vs. Ruhe und Ordnung .....	207
5.4.3.2	Soziale Gradienten, Devianz und das Fremde .....	210
5.4.3.3	Ost-West: Vertrautheiten und divergierende Lebensweisen .....	212
5.4.3.4	Zwischenfazit: Raumordnungen der Stadt .....	212
5.4.4	Individuelle Betrachtung .....	213
5.4.4.1	Beusselstraße (Altbauggebiet überwiegend unsaniert) .....	214
5.4.4.2	Winsstraße (Altbauggebiet überwiegend saniert) .....	219
5.4.4.3	Am Plänterwald (Zeilenbauggebiet der 1950er/60er Jahre) .....	223
5.4.4.4	Marzahn, Raoul-Wallenberg-Straße (Großwohnsiedlung) .....	228
5.4.4.5	Marienfelde (Kleinsiedlung) .....	233
5.4.4.6	Zwischenfazit: Einzelfallanalysen .....	235
5.4.5	Fazit der qualitativen Analysen .....	237

6	Schluss .....	241
	Literaturverzeichnis.....	251
	Anhang .....	261
I	Fragebogen Mobilität in Berlin .....	261
II	Gegenüberstellung der Stichprobe mit Meldedaten des Statistischen Landesamtes .....	276
III	Lebensstilitems - Durchschnittswerte der Lebensstiltypen .....	277
IV	Leitfaden für die qualitativen Bewohnerinterviews .....	279
V	Übersicht der Bewohnerinterviews.....	281

# Tabellenverzeichnis

Tab. 2.1: Elemente und Differenzierungsmöglichkeiten von place utility.....	24
Tab. 3.1: Elemente milieuspezifischer Wirklichkeitsmodelle nach Schulze.....	35
Tab. 3.2: Beispiele für Items zur Bildung von Lebensstilen.....	38
Tab. 3.3: Gegensätze zwischen Globalisierungs- und Lebensstilforschung und Armutsmilieus.....	57
Abb. 4.1: Gebietstypen mit besonderen Mobilitätsdynamiken in Berlin.....	104
Tab. 5.1: Wie haben sie ihre letzte Wohnung innerhalb der Region gefunden? .....	130
Tab. 5.2: Zuordnung der Items zu den Dimensionen des Lebensstils bei Otte, Kurzversion.....	138
Tab. 5.3: Theoretische Zuordnung der potenziellen Lebensstil-Items und Korrelationen (Pearson) zu Indikatoren der sozialen Lage .....	139
Tab. 5.4: Ergebnis der Hauptkomponentenanalyse mit potenziellen Lebensstil-Items und Zuordnung zu theoretischen Dimensionen des Lebensstils. ....	140
Tab. 5.5: Items zur Bildung von Lebensstiltypen in Gegenüberstellung zu den Items aus Ottes Kurzversion .....	142
Tab. 5.6: Häufigkeitsverteilung in den Klassen der Lebensstilindikatoren .....	143
Tab. 5.7: Bivariate Korrelationen (Pearson) zwischen Indexvariablen und Lagemerkmalen. ....	143
Tab. 5.8: Haushaltstypen in der Stichprobe .....	149
Tab. 5.9: Übersicht der Profile der Lebensstiltypen .....	163
Tab. 5.10: Segregationsindizes der Lebensstiltypen über fünf Gebietstypen .....	168
Tab. 5.11: Segregationsindizes der Haushaltstypen über fünf Gebietstypen.....	169
Tab. 5.12: Segregationsindizes der Altersgruppen über fünf Gebietstypen .....	169
Tab. 5.13: Segregationsindizes nach Berufsstatus über fünf Gebietstypen.....	169
Tab. 5.14: Zustimmung und Ablehnung in Bezug auf Wohnstile nach Lebensstiltypen .....	175
Tab. 5.15: Zufriedenheit mit der Wohnung und mit dem Wohnviertel – absolut und relativ .....	176
Tab. 5.16: Gründe für den letzten Umzug innerhalb der Region.....	178
Tab. 5.17: Vergleich zwischen wohnungsbezogenen und auf die Lage bzw. das Wohnviertel bezogenen Gründen für den letzten Umzug nach Lebensstiltypen .....	179
Tab. 5.18: Zusammenfassung der Differenzierung von Wohnstandort- und Wohnmobilitätsmustern nach Lebensstiltypen.....	182
Tab. 5.19: Gegenüberstellung Wohnpräferenzen und tatsächliche Wohnform.....	194



# Abbildungsverzeichnis

Abb. 3.1: Entwicklung der Arbeitslosigkeit in Deutschland nach Bildungsabschlüssen .....	41
Abb. 3.2: Beziehungen zwischen den Milieus und alltagsästhetischen Schemata von Schulze. ....	45
Abb. 3.3: Lebensstillandschaften .....	61
Abb. 4.1: Fertiggestellte Wohnungen in Berlin und im Berliner Umland 1993-2003 .....	74
Abb. 4.2: Mobile und immobile Gebiete – Wanderungsvolumina 1994-2002 absolut und in Prozent der Bevölkerung 1992 in Statistischen Gebieten .....	80
Abb. 4.3: Bevölkerungsgewinne und -verluste 1992-2002 in Statistischen Gebieten relativ zur Bevölkerung 1992 .....	81
Abb. 4.4: Kumulierte Zu- und Abwanderungen der Altersklasse <6 Jahre 1994-2002 in statistischen Gebieten .....	82
Abb. 4.5: Kumulierte Zu- und Abwanderungen der Altersklasse 18-<30 Jahre 1994-2002 in statistischen Gebieten .....	83
Abb. 4.6: Teilverkehrszellen mit überdurchschnittlichem Anteil von Unter-6-Jährigen 2002 .....	84
Abb. 4.7: Teilverkehrszellen mit überdurchschnittlichem Anteil von 27-45-Jährigen 2002 .....	85
Abb. 4.8.: Teilverkehrszellen mit überdurchschnittlichem Anteil von über 55-Jährigen 2002 .....	85
Abb. 4.9: Sozialindex auf Verkehrszellenebene 2003 .....	89
Abb. 4.10: Gebiete mit ähnlicher Entwicklungstendenz aus dem Monitoring Soziale Stadtentwicklung .....	91
Abb. 4.11: Fortzüge aus den Sanierungsgebieten in Prenzlauer Berg 1994-99 .....	94
Abb. 5.1: Untersuchungsgebiete nach Gebietstyp .....	111
Abb. 5.2: Übersicht Brunnenstraße .....	112
Abb. 5.3: Übersicht Beusselstraße .....	113
Abb. 5.4: Übersicht Winsstraße .....	115
Abb. 5.5: Übersicht Chamissoplatz .....	117
Abb. 5.6: Übersicht Biesdorf .....	118
Abb. 5.7: Übersicht Marienfelde .....	119
Abb. 5.8: Übersicht Am Plänterwald .....	121
Abb. 5.9: Übersicht Heilmannring .....	122
Abb. 5.10: Übersicht Raoul-Wallenberg-Straße Marzahn .....	123
Abb. 5.11: Übersicht Gropiusstadt-Ost .....	125
Abb. 5.12: Modell lebensstilspezifischer Handlungslogiken der Wohnmobilität .....	132
Abb. 5.13: Theoretischer Raum der Lebensstile und Zuordnung zu Itemwerten .....	137
Abb. 5.14: Verteilung der Befragten über den theoretisch vorkonstruierten Raum der Lebensstile .....	144
Abb. 5.15 Verteilung der Lebensstiltypen im Vergleich zu Ottos Kurzversion .....	145
Abb. 5.16: Raum der Lebensstile mit Durchschnittswerten der zwölf aktiven Variablen für jeden Lebensstiltyp .....	146
Abb. 5.17: Anteile der Haushaltsformen an den Lebensstiltypen .....	150
Abb. 5.18: Lebensstiltypen nach Berufssituation .....	151
Abb. 5.19: Lebensstiltypen nach Einkommensmittelwerten .....	152
Abb. 5.20: Anteile der Lebensstiltypen nach Untersuchungsgebieten .....	165
Abb. 5.21: Gebietsspezifische Betrachtung der Verteilung der Befragten nach Ausstattungsniveau und Modernität/biographische Perspektive .....	171
Abb. 5.22: Raum der Lebensstile Am Plänterwald differenziert nach Bezugsjahr der aktuellen Wohnung .....	173
Abb. 5.23: Fototafel zur Betrachtung der Bedeutungen unterschiedlicher Wohnformen .....	193
Abb. 6.1: Einordnung der einzelnen empirischen Analysen und ihrer Hauptergebnisse in das Handlungsmodell .....	242



## Summary

The impact of lifestyles on residential mobility is analysed in this study by drawing on qualitative and quantitative data from ten study areas in Berlin. From an action-theory perspective, the analysis is centred on the social differentiation of place-utility definitions and action logics in residential mobility. The relationship between residential mobility and lifestyles is scrutinised in two directions: on the one hand, how far lifestyles can help to understand residential mobility; and on the other, what residential patterns and mobility actions reveal with regard to the social significance of lifestyles as a dimension of social inequality. Following these questions, the study takes a critical perspective in an ongoing debate in German sociology on a new paradigm of social stratification based on lifestyles. This quest for a new paradigm of inequality has also found its way into research on socio-spatial differentiations urban geography.

For the empirical analysis of this study, lifestyles are conceived as structured alongside the horizontal dimension modernity/biographical perspective and the vertical dimension of resources. The results show a differentiation of place utility expressed by preferences for housing types and neighbourhoods. According to the individual biographical perspectives, definitions of place utility vary between the poles of stimulation and liveliness on the one hand, and order and calmness on the other. The dimension of resources is revealed by hierarchical orders of residential types and areas in the city, but also by the varying complexity of demands on residency. Through their translation into action logics, the identified place utility definitions lead to a significant differentiation of residential patterns in the city, particularly according to biographical perspectives. It is argued, that the lifestyle specific housing differences gain their social significance by being embedded in models of reality that represent the individual's position in the social world. The different individual models may be fundamentally opposed to each other and have only a limited social scope.

Based on the results of this study, lifestyles prove to be a significant dimension of inequality for explaining different patterns of residential mobility. Qualitative methodology is particularly suitable for reconstructing the social significance behind different preferences and actions. Nevertheless, the results do not advocate a conception of lifestyles as a more suitable dimension of inequality regarding socio-spatial issues in comparison to traditional dimensions, such as class and ethnicity. Instead of typifying lifestyles and mapping lifestyle distributions in the city – the hitherto dominant form of using lifestyles in German geography – I argue for a more selective use of the concept, for instance, in research on neighbourhood dynamics or milieus and scenes.

**Keywords:** life styles; inequality; residential mobility; Berlin; social geography

## Zusammenfassung

Diese Arbeit betrachtet den Einfluss von Lebensstilen auf Wohnmobilitätshandlungen in zehn Berliner Untersuchungsgebieten. Aus einer handlungstheoretischen Perspektive steht die soziale Differenzierung von *Place-utility*-Definitionen und Handlungslogiken der Wohnmobilität im Mittelpunkt der Analyse. Die Beziehung zwischen Wohnmobilität und Lebensstilen wird dabei in beide Richtungen betrachtet: Einerseits, inwiefern Wohnmobilitätshandlungen und sozial-räumliche Unterschiede durch Lebensstile besser verstanden werden können. Andererseits, was die soziale Differenzierung von Wohnmobilitätshandlungen und Wohnstandorten über die Signifikanz des Ungleichheitsmerkmals Lebensstil aussagt. Damit nimmt diese Arbeit auch kritisch Bezug auf die deutsche Lebensstildiskussion, die seit zwei Jahrzehnten konzeptionelle und empirische Wege zur Entdeckung einer neuen sozialen Einfachstruktur sucht, und setzt sich mit der Übertragung des Lebensstilbegriffs auf raumbezogene Analysen auseinander.

In der empirischen Analyse qualitativer und quantitativer Daten wird das Ungleichheitsmerkmal Lebensstil in Anlehnung an den systematischen Lebensstilansatz von Otte (2004) in seiner altersspezifischen Dimension Modernität/biographische Perspektive und in seiner vertikalen Strukturierung entlang des Ausstattungsniveaus betrachtet. Im Ergebnis dieser Analyse zeigt sich eine lebensstilspezifische Differenzierung nach der biographischen Perspektive, wonach Wohnweisen anhand einander entgegengesetzter Semantiken von Stimulanz und Lebendigkeit auf der einen, Ordnung und Ruhe auf der anderen Seite geordnet werden. Das Ausstattungsniveau des Lebensstils drückt sich in hierarchischen Ordnungen von Wohnformen und -lagen aus, aber auch in unterschiedlich komplexen Anforderungen an die Wohnung. In ihrer Übersetzung in Handlungslogiken führen unterschiedliche Definitionen von *place utility* zu einer erheblichen lebensstilspezifischen Differenzierung der Wohnstandorte, insbesondere nach biographischer Perspektive. Die identifizierten lebensstilspezifischen Differenzen im Wohnen sind in Wirklichkeitsmodelle über die soziale Welt und die Position des Individuums darin eingebettet, aus der sie ihren sozialen Sinn beziehen. Diese untereinander zum Teil fundamental gegensätzlichen Modelle haben eine begrenzte soziale Reichweite und sind nur in wenigen Fällen über weite Teile der Gesellschaft anerkannt.

Das Ungleichheitsmerkmal Lebensstil erweist sich in den Analysen als signifikant für die Beurteilung unterschiedlicher Standort- und Wohnmobilitätsmuster. Insbesondere die Ergänzung quantitativer Typisierungen durch qualitativ-rekonstruktive Analysen eignet sich dafür, den sozialen Sinn unterschiedlicher Handlungsweisen zu ergründen. Die Ergebnisse dieser Arbeit sprechen aber nicht dafür, dass Lebensstile für die Analyse sozialräumlicher Zusammenhänge allgemein als besser geeignet anzusehen wären als traditionelle Dimensionen sozialer Ungleichheit. Anstelle der Typisierung und Kartierung von Lebensstilen in einer Stadt, die bisher die stadtgeographische Lebensstilrezeption dominiert, sollten Lebensstilanalysen selektiver etwa in der Untersuchung von Quartiersdynamiken oder für die Rekonstruktion von Milieus und Szenen eingesetzt werden.

**Schlagworte:** Lebensstile; Ungleichheit; Wohnmobilität; Berlin; Sozialgeographie

# 1 Einleitung

Diese Arbeit betrachtet die Differenzierung von Wohnmobilitätshandlungen nach Lebensstilen, einer Dimension von Ungleichheit die in den 1980er und 90er Jahren eine beachtliche Karriere in den Sozialwissenschaften gemacht hat. Unter Lebensstilen wird ein ganzheitliches Muster von Einstellungen, Werthaltungen und den daraus generierten Handlungsweisen verstanden, das seinen sichtbaren Ausdruck in verschiedensten Lebensbereichen findet: eine "Organisationsstruktur des individuellen Alltagslebens" (Hradil 1999a: 431), ein "raum-zeitlich strukturiertes [...] expressives Lebensführungsmuster" (Müller 1992: 1995) oder eine "Struktur und Form der Lebensorganisation" (Lüdtko 1990: 434).

In seiner Rezeption in Deutschland, auf die sich diese Arbeit im Wesentlichen bezieht, geht die Verwendung des Lebensstilbegriffs in aller Regel mit der Annahme größerer Freiheitsgrade im Handeln einher. Die durch die neuen Möglichkeiten entstehenden Defizite, die Klassen- und Schichtenmerkmale bei der Erklärung unterschiedlichen Verhaltens hinterlassen, versprechen Lebensstile dadurch zu beheben, dass sie einfacher wahrnehmbar sind und eine größere Relevanz für alltägliches Handeln und die soziale Interaktion besitzen.

Wie der kommerzielle Erfolg von Lebensstilklassifizierungen wie der Sinus-Milieus beweist, hat das Merkmal Lebensstil mit Erfolg zu einer sozial differenzierten Betrachtung von Konsumentenverhalten beigetragen. Lebensstile werden aber auch für die Analyse von Wahlverhalten (Gluchowski 1987), Einkaufsverhalten (Martin 2006), Verkehrsmittelnutzung (Götz 1998), Ökologie und Nachhaltigkeit (Schubert 2000, Rink 2002) und in vielen anderen Bereichen eingesetzt, wo man vermutet, die Differenzierung von Handlungsweisen mit klassischen Dimensionen von Ungleichheit nicht mehr ausreichend erklären zu können.

Mit dem Ziel dieser Arbeit, den Nutzen des Merkmals Lebensstil zum Verstehen von Wohnmobilitätshandlungen und sozial-räumlichen Dynamiken zu überprüfen, verbindet sich ein Anspruch, der über die Ermittlung statistischer Zusammenhänge zwischen Lebensstilklassifikationen und unterschiedlichen Handlungsmustern hinausgeht. Gefragt ist auch die *soziale Signifikanz des Ungleichheitsmerkmals* Lebensstil, die durch Prozesse, die unterschiedliche Lebensstile in eine räumliche Verteilung von Bevölkerungsgruppen übersetzt, zum Ausdruck kommen.

Die Frage nach dem Ungleichheitsmerkmal Lebensstil und seiner Signifikanz steht im Mittelpunkt von Diskussionen in der Sozialstrukturanalyse, die seit den 1980er Jahren über eine neue Struktur sozialer Ungleichheit geführt werden. Teile der Anhänger der Lebensstilforschung vertreten die These einer neuen, an Lebensstilen orientierten, sozialen Einfachstruktur auf Basis von Lebensstilen, die sich weitgehend von Klassen und Schichten entkoppelt hat. Sie begeben sich auf die Suche nach geeigneten Klassifikationen und Typisierungen von Lebensstilen, die aus ihrer Sicht besser den Verhältnissen einer individualisierten, post-industriellen Wohlstandsgesellschaft zu entsprechen scheinen als die in die Jahre gekommenen Schichtenmodelle. Diese Annahme und der damit verbundene radikale Bruch, der mit vertikalen Ungleichheitsmerkmalen vollzogen wurde, ist als "deutscher Sonderweg der Sozialstrukturanalyse" bezeichnet worden (Geisler

2002: 141), weil weder in Europa noch in Nordamerika vergleichbare wissenschaftliche Entwicklungen zu verzeichnen sind.

Die Spur der Lebensstile zieht sich auch durch sozialräumliche Analysen der Humangeographie. Die Ausdifferenzierung von Haushaltformen und Wohnpräferenzen und die Entwicklung einer post-industriellen Stadt mit vielfältigen Unterschieden in Bezug auf Raumnutzungen und Quartiersdynamiken lassen auch hier das Standardinstrumentarium auf der Basis des sozioökonomischen Status, der Ethnizität oder der Haushaltsform als zu grob erscheinen. Die Verwendung des Ungleichheitsmerkmals Lebensstil in sozialräumlichen Analysen verspricht neue räumliche Ordnungen jenseits der bekannten sozialräumlichen Differenzierungen aufzudecken und Dynamiken des sozialräumlichen Wandels besser zu verstehen. Phänomene wie Suburbanisierung, insbesondere aber Gentrification, die unter anderem auf veränderte Einstellungen und Ansprüche bestimmter Bevölkerungsgruppen zurückgehen, scheinen eine solche Vorgehensweise nahe zu legen. Modus der Rezeption des Lebensstilbegriffs für räumliche Analysen ist die Annahme einer doppelten Entkopplung des Lebensstils: zum einen, wie oben beschrieben wurde, die Entkopplung des Lebensstils von Klasse und Schicht, unter Betonung der Freiheitsgrade zur Wahl des Lebensstils, zum anderen die Entkopplung des Lebensstils vom lokalen Raum, unter Betonung der Freiheitsgrade zur Generierung neuer Raumbezüge jenseits des Lokalen.

Die folgende Untersuchung der lebensstilspezifischen Differenzierung von Wohnmobilitätshandlungen im hier abgesteckten Rahmen betrachtet die Relevanz von Lebensstilen aus einer offenen Perspektive, die unterhalb der Annahme der Signifikanz und Relevanz von Lebensstilen ansetzt und neugierig auf die Erklärungsleistung dieses Konzeptes ist. Dabei stehe ich jedoch unter dem Eindruck einer auch in den Sozialwissenschaften feststellbaren nachlassenden Begeisterung für die Lebensstilforschung, die sich einerseits aus den Vergleich zwischen Anspruch und Wirklichkeit der bisherigen Forschung begründet (Meyer 2001) und die andererseits die Annahmen zur geringen Relevanz klassischer Ungleichheitsmerkmale und zur Wählbarkeit des Lebensstils anzweifelt. Aus dieser Perspektive geht es in dieser Arbeit um die Frage, wie eine Integration des Ungleichheitsmerkmals Lebensstil für geographische Fragestellungen erfolgen könnte, aber auch darum, ob, inwieweit und für welche Probleme dies sinnvoll ist. Die hierfür notwendige theoretische Auseinandersetzung mit der Lebensstilforschung stellt damit nicht nur einen Weg zur Entwicklung des empirischen Ansatzes dar, sondern ist zugleich ein Ziel im Sinn einer Zwischenbilanz zur Lebensstilrezeption vor allem in sozialräumlichen Analysen.

Der Untersuchungsgegenstand in Form von Wohnmobilitätshandlungen wird dabei aus einer Perspektive betrachtet, die an individuellen Handlungszielen und -beschränkungen ansetzt und versucht, deren lebensstilspezifische Differenzierung zu erfassen. Dieser Zugang dient dazu, die Signifikanz des Ungleichheitsmerkmals Lebensstil anhand von Individuen genau zu verstehen, die individuellen Beobachtungen aber gleichzeitig zur Formulierung von Aussagen größerer Allgemeingültigkeit zu nutzen.

Die empirische Analyse stützt sich auf Daten, die in dem von mir bearbeiteten Forschungsprojekt "Wohnmobilität und Wohnstandortwahl in Berlin" am Geographischen Institut der Humboldt-Universität Berlin erhoben wurden. Diese Forschung war eines

von drei Teilprojekten des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Projektes "Mobilität in Berlin", das sich mit den Realisierungsmöglichkeiten einer "Stadt der kurzen Wege" auseinandersetzte (Gebhardt/Joos/Martin 2005, Martin 2006). Die hier verwendeten Daten entstammen einer standardisierten Bewohnerbefragung und einer Stichprobe qualitativer Interviews in zehn Berliner Untersuchungsgebieten unterschiedlichen städtebaulichen Typs.

### ***Gliederung***

Zur Untersuchung des Zusammenhangs von Lebensstilen und Wohnmobilität verwende ich in Kapitel 2 Konzepte der sozialen Differenzierung von Wohnmobilität. Ich wähle hierfür eine handlungstheoretische Perspektive, weil diese einen guten Zugang zur sozialen Differenzierung von Handlungssituationen und Handlungszielen im Feld der Wohnmobilität verspricht. Unter der Annahme einer Ausdifferenzierung handlungsleitender Normen und der Voraussetzung, dass das Wohnmobilitätshandeln für viele Individuen nicht bloß einen Zwang, sondern in gewissem Rahmen auch eine Wahl zwischen mehreren Optionen ausdrückt, verspricht diese Perspektive in methodologischer Hinsicht keine "falsche Abstraktion" des zu untersuchenden Gegenstands darzustellen (zum Abstraktionsbegriff vgl. Belina i.E.).

Aus den oben genannten Gründen fällt die an diesen Teil anschließende Auseinandersetzung mit dem Lebensstilbegriff in Kapitel 3 etwas ausführlicher aus. Sie widmet sich zuerst dem Entstehungszusammenhang, den konzeptionellen und empirischen Hintergründen des Lebensstilbegriffs und wendet sich dann dem Raumbezug des Ungleichheitsmerkmals Lebensstil zu. Das Kapitel schließt mit einem Katalog von Anforderungen an die empirische Untersuchung von Lebensstilen für sozial-räumliche Fragestellungen. In Kapitel 4 betrachte ich die sozial-räumlichen Dynamiken in Berlin seit dem Fall der Mauer und beschreibt damit den spezifischen lokalen Rahmen für die nachfolgenden empirischen Analysen. Dies geschieht anhand von Daten zur Entwicklung der Bevölkerung und des Wohnungsbestandes, der innerstädtischen Wanderungen und der daraus resultierenden Entwicklungsdynamiken verschiedener Teilräume der Stadt unter Berücksichtigung der stadtentwicklungspolitischen Regulation dieser Entwicklungen.

In Kapitel 5 untersuche ich auf der Basis des zuvor entwickelten Zugangs die Differenzierung von Wohnmobilität nach Lebensstilen in zehn Berliner Gebieten. Das Kapitel gliedert sich in einen Abschnitt mit quantitativen Analysen anhand einer Typisierung von Lebensstilen nach Otte (2004) und in einen Teil mit qualitativ-rekonstruktiven Analysen anhand von Bewohnerinterviews. Beiden Analysen stützen sich auf ein untersuchungsleitendes Handlungsmodell, das zu Beginn dieses Kapitels entwickelt wird.

Kapitel 6 fasst die empirischen Ergebnisse zusammen, zieht ein Fazit zum Nutzen von Lebensstilen in sozialräumlichen Analysen und nennt mögliche Anwendungsgebiete für die hier entwickelten Zugänge zu Lebensstilen.





## 2 Wohnmobilität aus der Perspektive des Individuums

In diesem Kapitel wird eine Perspektive auf Wohnmobilität und städtischen Wandel entwickelt, die sich eignet, die Frage nach der Bedeutung von Lebensstilen in diesem Feld zu untersuchen. Diese Frage kann auf unterschiedlichen Maßstabsebenen betrachtet werden, die in Verbindung zu unterschiedlichen theoretischen Perspektiven auf Wohnmobilität und städtischen Wandel stehen:

Auf der *Mikro-Ebene* des Individuums können individuelle Wohnmobilitätshandlungen als Ausdruck eines bestimmten Lebensstils (über unterschiedliche Präferenzen und Ressourcen) untersucht werden. Hier kann mit Handlungstheorien anhand der kleinsten Betrachtungseinheit des Individuums geklärt werden, wie sich städtischer Wandel vollzieht und welche Rolle der Lebensstil hierbei spielt. Auf der *Meso-Ebene* interessiert die Frage, inwieweit sich Gruppen auf der Basis von Lebensstilen konstituieren, die sich durch ähnliche Handlungsmuster auszeichnen. Sozialökologische Modelle setzen auf dieser Ebene an, wenn sie die Rolle bestimmter Gruppen für die Auslösung sozialräumlicher Dynamiken (etwa der Invasion oder Sukzession) betrachten. Auf der *Makro-Ebene* kann geklärt werden, wie über den Wohnungsmarkt und seine politische Regulation die Verteilung von Menschen im Raum geregelt wird. Lebensstilspezifische Effekte könnten in Form von Vermarktungsstrategien und Politikansätzen untersucht werden, die sich auf bestimmte Zielgruppen beziehen und die zum Entstehen lebensstilspezifischer sozialräumlicher Ordnungen der Stadt beitragen. Diese Perspektive wird beispielsweise von politökonomischen Ansätzen verfolgt.

Diese Untersuchung zum Thema Wohnmobilität und Lebensstile in Berlin setzt auf der Mikro-Ebene an, um die Relevanz von Lebensstilen für Wohnmobilität vom Individuum ausgehend zu betrachten. Individuelles Handeln als Ausgangspunkt der Betrachtung zu wählen, heißt dabei nicht, die Perspektiven der Meso- und Makro-Ebene des Zusammenhangs zwischen Wohnmobilität und Lebensstil komplett auszublenden. Vielmehr sollen über individuelles Handeln Effekte, die auf einer höheren sozialen Aggregatebene zu beobachten sind, verstanden werden. Der Vorteil dieser Perspektive ist ihre Unmittelbarkeit: Wohnmobilität wird nicht als ein begleitendes Phänomen städtischen Wandels, sondern als die eigentliche Form seiner Umsetzung, als Motor für Veränderungen der Bevölkerungszusammensetzung betrachtet (Kemper 2003: 240). Man kann zumindest dann Erkenntnisse von einer handlungstheoretischen Perspektive erwarten, wenn die betrachteten Individuen über Handlungsalternativen verfügen und Handeln nicht nur das Ergebnis struktureller Gewalt ist; wenn also Wohnmobilität nicht einen "Zwangsscharakter" annimmt, wie ihn Kreibich (1979) aus seiner Untersuchung westdeutscher Wohnungsmärkte ableitete.<sup>1</sup>

Neben der Unmittelbarkeit handlungstheoretischer Ansätze spricht auch der pragmatische Grund der Kompatibilität dieses Ansatzes sowohl zu Konzepten der Wohnmobilität als auch zu der Lebensstilforschung dafür, diese Perspektive als Zugang zur Fragestellung dieser Arbeit zu wählen. Ein weiteres Argument ist schließlich darin zu sehen, dass

---

<sup>1</sup> Im letztgenannten Fall würde man sich stärker Webers Idealtypus des "bloß reaktiven" Sichverhaltens annähern (Weber 1980 [1922]: 2).

für diese Arbeit Individualdaten über Wohnmobilität zur Verfügung stehen. Es liegt also nahe, diese mit qualitativen und quantitativen Ansätzen erhobenen Primärdaten zu verwenden, um handelnde Individuen besser zu verstehen. Aus diesen Gründen werden im Folgenden Ansätze betrachtet, die Wohnmobilität vom Individuum her betrachten. Dabei wird auch geklärt, wie das Ungleichheitsmerkmal Lebensstil in diese Konzepte passt.

Nach handlungstheoretischer Vorstellung sollte jedes Makro-Phänomen erst im Anschluss an die Betrachtung seiner Elemente auf der Mikro-Ebene analysiert werden, denn jeder kollektive Zusammenhang kann "immer nur aus einem [...] indirekten Effekt bestehen" (Esser 1993: 100). Esser konfrontiert soziologische Erklärungen, die ausschließlich auf der Makro-Ebene bleiben, mit dem Vorwurf ihrer "notorischen Unvollständigkeit". Sie hätten die Tendenz, soziale Prozesse "über die Köpfe der Akteure hinweg" deuten zu wollen und würden so gegen das "Gebot des Verstehens" verstoßen (ibid.: 101f). Bezieht man dieses Argument auf das Feld der Wohnmobilität, müssen also Erklärungen von Makrophänomenen wie Suburbanisierung, Segregation und der Verdrängung von Bevölkerungsgruppen immer auf die Grundbausteine dieser Phänomene in Form individueller Wohnmobilitätshandlungen und der dahinter stehenden Motive zurückgreifen.

Dabei ist zunächst zu berücksichtigen, dass nicht alle Handlungsfolgen beabsichtigt sind und dass nicht jedes Phänomen auf der Makro-Ebene das beabsichtigte Ergebnis jeder einzelnen Handlung auf der Mikro-Ebene ist. Angesichts der Komplexität des Zusammenwirkens vieler einzelner Handlungen wäre eine solche Deutung nicht realistisch. So können beispielsweise Segregation oder Gentrification zum Teil auch als unbeabsichtigte Folge des Handelns einer Vielzahl von Akteure mit sehr unterschiedlichen Motiven verstanden werden (vgl. Leuthold 1998: 49, Odermatt 1997: 140, Friedrichs 2000: 61).

Außerdem ist anzumerken, dass auch Passivität eine Form des Handelns ist: So kann beispielsweise das Verbleiben großer Teile der Erstbeziehergeneration in einem Wohngebiet dazu führen, dass sich dieses Viertel in Form einer allmählichen kollektiven Alterung verändert.

Nachdem das Handeln bereits im Mittelpunkt der Soziologie Webers stand, gewinnen handlungstheoretische Ansätze in jüngerer Zeit in der Geographie und den Sozialwissenschaften wieder an Einfluss. Diese aktuelle Konjunktur handlungstheoretischer Ansätze kann zumindest zum Teil auf eine veränderte Vorstellungsweise von Gesellschaft zurückgeführt werden, die von größeren individuellen Freiheitsgraden ausgeht und stärker auf individuelles Handeln als auf strukturelle Beschränkungen desselben gerichtet ist (Schulze 1993, Beck 1986, siehe Kapitel 3.1). Etwas verkürzt gesagt, wird aus der soziologischen Diagnose des Individualismus ein methodologischer Individualismus hergeleitet.

## **2.1 Wohnmobilität als Verhalten**

Im Kontext der von positivistisch-scientistischen Perspektiven auf Wohnmobilität geprägten 1960er und 70er Jahre stellen verhaltenstheoretische oder behavioristische Ansätze einen ersten Schritt dar, das Individuum stärker in den Mittelpunkt der Betrachtung zu setzen. Der Interessenschwerpunkt des *behaviourism* sind Regelmäßigkeiten menschlichen Verhaltens. Im klassischen Verständnis dieses Ansatzes wird Verhal-

ten als Reaktion des Individuums auf einen äußeren Reiz verstanden. Zur Reize auslösenden Umwelt gehört hier auch die soziale Umwelt, d.h. das Gesellschaftliche und die soziale Interaktion.

Mit dem verhaltenstheoretischen Ansatz gelangt die individuelle kognitive Verarbeitung und Wahrnehmung der Welt in das Blickfeld der Sozialwissenschaft und mithin der Geographie. Die Außenwelt wird als Quelle von Reizen für das Individuum betrachtet und ist damit nicht mehr als objektive Gegebenheit, sondern ausschließlich in ihrer Verarbeitung durch das Individuum bedeutsam. Damit positionieren sich verhaltenstheoretische Modelle gegen objektivistisch-positivistische Modelle, die die Ebene der Kognition durch einfache Prämissen überspringen; in der Geographie etwa in Form raumwissenschaftlicher Gravitationsmodelle, die Wohnmobilität als Ergebnis von Distanzen und Masse zu erklären versuchen (vgl. Werlen 2000: 279).

Die verhaltenstheoretische Perspektive ermöglicht es, die sehr allgemeinen Annahmen, die viele Modelle auf der Makroebene dem menschlichen Verhalten zu Grunde legen, zu hinterfragen und durch ein aufwändiges empirisches Programm erheblich zu differenzieren. Dies geschieht auch in der Hoffnung, durch eine dem Menschen angemessenere Sicht auf die Phänomene eine gleichfalls angemessenere Basis für die Planung des Wachstums, der Entwicklung und der Umgestaltung von Städten zu schaffen (Brown/Moore 1970: 1).

Die objektive Wohnsituation, etwa in Form der Ausstattung einer Wohnung oder eines Wohnviertels findet erst über ihre kognitive Verarbeitung Eingang in verhaltenstheoretische Erklärungen. Während der Handlungstyp des *homo oeconomicus*, der vielen klassischen Wanderungsmodellen zu Grunde liegt, den Raum so wahrnimmt, wie er ist, und sein Verhalten ständig den veränderten Bedingungen anpasst, ist die Trennung zwischen Akteur und Umwelt im *behaviourism* stärker, ein Abgleich zwischen beiden findet so lange nicht statt, wie ein "gut genug" im Sinne des Individuums aufrechterhalten wird. Der Akteur ist kein *optimiser*, sondern ein *satisficer*, dessen Handeln darauf beschränkt ist, "to better satisfy the needs and desires" (Brown/Moore 1970: 1). In diesem Sinne stellen Wohnmobilität und Migration eine Anpassung an Bedürfnisse dar, eine "individual or group adaption to perceived changes of the environment" (Wolpert 1965: 161).

Die Kognition als maßgeblicher Faktor für das Verhalten im *behaviourism* führt zur Unterscheidung zwischen inneren und äußeren Faktoren, die das Wanderungsverhalten beeinflussen können: Zum einen können Veränderungen der Umwelt, der "continuous source of stimuli to which the household responds" (Brown/Moore 1970: 2) bei gleich bleibendem Anspruchsniveau zu einer exogen induzierten Veränderung der Situation durch das Individuum führen. Zum anderen kann sich das Anspruchsniveau (endogen) selbst verändern, so dass objektiv gleiche Bedingungen subjektiv neu bewertet werden (Kecskes 1994: 129).

Wenn Anspruch und Wahrnehmung der Wohnsituation auseinanderklaffen, muss dies also nicht zu einem Umzug führen. Denkbar ist auch die zweite Option einer aktiven Veränderung der Situation, die zur Unzufriedenheit geführt hat, was von Hirschman (1970) *voice* bzw. Widerspruch genannt wird. Eine dritte Option ist die der Passivität, der Senkung des eigenen Anspruchsniveaus. Die beiden Alternativen zum Umzug in

Form von Widerspruch oder Passivität wurden in der Wohnmobilitätsforschung allerdings selten untersucht (vgl. Kecskes 1994).

Innere wie äußere Veränderungen stellen potenzielle Stressoren dar. Sie können eine "spatial incompatibility" zwischen Wohnbedürfnissen und der wahrgenommenen Umwelt auslösen (ibid.: 3) und das Individuum zu Verhaltensänderungen reizen. Aus dieser Annahme sind *stress-threshold*-Modelle entwickelt worden, wonach Individuen solange nicht den Wohnstandort wechseln, wie die angestrebte Zufriedenheit mit der Wohnsituation gegeben ist (Speare 1974). Erst bei Unterschreitung dieser Schwelle entsteht subjektiv Stress, der zu einer Veränderung der Situation (zum Beispiel durch Wohnmobilität) führt.

Wolperts Konzept von "*place utility*" für den bei Wohnmobilität einschlägigen Nutzen bietet einen konzeptionellen Anschluss zum *stress-threshold*-Modell. Er definiert *place utility* als "net composite of utilities which are derived from individual's integration at some position in space" (Wolpert 1965: 162). Solange der angestrebte Nutzen aus dem Wohnen erreicht wird, verändert das Individuum nichts. Erst wenn der subjektive Nutzen unter die Ansprüche sinkt, wird gehandelt, auch wenn zwischenzeitlich eine Möglichkeit zur Verbesserung der *place utility* auf den Plan tritt, die ein *homo oeconomicus* sofort ergreifen würde.

Frick (1996:62) und Kalter (1997: 51) interpretieren die größere Trägheit des *satisficers* verhaltenstheoretischer Modelle als kompatibel mit einem Menschenbild, dass von Nutzenmaximierung ausgeht, da bei einem *satisficer* lediglich die Suchkosten höher ins Gewicht fallen würden. Ein *satisficer* wäre demnach ebenso an Nutzenmaximierung orientiert, würde aber die Kosten, die zur Beschaffung von Information über neue Möglichkeiten aufgewendet werden müssen, entsprechend stärker berücksichtigen. Bei dieser Betrachtungsweise wird allerdings das eigentliche Kennzeichen des *satisficing*, die Beurteilung einer Situation als gut genug, solange ein bestimmtes Anspruchsniveau erfüllt ist, zu einer Kostenfrage verengt.

Der wesentliche Vorteil, den der verhaltenstheoretische Zugang zu Wohnmobilität gegenüber den meisten Makro-Modellen der Wohnmobilität hat, ist die Vorstellung nicht objektiv gegebener, sondern individuell verschiedener Wohnpräferenzen. Die Beurteilung einer Wohnsituation wird damit nicht mehr anhand vermeintlich allgemeingültiger, homogener Maßstäbe des angestrebten Nutzens einer Wohnung konzipiert. Mit der Perspektive auf die Kognition der Akteure und die Ablehnung objektiver Referenzpunkte erlaubt der verhaltenstheoretische Blick auf Wohnmobilität die Integration von gruppenspezifischen Bedürfnissen und Bewertungsmaßstäben des Wohnens: Verschiedene Gruppen wenden unterschiedliche Maßstäbe auf die Wohnung, das Wohnviertel und die Lage in der Stadt an. Exogene Faktoren werden kognitiv unterschiedlich verarbeitet: Eine suburbane Wohnlage gilt für manche Menschen als Wunschsituation, während sie mit den Ansprüchen anderer nicht in Einklang zu bringen ist; objektiv unterdurchschnittliche Wohnbedingungen (z.B. ein hoher Lärmpegel) lösen bei manchen Menschen größeren Stress aus als bei anderen; bestimmte exogene Veränderungen, z.B. der Wohnungsmarktsituation oder der Bevölkerungszusammensetzung, können kognitiv unterschiedlich verarbeitet werden. Der verhaltenstheoretische Ansatz bietet damit

Möglichkeiten, eine soziale Differenzierung der Kognition wesentlicher Einflussfaktoren von Wohnmobilität und des daraus resultierenden Verhaltens zu beschreiben.

In der empirischen Umsetzung ihrer theoretischen Konzepte hat die verhaltensgeographische Wohnmobilitätsforschung in multivariaten Modellen versucht, die verschiedenen, gruppenspezifisch variierenden Einflussfaktoren der Wohnmobilität herauszuarbeiten (vgl. Golledge/Stimson 1997). So fordern Brown und Moore eine Differenzierung der Bevölkerung "on the basis of differing sets of environmental needs", weil angenommen werden müsse, "that systematic differences between household needs can be identified, i.e. that a functional relationship between a household's characteristics (socioeconomic traits, stage in life cycle etc.) and its needs can be established" (Brown/Moore 1970: 3). Ein Hauptergebnis der verhaltenstheoretischen Wohnmobilitätsforschung ist, dass insbesondere die Phasen des Lebenszyklus für die Differenzierung der Kognition eine herausgehobene Rolle spielen (Rossi 1980; Brown/Moore 1970). In seinem engen Zusammenhang mit der Haushaltsform ist auch das Merkmal Lebensstil als Ausdruck verschieden definierter Bedürfnisse und unterschiedlicher Kognition derselben Situation verhaltenstheoretisch relevant. Aus unterschiedlichen Definitionen von Nutzen und unterschiedlichen Kognitionen würden sich zwangsläufig unterschiedliche Handlungsmuster ergeben, die dann als Ausdruck verschiedener Lebensstile verstanden werden können. Die Perspektive des *behaviourism* drang in Bereiche menschlichen Verhaltens vor, die durch häufig unempirische rationale Akteure der raumwissenschaftlichen Wanderungsmodelle nicht gedacht werden konnten. Aus unterschiedlichen Kognitionen der Situation (und nicht aus ihrem objektiven Gehalt) konnten so Gesetzmäßigkeiten des Wanderverhaltens wie die "cumulative inertia" entwickelt werden, die mit steigender Wohndauer sinkende Umzugswahrscheinlichkeit. Eine andere verhaltenstheoretische Erkenntnis ist der Mechanismus der kognitiven Dissonanzreduktion, der dazu führt, dass ursprünglich mit ihrer Wohnsituation unzufriedene Menschen sich mit dieser immer mehr abfinden, obwohl sich an der objektiven Situation nichts verändert (vgl. Häußermann/Siebel 1996: 217ff).

Neben diesen Verdiensten des verhaltenstheoretischen Ansatzes sind aber auch Widersprüche zwischen dem Erklärungsanspruch und den verwendeten Konzepten und Modellen zu verzeichnen. Ein erster Widerspruch liegt in dem Anspruch, Gesetzmäßigkeiten der Raumwahrnehmung und des räumlichen Verhaltens zu formulieren, wodurch eine normierende objektive Wirklichkeit als Bezugspunkt zur Messung der Wahrnehmungen häufig durch die Hintertür wieder eingeführt wird. Dies drückt sich zum Beispiel darin aus, dass der metrische rationale Raum als Referenzpunkt zur Messung von Verzerrungen und Deformationen der Informations- und Suchräume der Individuen herangezogen wird.

Damit zusammenhängend führt die kognitive bzw. individualpsychologische Ausrichtung der *behavioural geography* zu einer Auseinandersetzung mit Mustern *menschlichen* Verhaltens, die oft diesseits sozialer Differenzierungen stehen bleibt. Beispielsweise bleibt unklar, wann unterschiedliches Verhalten aus einem Zwang, einem Sich-Abfinden mit den eigenen Möglichkeiten oder aus einer selbstbewussten Behauptung des eigenen Geschmacks entsteht. Das Bestreben, vor allem *menschliches* Verhalten und nicht seine soziale Differenzierung zu verstehen, zeigt sich in einem sehr vorsichtigen Umgang mit sozialer Ungleichheit, der in Äußerungen wie: "there is a distinct possibility that some

urban social dysfunction and pathologies are spatially correlated with stress indices" zum Ausdruck kommt (Golledge/Stimson 1997: 474). Macht- und Ungleichheitsstrukturen bleiben also häufig unberücksichtigt, oder werden auf der Ebene statistischer Zusammenhänge untersucht, ohne Sinnbezüge herzustellen. Dabei erweist sich die Zweiteilung des verhaltenstheoretischen Weltbildes in Individuum und Umwelt als problematisch für die Differenzierung des Sozialen, das als Bestandteil der Umwelt gedacht wird (vgl. auch Wirth 1981: 179). Damit kann die aktive Interaktion zwischen Gruppen, etwa in Form von konfligierenden Ansprüchen und Wohnbedürfnissen verhaltenstheoretisch kaum thematisiert werden und findet bestenfalls Eingang in Wohnpräferenzen und Statusvorstellungen des Wohnens. Es fällt entsprechend schwer, soziale Gruppen zwischen den individuell erhobenen Kognitionen und Verhaltensweisen und den humanen Gesetzmäßigkeiten zu etablieren.

Das Eindampfen des Sozialen zum Umweltfaktor, die Differenzierung des Verhaltens mittels sozialstatistischer Merkmale an Stelle einer Rekonstruktion von Handlungslogiken bestimmter sozialer Gruppen und die zuweilen naturwissenschaftlich anmutende Beschäftigung mit der Regelmäßigkeit des menschlichen Verhaltens (Werlen 2000: 272) in verhaltenstheoretischen Modellen lassen letztlich viele Chancen einer auf Individuen gerichteten Betrachtungsweise ungenutzt. Da die Umwelt als weitgehend gegeben angesehen wird, da es (außer den Forschenden) keine Handelnden gibt und da über die kognitive Ebene nur mittelbar Zugang zur Gesellschaft besteht, wird es entsprechend schwer, Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen zu formulieren.

Bereits frühzeitig forderten Kritiker der verhaltenstheoretischen Ansätze, die "aktive Auseinandersetzung" des Menschen mit seiner Umwelt an Stelle von "passivem Registrieren" zu betrachten (Wirth 1981: 169). Um das Individuum Ernst zu nehmen, so eine weitere Forderung, müssten "Einstellungen und Präferenzen durch den Sinnbezug auf die hinter konkreten Handlungen stehenden Ziele, Werte und Intentionen erst konstituiert werden", anstatt diese weit entfernt von Handlungskontext der Individuen abzufragen (Weichart 1987: 87).

Die von verhaltenstheoretischen Ansätzen betonte Relevanz der individuellen Wahrnehmung und die Affirmation sozial differenzierter Bedürfnisse und Kognitionen der Situation bieten jedoch eine wichtige Basis für ein besseres Verständnis von Wohnmobilität, das in handlungstheoretischen Ansätzen unter direktem Bezug auf die Kritikpunkte am *behaviourism* weiterentwickelt wurde.

## 2.2 Wohnmobilität aus handlungstheoretischer Perspektive

Der Begriff "*place utility*" von Wolpert markiert gewissermaßen den Übergang von verhaltens- zu handlungstheoretischen Konzepten von Wohnmobilität, da mit diesem Begriff konkrete Ziele der Wohnmobilität zum Thema gemacht werden können. In handlungstheoretischen Ansätzen erhalten bewusste individuelle Entscheidungen und die Intentionalität der Handelnden eine größere Bedeutung. Man geht nicht von Individuen aus, die auf ihre Umwelt reagieren, sondern von einer größeren Bewusstheit und stellt Absichten und Ziele und die Maßnahmen zu ihrer Verwirklichung in den Mittelpunkt (Werlen 1997, Leuthold 1998). Handeln wird dabei als etwas Sinnhaftes gedeutet, das mit mentalen Eigenschaften des Subjekts in Verbindung steht (Reckwitz 2004: 308).

Handlungstheorien umfassen aber kaum ein einheitliches Feld von Modellen und Theorien. Ausgehend von aktuellen zweckrationalen Modellen werden im Folgenden die Möglichkeiten handlungstheoretischer Ansätze zum Verstehen und Erklären von Wohnmobilität und urbanen Dynamiken dargestellt.

### 2.2.1 Zweckrationalität aus subjektiver Sicht

Das zweckrationale Handlungsmodell geht von der Vorstellung aus, dass Menschen in der Verfolgung ihrer Ziele eine möglichst optimale Wahl ihrer Mittel vornehmen. Dies setzt voraus, dass man Vergleiche zwischen Handlungsmöglichkeiten anstellt, Kosten und Nutzen veranschlagt und so eine Ordnung innerhalb der gegebenen Möglichkeiten aufstellt. Rational steht dabei für maximierend, auf welches Ziel hin maximiert wird, bleibt offen. De Jong und Fawcett führen für Wohnmobilität die Motive "Wohlstand, Status, Komfort, Stimulation, Autonomie, soziale Integration" und "Moralität" auf (1981:50, zit nach Kalter 1997: 48).

Ein erster Vorzug dieser Vorstellung ist, dass sie dem "common-sense-Modell des Alltags und der Alltagssprache" entspricht (Reckwitz 2004: 308), insofern sie die sprachlichen Objektivierungs- und Rationalisierungsweisen des Sprechens-über-Handeln einfängt. Auch im Reden über Umzüge wird im Alltag häufig mit Optionen (Wohnungen) und Zielen (Wohnpräferenzen, Unzufriedenheit) operiert. Natürlich spielt auch der Finanzrahmen des Umzugs eine Rolle, der in dieser Sichtweise den Rahmen der Optionen einschränkt.

Doch das Argument der Alltagsnähe von Handlungstheorien, das sich letztlich aus den einfachen Grundannahmen und der Vorstellung logischer Konsistenz bei den Akteuren des zweckrationalen Modells speist<sup>2</sup>, lässt sich auch umkehren. Wenn alle Handlungen in letzter Konsequenz auf die Maximierung des Nutzens zurückgeführt werden sollen, müssen die Individuen ein großes Maß an "theoretischem Verständnis" für ihre Situation besitzen und in der Lage sein, sehr genaue Auskünfte über ihre Handlungsmotive zu geben. Nur so kann vermieden werden, dass aus dieser wissenschaftlichen Perspektive nur theoretisch-empirische Artefakte erzeugt werden (vgl. Giddens 1997: 55f).

Im Folgenden werde ich zunächst anhand von Essers Theorie der subjektiven Nutzenerwartung (SEU, *subjective expected utility*) und Kalters Anwendung dieser Theorie auf das Untersuchungsfeld der Wohnmobilität einen zweckrationalen Ansatz betrachten, der in letzter Zeit in sozialwissenschaftlichen Analysen allgemein und in der Untersuchung von Wohnmobilität erheblich an Terrain gewonnen hat. Kennzeichnend für diesen Ansatz sind ein gewisser Universalitätsanspruch und der Versuch, theoretische Konzepte und empirische Ergebnisse aus anderen Wissenschaftsbereichen zu integrieren (Esser 1991). Mit dem SEU-Ansatz wird das klassisch zweckrationale Menschenbild des perfekt informierten, optimal handelnden *homo oeconomicus* und damit die Annahme perfekter Informiertheit (etwa über Wohnungsangebote) fallen gelassen. Stattdessen wird der Nutzen aus Sicht des Individuums anhand seiner eigenen Annahmen betrachtet, die sich auch als Fehleinschätzungen (gegenüber einer objektiv gegebenen Lage) erweisen können. Das Prinzip der Nutzenmaximierung bleibt jedoch auch in dieser subjektiven Vari-

---

<sup>2</sup> Werlen (1999) spricht von der größten "thematischen Einklammerung", die dieses Modell gegenüber anderen Handlungstheorien vornimmt.

ante als die "denkbar einfachste und beste Erklärung" erhalten, die, wie Esser ausführt, nur aufzugeben sei, "wenn es gar nicht mehr anders geht" (Esser 1993: 135).

Der Akteurstyp, von dem der SEU-Ansatz ausgeht, wird von Lindenberg (1985) als *resourceful, restricted, evaluating, expecting, maximizing man* bezeichnet – nach den Anfangsbuchstaben dieser angenommenen Eigenschaften RREEMM. Diese Eigenschaften des Akteurs entsprechen zusammengekommen dem Prinzip der *bounded rationality*, das aufgrund der Annahme beschränkter Ressourcen die Forderung beinhaltet, die Kosten für die Suche nach Handlungsalternativen zu berücksichtigen. Zur Senkung von Informationskosten wird die Suche nach der optimalen Handlungsoption demnach häufig durch Routinen der Mittelwahl, erlernte, standardisierte Handlungsabläufe (*scripts*) und unscharfe, übergreifende Zielrahmen (*frames*) vereinfacht. Damit wirken sich auch veränderte Opportunitäten auf das Handeln mit einer gewissen Trägheit aus, weil diese nicht sofort erfasst werden können (Antweiler 2000: 45). Die Vorstellung einer *procedural rationality* berücksichtigt zudem, dass sich Akteure oft sequentiell entscheiden müssen und nie alle Optionen gleichzeitig zur Verfügung stehen, was gerade bei der Wohnungssuche einleuchtet (Antweiler 2000: 48, 55). Die mikrotheoretischen Annahmen eines RREEMM-Homunculus entsprechen der Realität der Wohnungssuche besser als die eines *homo oeconomicus*.

Die auf Basis dieses Akteurstyps durchgeführten Mikroanalysen des Handelns sollen in einem zweiten Schritt über so genannte Brückenhypothesen zu höheren sozialen Aggregatebenen zusammengefasst werden. Diese Hypothesen beinhalten Aussagen darüber, "wie sich bestimmte (strukturelle) Merkmale auf die Logik der Situation, in der die Akteure ihre Handlungen wählen, und damit – über diesen Umweg – auf die Handlungen selbst und das aus ihnen aggregierte kollektive Explanandum auswirken" (Kalter 1997: 49). Mit Brückenhypothesen können Individuen dann anhand der für die Situation als relevant identifizierten Merkmale zu ähnlichen Akteurstypen (z.B. hinsichtlich der Handlungsressourcen, der Kognition und Evaluation) zusammengefasst werden (ibid.).

Aus der mikrosozialen Beobachtung, dass Menschen mit gegebenen Ressourcen und Wohnpräferenzen bestimmte Segmente auf dem Wohnungsmarkt nachfragen, ließen sich unter Berücksichtigung der Wohnungsmarktsituation kollektive Umzugsmuster aggregieren. Die Relevanz der Ungleichheitsdimension Lebensstil ließe sich also daran erkennen, wie sich unterschiedliche Lebensstile in unterschiedlichen Kognitionen und Bewertungen ausdrücken, die zu bestimmten Handlungsweisen führen und sich dann zu Makroeffekten verdichten. Menschen mit ähnlichen Handlungsbedingungen und Handlungsweisen qua Lebensstil wären dann zusammenzufassen, um die Auswirkungen ihrer Wohnmobilitätshandlungen auf der Makro-Ebene zu betrachten.

### 2.2.2 Die "Berechnung" von Mobilitätskalkülen

In seiner empirischen Arbeit über Wohnstandortwechsel in Deutschland versucht Kalter (1997) auf den Spuren von Hartmut Essers SEU-Ansatz eine Integration der Erkenntnisse bisheriger Makro- und Mikroansätze der Wanderungsforschung.

Die Übertragung der Annahmen zweckrationaler Akteure auf das Feld der Wohnmobilität mündet in eine Vorstellung eines Individuums, das unter verschiedenen Handlungsalternativen (hier in Form von Wohnorten) genau die auswählt, die den größten subjektiv



empfundene Nutzen bringt (Kalter 1997: 47). Kalter kritisiert den "kollektivistischen Fehlschluss" von Makrotheorien, "soziale Phänomene direkt auf strukturelle Ursachen zurückzuführen", ohne vorher zu betrachten, welche strukturellen Merkmale sich auf das individuelle Handeln auswirken und wie die verschiedenen individuellen Handlungen letztlich das soziale Makro-Phänomen bilden (ibid.: 40). Der SEU-Ansatz bietet nach Kalter den Vorzug, "erklärende Faktoren von Migrationsbewegungen – sei es auf der Mikro- oder auch auf der Makroebene – als Randbedingungen des individuellen Kalküls aufzufassen und somit in ein einheitliches Modell zu bringen" (ibid.: 11). Strukturelle Faktoren wie sozioökonomische Determinanten des Wanderungsverhaltens sollen in das Handeln integriert werden, indem sie die zur Verfügung stehenden Handlungsalternativen, sowie "die Evaluation und die Kognition der Akteure" direkt beeinflussen (ibid.: 48).

Im SEU-Modell werden den verschiedenen Handlungsmöglichkeiten (Umzüge an verschiedene Wohnstandorte bzw. Verweilen am jetzigen Wohnort) differenzierte Nutzendefinitionen (Arbeitsmöglichkeiten, Nähe zu Freunden etc.) und Eintrittswahrscheinlichkeiten für den angestrebten Nutzen zugeordnet – alles aus der Sicht der handelnden Subjekte. Dieses Modell wird mathematisch aufbereitet als Matrix der subjektiven Erwartungen, die für jede Handlungsalternative ein Produkt aus der Nutzenseinschätzung und seiner angenommenen Eintrittswahrscheinlichkeit berechnet. Dabei wird nach der Annahme von Zweckrationalität die Alternative gewählt, die den maximalen Nutzen ergibt. Erzwungene Umzüge werden in diesem Modell als extrem hohe Kosten und somit quasi als Nicht-Existenz der Handlungsalternative Immobilität modelliert (ibid.: 62).

Die SEU-Matrix wird von Kalter gefüllt mit Daten einer "explizit auf eine Überprüfung der zugrunde liegenden theoretischen Modellierungen ausgerichteten" zweiwelligen Panel-Befragung in Ost- und Westdeutschland, die in Form standardisierter Telefon-Interviews 1993 und 1994 durchgeführt wurde.<sup>3</sup> Kalter betrachtet auf Grund seines Interesses an Wanderungen über die Gemeindegrenzen in erster Linie Gemeindestandorte und nicht Wohnungen und Wohnstandorte *innerhalb* einer Stadt.<sup>4</sup>

Er zerlegt die Wanderungsentscheidung in drei Stufen, von denen jede mit einem spezifischen zweckrationalen Handlungsmodell interpretiert wird. Der Tatsache, dass viele Menschen gar nicht erst an Wanderung denken, wird dadurch berücksichtigt, dass der Entscheidung, ob gewandert wird, eine Stufe der Wanderungserwägung vorgeschaltet wird. Erst bei der zweiten Stufe, dem Wanderungsplan, fallen Kosten für die Informationsbeschaffung an. Als dritte Stufe dieses idealtypischen Ablaufs folgt schließlich die eigentliche Wanderung (ibid.: 12, 66). Aufgrund dieser Annahme der abnehmenden

<sup>3</sup> Die Stichprobe ist nach verschiedenen "Entscheidungsstufen" des Migrationsprozesses geschichtet. In der ersten Welle wurden zunächst über 8.000 zufällig ausgewählte Personen per Kurzinterview nach ihren Wanderungsgedanken und -plänen "gescreent", so dass eine nach dem Vorliegen von Wanderungsplänen oder -gedanken geschichtete Teilmenge von ca. 2.000 Personen für intensivere Befragungen ausgewählt werden konnte. Etwa zwölf Monate später wurden diese Personen in einer zweiten Welle erneut befragt, um das tatsächliche Wanderungsverhalten mit den zuvor genannten oder nicht genannt Wanderungsgedanken oder -plänen zu vergleichen (Kalter 1997: 238ff).

<sup>4</sup> Bei innerstädtischer Mobilität dürfte die Sicherheit über das Eintreten eines erwarteten Nutzens durchweg höher und leichter einschätzbar sein, denn es geht seltener um die Optimierung schwieriger einzuschätzender ökonomische Effekte (z.B. Arbeitsplätze) und häufiger um kleine Verbesserungen (Wohnungsgröße und -ausstattung, Nähen und Distanzen, Eigenschaften von Wohnvierteln). Auf der anderen Seite sind auch die Kosten niedriger und kalkulierbarer, so dass die Unsicherheit kleiner wird. Die große Rolle, die die subjektiv beurteilte Eintrittswahrscheinlichkeit eines Ereignisses hat, wäre im innerstädtischen Kontext somit abgeschwächt.

Abstraktion wird das Handlungs- bzw. Wanderungsmodell von der ersten Wanderungserwägung bis zur Wanderung komplexer.

Für jede der drei Stufen des Wanderungsmodells wird nun ein zweckrationales Handlungsmodell konstruiert, bei dem Ereignisse (Umzug wurde erwogen, Umzug innerhalb der nächsten zwölf Monate ist geplant, tatsächlicher Umzug fand in den folgenden zwölf Monaten statt) als von geäußerten Einschätzungen, Kalkülen und Absichten abhängige Variable betrachtet werden. Praktisch setzt Kalter dies über die Ermittlung einer möglichst optimalen Regression für das beobachtete Verhalten um. Damit überprüft er auch die Erklärungskraft des dreistufigen Modells insgesamt, indem die Variablen, die den Übergang von einer Stufe zur nächsten (z.B. vom Wanderungsplan zur Wanderung) "erklären", aufgedeckt werden sollen.

Zur Erklärung der Beobachtung einer Wanderungserwägung geht Kalter zunächst noch von einem sehr groben Kalkül der Befragten ("Daumenregeln") aus, das die Handlungsalternative Wanderung anhand der verschiedenen Handlungsziele gegenüber dem jetzigen Wohnort als besser, schlechter oder gleich/unklar klassifiziert und nur wenige Ziele betrachtet (ibid.: 78). Auch Kostenterme werden nur mittels grober Einschätzungen der Mühen des Umzuges zur Erklärung der Entstehung eines Wanderungsgedankens herangezogen (ibid.: 82f). Bei der Umsetzung des Gedankens in einen Wanderungsplan (operationalisiert als vermuteter Umzug innerhalb der nächsten 12 Monate) legt Kalter bereits ein "wesentlich detaillierteres Kalkül" der Befragten zugrunde (ibid.: 137). Es zeigt sich, dass nahezu "vollendete Tatsachen" oder relativ sicher voraussagbare Ereignisse, etwa eine Kündigung, ein bereits sicherer Arbeitsplatz an einem anderen Ort oder ein geplantes Zusammenziehen mit einem Partner die besten Prädiktoren für das zu erklärende Ereignis darstellen (ibid.: 79, 165). Bemerkenswert ist hierbei aber, dass gerade diese Zusammenhänge das theoretische Konstrukt der dreistufigen streng rationalen, stetigen Kalkülverfeinerung erheblich durcheinander werfen (ibid.: 141), denn es handelt sich hierbei gerade um weniger planbare Ereignisse, die von den Entscheidungen anderer abhängig sind und die sehr schnell vollendete Tatsachen schaffen.

Beim Übergang vom Plan zur tatsächlichen Wanderung zeigt sich außerdem, dass die geäußerten Absichten häufig nicht in die Tat umgesetzt werden (ibid.: 194). Während solche Ereignisse beispielsweise von Rossi (1980) rein empirisch etwa auf unvorhergesehene Ereignisse im Familien- oder Berufskontext zurückgeführt werden, versucht Kalter seine Akteure gewissermaßen noch rationaler zu machen, indem er zusätzlich die Stärke ihrer Intention in Form der "direkt wahrgenommenen Kalkülsicherheit" (Kalter 1997: 205) in sein Modell einbezieht und sich davon eine bessere Voraussagbarkeit des Verhaltens verspricht.<sup>5</sup> Auch wenn das hier vorgestellte zweckrationale Modell zur Betrachtung von Wohnmobilität durch das Anliegen besticht, ein klares Erklärungsmodell anzubieten, zeigt sich, dass das empirische Abbild des dreistufigen Modells einer Wanderungsentscheidung deutlich ausfranst: Beim Übergang vom Plan zur tatsächlichen Wanderung wird der konkrete Wanderungsplan von mehr Befragten fallengelassen als

<sup>5</sup> Es wird also die subjektiv eingeschätzte Fähigkeit zur Antizipierung von Faktoren berücksichtigt, welche der Umsetzung des Planes im Wege stehen. Der Begriff "Stärke der Intention" klingt dabei ideologisch nach einem "wer will, der kann auch", zeigt aber auch, wie ernst es Kalter mit dem methodologischen Individualismus nimmt, denn die Handelnden werden gleichsam als Experten für ihr eigenes Leben betrachtet.

umgesetzt.<sup>6</sup> Diese nicht überraschende Beobachtung (vgl. Lu 1999) wirft Fragen hinsichtlich der autonomen Gestaltbarkeit und Kalkulierbarkeit menschlichen Verhaltens, den im gegebenen Untersuchungsdesign erfassten Absichten und somit am Erklärungsanspruch des Modells insgesamt auf.

### 2.2.3 Zwischengüter, Ressourcen und Präferenzen

Für die Bedeutung von Lebensstilen für Wohnmobilität ist nun neben dem allgemeinen Konzept, Wohnmobilität als zweckrationale Handlung zu verstehen, die Frage nach der sozialen Differenzierung der Wohnmobilität interessant. Es geht dabei um die Frage, wie sich unterschiedliche Ressourcen und Präferenzen auf unterschiedliche Handlungsweisen auswirken.

Bei der Auseinandersetzung mit Vorstellung einer optimalen Zweck-Mittel-Relation greifen einige handlungstheoretische Ansätze das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen nach Lindenberg auf (Lindenberg 1985, vgl. Otte 2004, Esser 1993, Kalter 1997, Antweiler 2001). Das Konzept besagt zunächst einmal, dass sich die Auswahl unter gegebenen Optionen an den Grundbedürfnissen des physischen und psycho-sozialen Wohlbefindens ausrichtet, die für alle gleich sind (vgl. Otte 2004: 101). Zwischen dem Handelnden und dem Ziel der Befriedigung der Grundbedürfnisse stehen nun Zwischengüter, "die dem Akteur bei der Realisierung seiner grundlegenden Bedürfnisse helfen und [die] ihrerseits unter Rückgriff auf verfügbare Ressourcen und im Rahmen bestehender Restriktionen 'produziert' werden müssen" (ibid. 102). Unter Zwischengütern kann man dann die verschiedensten Handlungsweisen, den Besuch einer Veranstaltung, soziale Kontakte, den Erwerb von Objekten, Arten der Nahrungsaufnahme oder eben Wohnweisen verstehen.

Die Frage, durch welche Zwischengüter die Grundbedürfnisse im Einzelnen befriedigt werden können, ist nach Otte (2004) sozial überformt durch bestimmte Gewichtungen zwischen einzelnen Teilaspekten der Grundbedürfnisse (z.B. Sicherheit vs. soziale Anerkennung) und durch unterschiedliche Konkretisierung der Zwischengüter (z.B. Loftliving oder Eigenheim, Punkkonzert oder Oper). Ein Großteil des psycho-sozialen Wohlbefindens wird durch Anerkennung von außen zur Verfügung gestellt, aber auch die rein innergerichtete Orientierung leistet einen Beitrag zum Nutzen eines Gutes. Die Auswahl der Zwischengüter ist also jenseits der Befriedigung existenzieller Bedürfnisse nicht ausschließlich, aber weitgehend vom Ziel sozial vermittelter Orientierung und Wertschätzung geprägt. Durch diese Überformung drücken Konkretisierungen und Gewichtungen einzelner Nutzenaspekte soziale Differenzierungen aus, unabhängig davon, ob sich die Handelnden der sozialen Überformung bewusst sind oder nicht (ibid.).

Damit eignet sich die Gewichtung und Konkretisierung von Zwischengütern für die Operationalisierung der Präferenzseite von Wohnmobilität. Neben grundlegenden, für alle gleiche Bedürfnisse des physischen und psychosozialen Wohls, die durch das Wohnen befriedigt werden sollen, wird insbesondere das psychosoziale Wohl über sehr unterschiedliche Zwischengüter angestrebt. In der Konkretisierung bestimmter Aspekte einer Wohnung, die für bestimmte Personen psychosoziales Wohlbefinden auslösen und in der

---

<sup>6</sup> Nur 40% der Befragten mit Umzugsplänen im Westen bzw. 35% im Osten Deutschlands vollziehen innerhalb des betrachteten Zeitraums tatsächlich den Übergang vom Plan zur Handlung. Hinzu kommt der umgekehrte Fall von "unexpected movers" (Kalter 1997: 231)

Gewichtung verschiedener Nutzensaspekte können sich soziale Differenz und mithin der Lebensstil manifestieren.

Auch Kalter greift auf den Begriff der Zwischengüter zurück, um das von ihm beobachtete Wohnmobilitätshandeln sozial differenziert zu betrachten: Er versteht Zwischengüter als jeweils zweckrationale Lösung zur Befriedigung von Grundbedürfnisse in unterschiedlichen Rationalitätssystemen und erachtet insbesondere die Position im Berufsleben und im Lebenszyklus als besonders wichtig für die Differenzierung von Präferenzen (Kalter 1997: 97). Er zeigt auf dieser Basis, dass die Gruppe mit dem dominanten Wanderungsziel "Kontakte" häufig keinen Partner hat, während die Gruppe, bei der berufliche Ziele die wichtigste Rolle spielen, überdurchschnittlich jung und stärker erwerbsbeteiligt ist. Gesundheitliche Gründe als wichtigste Zieldimension für Wanderungen über Gemeindegrenzen spielen vor allem für ältere Menschen eine Rolle (ibid.: 99).

Im Gegensatz zur Betrachtung unterschiedlicher Präferenzen wird die soziale Differenzierung der Ressourcen in Kalters Ansatz kaum berücksichtigt. Er weist wie andere Autoren handlungstheoretischer Arbeiten zwar darauf hin, dass auch die unterschiedliche Erreichbarkeit von Optionen durch unterschiedliche Ressourcen in die Handlungsmodelle integrierbar sei. Kalters Weg, den Einfluss unterschiedlicher Zieldimensionen nach Alter, familiärer Situation und Erwerbstätigkeit auf die Entstehung eines Wanderungsgedankens zu betrachten (Kalter 1997: 97) bleibt aber sehr deutlich auf der Präferenzseite stehen. Der Autor sagt selbst, die "Ausführungen zielten vor allem auf die dem interessierten Verhalten, d.h. dem Wechsel des Wohnortes, zugrunde liegenden Mechanismen. Die Verbindung der zentralen Terme dieser Mechanismen mit den relevanten sozialen Strukturen wurde nicht an allen Stellen konsequent zurückverfolgt" (Kalter 1997, 235). Durch dieses Ungleichgewicht zwischen Handlungsmöglichkeiten und Präferenzen wird dann implizit der Eindruck erweckt, Mobilität habe mehr mit Präferenzen als mit Ressourcen zu tun.

#### **2.2.4 Rekonstruktive Perspektiven auf Wohnmobilitätshandeln**

Wenn man den letzten Gedanken etwas allgemeiner fasst, kann man die Erfüllung des Erklärungsanspruchs handlungstheoretischer Modelle für Wohnmobilität an ihrer Fähigkeit messen, die Beweggründe des Handelns einzufangen. So konsequent der methodologische Individualismus den Anspruch vertritt, dass wissenschaftliche Erklärungen an den Wahrnehmungen, Bewertungen und Intentionen der Befragten ansetzen sollten, so problematisch fällt die Umsetzung dieses Anspruchs aus, wenn es gilt, die Beobachtungen in wissenschaftliche Konzepte zu übersetzen bzw. die Überprüfung eines Konzeptes an den untersuchten Subjekten zu leisten. Neben seiner Vernachlässigung der Handlungsmöglichkeiten ist Kalters Ansatz anzukreiden, dass er die Befragten überfordert, wenn diese so komplexe Sachverhalte wie die Eintrittswahrscheinlichkeit bestimmter Ereignisse in Telefoninterviews genau quantifizieren sollen. Von den Befragten wird hier in gewisser Weise verlangt, sich mit ihren Antworten in ein quantifizierendes Modell einzupassen. Daneben wird den Befragten zuweilen die Interpretation ihres eigenen Verhaltens in Form der Äußerung konkreter Strategien verweigert, indem letztlich doch einer "objektiveren" wissenschaftlichen Beobachtung und regressionsanalytischen Modellierung der Akteure der Vorzug gegeben wird. Unter diesen Bedingungen erscheint es

als fraglich, ob eine logistische Regression und das Ausprobieren verschiedener potenzieller Einflussgrößen auf das Modell ohne weiteres als soziologische Erklärung bezeichnet werden können.

Diese Kritik an den empirischen Instrumenten, aber auch die an der Nicht-Berücksichtigung ungleicher Ressourcen verweist auf die Notwendigkeit einer stärker rekonstruktiven handlungstheoretischen Perspektive auf Wohnmobilität. Deshalb soll im Folgenden der Versuch von Antweiler (2001) dargestellt werden, unter derselben Annahme von Zweckrationalität Strategien der Wohnmobilität qualitativ zu analysieren. An Antweilers Untersuchung zu Wohnmobilität, die in einem multiethnischen Stadtteil der indonesischen Stadt Ujung Pandang durchgeführt wurde, interessiert vor allem der Versuch, handlungsleitende gesellschaftliche Normen und Kategorien sozialer Ungleichheit aus den eigenen Kategorien der Befragten zu rekonstruieren und ihren Einfluss auf die rationale Wohnstandortwahl zu untersuchen.

Auch Antweiler wählt für seine Untersuchung von Wohnmobilität ein Handlungsmodell, das von intentionalem, zielgerichtetem Handeln und einer tendenziellen Maximierung des Nutzens aus subjektiver Perspektive ausgeht (Antweiler 2001: 41). Er betont dabei die Möglichkeit zweckrationaler Modelle, ein "tatsächlich sehr vielfältige(s) Kontinuum von Handlungsmotivationen" anzunehmen (ibid.: 33) und verschiedene Rationalitäten zu erfassen, so dass bewusst offen gelassen werden könne, welche Präferenzen und Bewertungsmaßstäbe aus der möglichen Vielfalt maximiert werden (ibid.: 43). Unter Bezug auf den auch von Kalter verwendeten RREEMM-Handlungstyp, stellt er qualitativ beobachtete und erfragte Entscheidungen in das Zentrum der Analyse und fragt "nach den jeweiligen Arten, Umständen und dem Umfang von Entscheidungsproblemen im realen Lebenskontext" (ibid.:34).

Antweiler wirft vielen rational-choice-Ansätzen vor, mit "abstrakten und unempirischen" Akteuren zu arbeiten, denen oft anhand "plausibler Alltagsannahmen" Handlungsziele zugeschrieben würden (ibid.: 46). Im Gegensatz zu Kalter hinterfragt er eine nicht weiter problematisierende Beobachtung oder Erhebung von Intentionen und Strategien. Eine Lösung sieht Antweiler in der Ermittlung von Akteurstypen mit ähnlichen Ausgangsbedingungen des Handelns, weshalb auch "Daten über generelle Handlungsorientierungen und über das soziale System einbezogen werden müssen" (Antweiler 2001: 47). Er macht schließlich auch die Rationalitäten und Heuristiken, die in verschiedenen Gesellschaftsbereichen Geltung besitzen, zum Untersuchungsgegenstand (ibid.: 85) und setzt so gewissermaßen unterhalb gängiger zweckrationaler Erklärungen an.

Insbesondere unterzieht Antweiler den Akteur der rational-choice-Theorie einer normorientierten Erweiterung hinsichtlich seiner "situationsübergreifenden Handlungsorientierungen" (Antweiler 2001: 57). Diese werden in ethnologisierter Form als handlungsrelevantes "Kultursystem" in Form "individuell vorgestellten und sozial normierten Handlungsmöglichkeiten" dargestellt, die auf Entscheidungen einwirken. Somit soll die Frage der "faktischen Bedeutung gegebene(r) kulturelle(r) Normen für das Handeln" geklärt werden. Damit schließt Antweiler an normorientierte Handlungsmodelle an, die von Akteuren ausgehen, welche sich im Sinne eines *homo sociologicus* von Regeln leiten lassen.

Unter Normen sind hier Festlegungen im Sinne eines sozial verbindlichen Wertekonsensus zu verstehen, die Vorgaben für alle Individuen darstellen, die Mitglieder einer sozia-

len Gruppe bleiben wollen. Als Extremposition dieses Handlungsmodells gilt die Sichtweise von Parsons, wonach "there is no such thing as action except as effort to conform with norms".<sup>7</sup> Diese Sichtweise bedingt eine Verschiebung des Erklärungsinteresses weg von der Begründung des individuellen Handlungsaktes hin zur überindividuellen Handlungskoordination, die "anstelle von Handlungszielen [...] nun Regeln als Explanans" einführen (Reckwitz 2004: 310). Dem entgegen steht eine alternative, weniger enge Interpretation, wonach Normen lediglich eine Einengung der nach zweckrationalen Vorstellungen möglichen Handlungen bewirken. Normorientierung kann dann als eine Form von Zweckrationalität in dieses Handlungsmodell überführt werden: "Werte und Normen legen innerhalb ihres Gültigkeitsbereichs fest, welche Formen interpersonaler Beziehungen legitim sind und welche Mittel für welche Zwecke gewählt werden dürfen" (Werlen 1997: 191).

Antweiler verfolgt eher die zweite Variante, interpretiert gesellschaftliche Normen gewissermaßen als ethnologisches Erklärungsziel und unternimmt eine "lokale Spezifizierung" der Akteursannahmen von zweckrationalen Modellen (Antweiler 2001: 64) und eine Untersuchung der "kulturspezifischen Genese von Präferenzen" (ibid.: 66). Muten diese Begriffe teilweise etwas exotisierend an, so macht Antweiler doch Ernst mit den häufig betonten Integrationsmöglichkeiten zweckrationaler Ansätze. Auch gesellschaftliche Diskurse über Entscheidungen, die Genese und Entwicklung gesellschaftlicher Präferenzstrukturen sowie kulturelle Wissensbestände und kognitive Schemata fließen so in das Handlungsmodell ein (ibid.: 83f).

Entscheidend für die Untersuchungsmethode ist Antweilers Anspruch, aus der Perspektive des Fremden "emische", also eigene Kategorisierungen der Akteure zu rekonstruieren. In Gesprächen werden Umzugsmotive, Strategien, Handlungsschemata, Entscheidungsauslöser und Ziele, relevante, gegebene oder nicht gegebene Bedingungen, Ressourcen, Beschränkungen, Handlungsoptionen und tatsächlich gewählte Strategien rekonstruiert; Fotos werden zur Ermittlung von Wohn-Bewertungskategorien verwandt (ibid.: 121) und Entscheidungstabellen sollen typische Handlungsabläufe aus Sicht der Befragten unter Verwendung der diesen eigenen Kategorien erfassen. Aus der Binnenperspektive der Akteure rekonstruiert Antweiler Vorstellungen von angemessenem Wohnen in ihren Bezügen zu Redensarten und Diskursen, in ihrer Beschränkung durch Konzepte von Respekt, Ehre und Schande und in ihrer Abhängigkeit von materiellen Ressourcen.

Nach Antweilers Analyse werden Mobilitätsentscheidungen von den Befragten häufig mit einem emischen Konzept von Lebenslage in Verbindung gebracht, das sich aus der materiellen Lage, der beruflichen Situation und des Lebenszyklus zusammensetzt und "mit bestimmten typisierten Motivationslagen assoziiert" werde (ibid.: 332). So ergibt sich eine deutliche Entsprechung zwischen dieser "sozialen Verortung" und einem "passenden" übergreifenden Werteschema von Wohnformen und residenziellen Strategien. Beispielsweise können das mehrstöckige, ummauerte Eigenheim mit Terrasse und Balkon am Stadtrand und die nicht umzäunte Squattersiedlung im Stadtzentrum als zwei Pole der sozialen Werteskala des Wohnens im Untersuchungsgebiet identifiziert werden. Ein weiterer Aspekt der emischen Rekonstruktion der für Mobilitätsentscheidungen bedeut-

---

<sup>7</sup> Talcott Parsons (1937): The structure of social action, 76f, zit. nach Reckwitz (2004: 310)

samen Kategorien ist die "symbolische Ortsbezogenheit" der Akteure. So können residenzielle Strategien der Akteure im Hinblick auf Bedeutungen und symbolischen Rangordnungen des untersuchten Wohnviertels innerhalb der Stadt interpretiert werden.

Als Ergebnis seines Rekonstruktionsprozesses identifiziert Antweiler auf der einen Seite sehr ähnliche Handlungserwartungen und -bewertungen der Akteure, die sich z.B. in einer allgemeinen Wertschätzung von Urbanität und sicherem Wohnen äußern (ibid.: 424). Diese werden aber ergänzt durch sozial differenzierte Ziele, etwa der Wunsch der Mittelklasseangehörigen, "autark" und stärker individualisiert zu wohnen. Dennoch sind Beschränkungen bestimmend für die Definition der Logik der Situation im Untersuchungsgebiet, so dass die verbleibenden Optionen für die meisten Befragten mangels sozialen und ökonomischen Kapitals relativ klein sind (ibid.: 374) und viele Fälle von Zwangsmobilität identifiziert werden (ibid.: 351f). Antweiler sieht zwar die wesentlichen Annahmen des zweckrationalen Modells aus seinen qualitativen Ergebnissen bestätigt (ibid.: 427), er betont aber, dass sich das Verhalten der Akteure eher als *satisficing* im Sinne von "gut genug" denn als *maximising* charakterisieren lässt.

Der Versuch, Handlungsrationaltäten aus eigenen Kategorisierungen der Befragten zu rekonstruieren, liefert wesentlich dichtere Ergebnisse zu den Rationalitäten der Wohnmobilität als der zuvor vorgestellte quantitative Ansatz Kalters. Strukturelle Elemente, die sich für die Akteure als Zwänge, als "keine-Wahl-haben" darstellen, werden betont, ohne dass dies allein auf den anderen Kontext der Analyse zurückzuführen wäre. Vielmehr ist dies das Ergebnis eines Ansatzes, der diese Beschränkungen direkt erfragt.

### 2.2.5 Wohnmobilität und Wissensordnungen

Antweilers Ansatz wird in dieser Arbeit in erster Linie als Plädoyer für die qualitative Rekonstruktion von Handlungssituationen und den damit sinnhaft verbundenen Handlungslogiken gedeutet – dazu gehören auch die Ressourcen, die für Wohnmobilität aufgewendet werden müssen und die Wirkung überindividueller Normen für das Handeln. Der in der indonesischen Untersuchung betonte beschränkende Einfluss von Normen im "fremdkulturellen Kontext" weist tatsächlich nur graduelle Unterschiede zum Untersuchungsgebiet Berlin auf. Kulturelle Normen und Vorstellungen von angemessenem Wohnen wirken hier wie dort, wenn auch vermutlich in unterschiedlicher Rigidität. So betrachtet Leuthold in seiner Untersuchung "guter Adressen" in Zürich "gesellschaftlich produzierte (Vor)Bilder wie 'man' wohnt und wo 'man' wohnt" in Form von Sitten und Konventionen, die für die gesamte Gesellschaft oder für bestimmte Teilgruppen Gültigkeit besitzen können (Leuthold 1998: 45). Wenn überall Normen das Handeln regulieren, ist der Unterschied zwischen europäischen Gesellschaften und dem indonesischen Beispiel vor allem ein gradueller. Die Tendenz, dass gesamtgesellschaftlich geteilte Bedeutungshierarchien von angemessenem Wohnen allmählich zugunsten gruppenspezifischer Bedeutungssysteme zurücktreten, ist in Europa vermutlich nur stärker ausgeprägt (vgl. Schulze 1993).

Die Annahme gruppenspezifisch unterschiedlicher, nicht selbstverständlicher Normen und Bedeutungen erfordert einen wissenstheoretischen oder verständigungsorientierten Zugang zum Handeln. Danach ist Gesellschaft nicht als lebensweltlicher Zusammenhang mit einer monistischen (d.h. ein-fältigen) Sinnstruktur zu verstehen (Grathoff 1989: 417). Vielmehr muss man von verschiedenen lebensweltlichen Realitäten ausgehen,

deren sinnhafter Zusammenhang sich im Alltag durch die kommunikative Bezugnahme auf Symbole und Bedeutungen erst herstellt (ibid.: 423). Über den von Antweiler betonten Zwang hinaus, den gesellschaftliche Normen auf das Handeln ausüben, werden diese in der alltäglichen Kommunikation gründenden Ordnungen und Regeln so als konstitutive Elemente des Handelns verstanden.

Wenn man von einem Nebeneinander verschiedener Normen und Semantiken ausgeht, verschiebt sich die methodische Perspektive in Richtung einer Rekonstruktion von Wissensordnungen, Codes und Repräsentationen auf individueller und kollektiver Ebene (Reckwitz 2004, 312). Man hat "die sinnhafte Vorkonstituiertheit der sozialen Welt prinzipiell in Rechnung zu stellen" (Stegmaier 2003: Absatz 3), indem stets vom subjektiven Sinn der Handlungen für den Handelnden in Form seiner typischen Motive auszugehen ist. Dies ist insbesondere dann wichtig, wenn "divergierende subjektive Sinnkonstitutionen vorherrschen" (Werlen 2000: 326). Mit dieser Perspektive werden Vorstellungen von rationalem Verhalten und von handlungsleitenden Normen pluralisiert und dynamisiert, indem sie deren Einbettung in subjektive Sinnsysteme berücksichtigt.

Ein wissenstheoretischer Ansatz, der die Uneinheitlichkeit und soziale Differenzierung der Wirklichkeiten zum Gegenstand macht, passt zu Gesellschaftsdiagnosen wie der einer Individualisierung (Beck 1986), der Aussage, "dass wir einander immer unähnlicher werden" (Schulze 1990: 410) und der nachlassenden Normiertheit des Handelns. Im Bereich des Wohnens drückt sich diese Uneinheitlichkeit durch eine stärkere Ausdifferenzierung der Wohnformen, der Haushaltstypen und der Wohnbiographien aus (Spiegel 2000), auch wenn daneben weitgehend geteilte Vorstellungen und Idealbilder (z.B. die Wertschätzung einer großzügigen, hellen, günstigen Wohnung) weiter existieren.

Wohnmobilität als Umsetzung bestimmter Präferenzen stellt ein Navigieren in Bedeutungssystemen dar, die für manche Menschen ein am Stadtrand gelegenes Eigenheim, für andere das Wohnen im innerstädtischen Altbau als unvorstellbare Wohnform erscheinen lassen, ohne dass sich dies nur auf materielle Bedingungen oder gesamtgesellschaftlich gültige Normen zurückführen ließe. Wie Werlen zeigt, lassen sich durch eine wissenstheoretische Perspektive beispielsweise Bedeutungszuschreibungen zu Raumausschnitten thematisieren.

Will man solchen differenzierten Prozessen der Konstitution von Bedeutungen näher kommen, gilt es zu überprüfen, wo die (sozialen) Grenzen bestimmter Bedeutungen zu anderen Wissensordnungen verlaufen. Nach Schütz ist das Milieu der Zusammenhang solcher alltagsweltlichen Kommunikationsweisen mit eigenen Sinnstrukturen, kognitiven Stilen und Relevanzstrukturen, die eine "originäre Normalisierung alltäglicher Typisierungsschemata" aufweisen (Grathoff 1989: 432). Die wissenstheoretische Forschungsperspektive betont den Aspekt der Herstellung handlungsleitender Normen in sozialer Interaktion. Durch sie können die gruppenspezifische Konstitution von Praxen durch Bedeutungen und Wissensordnungen, die umgekehrt zur Stabilisierung sozialer Gruppen beiträgt, zum Thema gemacht werden und es bestehen Anschlüsse zur Integration des Wertepluralismus, der für das Ungleichheitsmerkmal Lebensstil maßgeblich ist.

Diese Dynamisierung des Handlungsmodells ist in Kalters Zugang zu Wohnmobilität theoretisch integriert, sie wird empirisch allerdings kaum umgesetzt, da der Sinn von Handlungsweisen nicht rekonstruiert, sondern mehr oder weniger vorgegeben wird. Die



Schwierigkeit des Unterfangens, nicht selbstverständliche Bedeutungs- und Wissensordnungen empirisch einzufangen, lässt das Arbeiten auf alleiniger Basis von standardisierten Erhebungsinstrumenten zumindest als schwierig erscheinen. Bei Antweiler wird ein dynamischer verständigungsorientierter Zugang sowohl in theoretischer als auch in empirischer Hinsicht ermöglicht, in der Interpretation der Ergebnisse allerdings kontextspezifisch auf beschränkende Normen verengt.

### **2.3 Rekonstruktion nach Lebensstilen differenzierter Handlungsweisen im Feld der Wohnmobilität**

Im Folgenden werden die Ergebnisse der bisherigen Betrachtung abschließend für die Untersuchung der lebensstilspezifischen Differenzierung von Handlungsweisen im Feld der Wohnmobilität zusammengefasst.

Das Potenzial der am Individuum ansetzenden Perspektive für die Fragestellung dieser Arbeit liegt in ihrem unmittelbaren Zugang zum Wohnmobilitätshandeln und damit zu den Grundelementen sozialräumlicher Veränderungen. Bereits der verhaltenstheoretische Ansatz zieht die Gültigkeit objektiver Situationsmerkmale für Wohnmobilität in Zweifel, wie sie etwa in Raum- und Wanderungsgesetzen vertreten werden. Stattdessen werden unterschiedliche Kognitionen einer Situation und die Gründe für diese Unterschiede thematisiert. Damit können auch die auf unterschiedliche, beispielsweise lebensstilspezifische Präferenzen zurückzuführenden Reaktionsweisen verstanden werden. Die hier diskutierten handlungstheoretischen Zugänge zu Wohnmobilität betonen noch stärker als der *behaviourism* das Bewusstsein des Subjekts über eigene Ziele und die strategische Verwendung von Mitteln zur Erreichung dieser Ziele. Handlungstheoretische Modelle entsprechen dem Alltagsverständnis, dass man bestimmte Dinge tut, um bestimmte Ziele zu erreichen, und dass es dabei um den möglichst großen Nutzen einer Handlung geht. Die Differenzierung von Handeln nach Lebensstilen lässt sich demnach in Form unterschiedlicher Ziele und unterschiedlicher, zur Umsetzung der Ziele zur Verfügung stehender Mittel untersuchen.

#### ***place utility – die Differenzierung von Nutzendefinitionen***

Hinter dem Wohnmobilitätshandeln stehen bestimmte Nutzendefinitionen, die man als "place utility" (Wolpert 1965) oder "profits d'espace"/Raumprofite (Bourdieu 1991) bezeichnen kann und die in wohnungs-, wohnviertel- und lagespezifische Aspekte differenzierbar sind. Er setzt sich zusammen aus Eigenschaften, die für alle Personen gleichermaßen Gültigkeit besitzen, und solchen, die stärker als sozial differenziert und sozial überformt gelten können. In Gesellschaften, die in Bezug auf Handlungsorientierungen und Werte pluralisiert sind und für die eine "Ausweitung von Handlungsmöglichkeiten und Lebensentwürfen" auch im Bereich des Wohnens (Schneider/Spellerberg 1999: 77) angenommen werden kann, muss in stärkerem Maße von der Existenz unterschiedlicher Handlungsziele ausgegangen werden.

Im Unterschied zu den verhaltenstheoretischen Ansätzen sehen handlungstheoretische die Subjekte als Experten der eigenen Wohnmobilitätsentscheidungen, die es zu rekonstruieren und zu verstehen gilt. Die angemessene Rekonstruktion sowohl der Handlungsziele als auch der Beschränkungen des Handelns steht und fällt letztlich mit der Fähigkeit des Untersuchungsansatzes, die subjektive Perspektive einzufangen. Es geht

hierbei also um eine angemessene Schnittstelle zwischen den empirischem Instrumenten und den untersuchten Subjekten. Die Gefahr einer unpassenden Übersetzung der Perspektive der Subjekte in wissenschaftliche Beschreibungen und Erklärungen besteht etwa dann, wenn erstere in zu grobe, zu anspruchsvolle oder schlecht verständliche Kategorien gepresst werden müssen. Dies kann beispielsweise dann der Fall sein, wenn aus Gründen der mathematischen Modellierbarkeit standardisierte Erhebungsmethoden mit voraussetzungsvollen Fragebatterien herangezogen werden (vgl. Kalter 1997, Frick 1996).

Aus einer wissenstheoretischen Perspektive, die davon ausgeht, dass Definitionen von *place utility* über soziale Netzwerke, Institutionen und Diskurse von begrenzter sozialer Reichweite erzeugt werden, lassen sich sozial unterschiedliche Nutzendefinitionen erkennen. Es geht dann nicht mehr darum, Selbstverständliches abzufragen, sondern die differenzierten, handlungsleitenden Wissensbestände und ihre Reichweiten zu rekonstruieren. Wie in Tabelle 2.1 schematisch dargestellt ist, lässt sich die lebensstilspezifische Differenzierung der bei der Wohnmobilität einschlägigen Definitionen von *place utility* in Form von unterschiedlichen Gewichtungen und Konkretisierungen erschließen. Der Konkretisierungsaspekt besteht aus den angestrebten Wohnweisen, während sich der Gewichtungsaspekt auf die unterschiedliche relative Bedeutung einzelner Aspekte der *place utility* bezieht: Aus der unterschiedlichen relativen Bedeutung der Teilaspekte Wohnung, Wohnumfeld, Lage und ihrer Konkretisierungen können Erkenntnisse für eine lebensstilspezifische Differenzierung gewonnen werden.

Allgemeingültige Definitionen von *place utility* mit gesamtgesellschaftlicher Reichweite, die über die Erfüllung der Grundbedürfnisse hinaus reichen, können erst aus den Überschneidungen der aus wissenstheoretischen Perspektive gewonnenen gruppenspezifischen Wissensordnungen rekonstruiert werden. Es ist plausibel anzunehmen, dass hierzu zumindest die objektiv-materiellen Aspekte des Wohnens wie Wohnungsgröße und -zustand, die Verfügungsgewalt über die Wohnung sowie die Nähe und Ferne zu allgemein erwünschten und unerwünschten Einrichtungen (Müllverbrennungsanlagen, Flughäfen etc.) gehören (vgl. Bourdieu 1993).

Darüber hinaus können je nach dem Grad der Überlappung gruppenspezifischer Wissensordnungen auch gesellschaftliche Hierarchien von Wohnvierteln und Wohnweisen in Form von Prestigeordnungen und Stigmata, von guten und schlechten Adressen (Leuthold 1998; Hermann/Leuthold 2002) ermittelt werden. Ohne diese erst zu rekonstruieren, lassen bestimmte Definitionen und Regionalisierungen von Institutionen des Wohnungsmarktes und der Stadtpolitik, etwa die Zonierung der Stadt und die Einordnung von Wohnvierteln in *quasi-objektive* gesellschaftliche Hierarchien (*red-lining*, Ausweisung gehobener Lagen im Mietspiegel) Definitionen von *place utility* mit großer Reichweite vermuten.

		place utility		
		Wohnung	Wohnviertel	Lage, Position
	<b>Grundbedürfnisse, physisches Wohl</b>	elementare Schutzfunktion der Wohnung	Sicherheit im Quartier	Distanz von gesundheitsgefährdenden Emissionen
	<b>Zwischengüter</b>	gruppenspezifische Konkretisierung und ← Gewichtung der Komponenten von <i>place utility</i> →		
Bedeutungsverschiebung mit gesellschaftlicher Pluralisierung ↓	<b>allgemeingültige Nutzenaspekte</b> (mit Gültigkeit über die gesamte Gesellschaft)	Größe und Ausstattung, gesellschaftliche Hierarchie von Haushalts- und Wohnformen (fester Wohnsitz, Kleinfamilie als Wohnungsnorm im Fordismus)	Ausstattung, gesellschaftliche Hierarchie von Wohnvierteln, Stigmatisierung und Prestigeordnungen, Mietspiegel, red-lining oder stadtpolitischen Reglements	Distanz zu allgemein erwünschten bzw. unerwünschten Einrichtungen (wie Müllverbrennungsanlagen, Erholungsflächen)
	<b>gruppenspezifische Nutzenaspekte</b> (in gruppenspezifische Sinnsysteme eingebettet)	gruppenspezifische Wertschätzung bestimmter Haushalts- und Wohnformen	gruppenspezifische Wertschätzung bestimmter Wohnviertel(typen) in ästhetischer Hinsicht, aufgrund lokal spezifischer Formen der Vergemeinschaftung und gruppenspezifisch wichtiger Ausstattungsmerkmale	gruppenspezifisch bedeutsame Nähen und Distanzen, etwa zu als erwünscht oder unerwünscht geltenden Einrichtungen und Personengruppen

Tab. 2.1: Elemente und Differenzierungsmöglichkeiten von place utility.  
eigene Darstellung

### Differenzierung nach Ressourcen

Neben den bisher betrachteten Wohnpräferenzen und Nutzentermen ist die soziale Differenzierung des Wohnmobilitätshandelns bestimmt von den finanziellen Möglichkeiten zu ihrer Verwirklichung – der Optimierung des Nutzens sind deutliche materielle Grenzen gesetzt. Damit aus den Vorstellungen von *place utility* konkretere (lebensstilspezifische) Handlungslogiken hergeleitet werden können, müssen die tatsächlichen Handlungsmöglichkeiten als wesentliches Element der Wohnmobilität, aber auch des Ungleichheitsmerkmals Lebensstil, berücksichtigt werden. Der Erklärungsanspruch von Handlungstheorien insgesamt hängt von ihrer Fähigkeit ab, soziale Ungleichheit in Form unterschiedlicher Handlungsbeschränkungen und Ressourcen zu integrieren.

Ein Problem handlungstheoretischer Ansätze liegt in einer Überbetonung des voluntaristischen Elements des Handelns, so dass Präferenzen und Zielen oft größere Aufmerksamkeit geschenkt wird als den beschränkenden Handlungsbedingungen (Scheiner 1998: 57). Die Arbeit Kalters zeigte, dass die Betrachtung von sozialer Ungleichheit als Rahmenbedingung des Handelns die Gefahr mit sich bringt, die unterschiedlichen Handlungsmöglichkeiten zu vernachlässigen (vgl. Häußermann/Holm/Zunzer 2002: 91). Dieses Problem gilt umso mehr für die Frage, inwieweit das Handeln mächtigerer, strategisch positionierter Akteure des Wohnungsmarkts (z.B. Gatekeepers, politisch Verantwortliche) durch handlungstheoretische Modelle angemessen begriffen werden kann. Neben den Nutzendefinitionen müssen also auch die unterschiedlichen Möglichkeiten zur Erreichung der Handlungsziele bei einer Betrachtung der lebensstilspezifischen Differenzierung von Wohnmobilitätshandeln systematisch berücksichtigt werden. Aus den abstrakten Definitionen von *place utility* wird dann der konkretere Untersuchungsgegenstand lebensstilspezifischer Handlungslogiken.



### 3 Das Ungleichheitsmerkmal Lebensstil

In diesem Kapitel werde ich mich mit dem Merkmal Lebensstil auseinandersetzen, das in dieser Arbeit in seiner Bedeutung für Wohnmobilitätshandeln untersucht wird. Das Ziel dieser Betrachtung ist es, eine angemessene Operationalisierung des Ungleichheitsmerkmals Lebensstil für seine empirische Untersuchung im Zusammenhang mit Wohnmobilitätshandlungen zu entwickeln.

Im Sinne eines einfachen ersten Zugangs kann man unter Lebensstilen sichtbare Muster der Lebensführung verstehen, die in Zusammenhang mit inneren Einstellungen und Werten sowie mit äußeren Lebensbedingungen stehen (vgl. Müller 1992: 376). Als "spezifische Lebensweise von Gruppen" verweist der Begriff auf Webers Auseinandersetzung mit ständischer Lebensführung (Müller 1992: 286: 374). Anknüpfungspunkte für den Lebensstil als erkennbares Ungleichheitsmerkmal finden sich bereits in Simmels Arbeiten zur Distinktion durch Stil und Velblens "theory of the leisure class" (vgl. Otte 2004: 13). Eine ebenfalls klassisch zu nennende Referenz für den Lebensstilbegriff ist Bourdieus kulturelle Erweiterung der Klassenanalyse in den "feinen Unterschieden" (Bourdieu 1987), in der der Lebensstil als systematische Übersetzung von Klassenunterschieden in unterschiedliche Praxen gedeutet wird.

In der deutschen Sozialstrukturforschung der 1980er und 90er Jahre wird der Lebensstilbegriff allerdings in einer im Vergleich zu Weber und Bourdieu deutlich abgewandelten Form verwendet, indem Lebensstile als zumindest partiell von klassen- und schichtspezifischen Merkmalen entkoppelte neue Sozialstruktur- und Ungleichheitskategorie gedacht werden (Meyer 2001: 260). In dieser Deutung hat das Lebensstilkonzept mittlerweile zu einer fast unüberschaubaren Menge von Milieu- und Lebensstilanalysen der Sozialstruktur- und Marktforschung geführt und wird verstärkt zur Erklärung bestimmter Formen des Verhaltens (Verkehrsverhalten, Wohnstandortwahl, Wahlverhalten etc.) herangezogen. Auch von der deutschsprachigen Geographie wurde der Begriff mit dem Ziel einer Erneuerung der Sozialraumanalyse durch ihre Erweiterung um kulturelle Merkmale aufgenommen.

In diesem Kapitel werde ich zunächst anhand von Ulrich Becks Risikogesellschaft (1986) und Gerhard Schulzes Erlebnisgesellschaft (1993) die Grundlagen des Lebensstilparadigmas herausarbeiten. Ausgangspunkt beider Autoren ist die Herausbildung der bundesrepublikanischen Wohlstandsgesellschaft und die damit verbundene Erwartung einer neuen Ungleichheitsordnung jenseits von Klassen und Schichten, in denen Lebensstile eine besondere Bedeutung zukommt (3.1). Im zweiten Teil dieses Kapitels geht es um die Frage, wie es gelingt, auf Basis von Lebensstilen Klassifizierungen vorzunehmen, die eine größere Alltagsnähe und einen größeren Realitätsgehalt beinhalten als Klassen- und Schichtenkonzepte (3.2). Obwohl beide Autoren dem Lebensstil eine sehr unterschiedliche Bedeutung beimessen, lässt sich anhand von Bourdieu und Schulze zeigen, wie lebensstilspezifische Wirklichkeitsmodelle, Semantiken und Handlungslogiken die Basis dieser größeren Realitätsnähe darstellen (3.2.1). Wie in Abschnitt 3.2.2 gezeigt wird, gelingt es der Lebensstilforschung aber häufig nicht, das Versprechen größerer Realitätsnähe in ihren empirisch ermittelten Klassifizierungen einzulösen. Hierfür ist aus meiner Sicht eine problematische Methode zur Typisierung von Lebensstilen verantwortlich, die eine verwirrend große Zahl von Dimensionen des Lebensstils untersucht und

der implizit die Annahme einer weitgehenden Entstrukturierung des Lebensstils von materiellen Bedingungen zu Grunde liegt. Diese Vorgehensweise wird in einem Unterkapitel über stagnierende Wohlstandsentwicklung und die fortdauernde vertikale Strukturierung sozialer Ungleichheit in Deutschland in Frage gestellt (3.2.3). Im Abschnitt 3.2.4 stelle ich dann vergleichende und systematische Arbeiten zur Lebensstilforschung dar, die den Lebensstil auf eine überschaubare Anzahl von Dimensionen reduzieren, dabei auch von einer vertikalen Strukturierung des Lebensstils ausgehen und entsprechend stärker strukturierte Methoden der Typisierung von Lebensstilen nahe legen.

Nach diesen Versuchen zur Einordnung und Klärung des Lebensstilbegriffs widmet sich ein ausführlicher Abschnitt dem Zusammenhang zwischen Lebensstil und Raum (3.3). Dazu wird zunächst die in der deutschen Lebensstilforschung vorherrschende Annahme rekonstruiert, wonach eine neue Ungleichheitsordnung auf Basis von Lebensstilen auch für eine stärkere Entkopplung des Sozialen vom (insbesondere lokalen) Raum steht (3.3.1). Diese Annahme werde ich mit Arbeiten in Beziehung setzen, die in Anbetracht der Globalisierung eine Fortdauer sozialräumlich konnotierter Konzepte wie *Community* und *Milieu* in den alten, lokalen Grenzen für unmöglich halten (3.3.2). Diese modernisierungstheoretische Entwicklungsperspektive wird zunächst relativiert (3.3.3) und dann mit besonderem Blick auf die mangelnde soziale Differenzierung ihrer Annahmen hin kritisiert (3.3.4). Nach diesen eher theoretischen Konzepten zum Raumbezug von Lebensstilen wird im Abschnitt 3.3.5 betrachtet, wie die stadtgeographische Forschung diesen Raumbezug in empirischen Ansätzen umsetzt. Dabei werde ich kritisieren, dass sie im Wesentlichen die methodischen und konzeptionellen Fehler des Mainstream der empirischen Lebensstilforschung wiederholt und so das Bild einer "Stadt à la Carte" entwirft, die kaum ein realistisches Abbild sozialer Ungleichheit ist. Als letzte Perspektive auf den Raumbezug von Lebensstilen werden politökonomische Konzepte des Lebensstils im Kontext städtischer Aufwertungsprozesse betrachtet (3.3.6). Dabei wird nach meiner Auffassung das Merkmal Lebensstil zwar angemessen vertikal strukturiert betrachtet. Die Verengung des Lebensstilbegriffs auf bestimmte Segmente der Gesellschaft führt jedoch dazu, dass politökonomische Konzepte des Raumbezugs von Lebensstilen nur Teilaspekte der Fragestellung dieser Arbeit abdecken. Hinzu kommt das Problem einer zum Teil mangelnden empirischen Fundierung der Aussagen zur Rolle von Lebensstilen in Aufwertungsprozessen. Das Kapitel schließt mit einem Zwischenfazit für die empirische Analyse des Raumbezugs von Lebensstilen (3.4).

### **3.1 Lebensstile und die Auflösung traditioneller sozialer Bindungen in der Wohlstandsgesellschaft**

Das Merkmal Lebensstil erfährt in den späten 1980er Jahren einen regelrechten Boom in der Auseinandersetzung mit sozialer Ungleichheit. Der Hintergrund für diese Entwicklung ist bereits früher anzusetzen: Er liegt in einer fast beispiellosen Verbesserung der materiellen Bedingungen in der bundesrepublikanischen Gesellschaft seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, die ein ungebrochenes Fortbestehen sozialer Strukturen in den alten Formen für viele unwahrscheinlich erscheinen lässt. Hradil (1999a: 181) bringt diesen Zusammenhang auf die Kurzformel: "Mehr Wohlstand, soziale Sicherheit, Bildung,

kleinere Familien, die Liberalisierung von Alltagsnormen führte in postindustriellen Gesellschaften zur Pluralisierung von Lebensstilen."

Die Erhöhung des materiellen Lebensstandards lässt sich zum Beispiel am durchschnittlichen realen Pro-Kopf-Einkommen ablesen, das sich in der BRD zwischen 1950 und 1989 vervierfachte (Geisler 2002: 82). Beck (1986: 123) weist auf die in diesem Zusammenhang gewachsenen Spielräume für Konsum hin, die sich für ihn auch in einer "'Demokratisierung' von symbolträchtigen Konsumgütern" ausgewirkt haben: Machten 1950 laut Beck die Ausgaben für die lebensnotwendigen Güter Nahrung, Kleidung und Wohnung noch drei Viertel des Budgets eines durchschnittlichen Haushalts in der Bundesrepublik aus, ging dieser Wert schon bis 1973 auf 60% zurück. Schulze (1990: 415) kommt in seiner aktuelleren Betrachtung zu dem Schluss, dass Konsum in der Bundesrepublik nur noch "zu einem geringen Teil Notwendigkeitskonsum, diktiert durch existenzielle Bedürfnisse und in den Wahlmöglichkeiten eingeschränkt" sei und "zum größten Teil Wunschkonsum" darstelle. Damit, so vermutet er analog zu Beck, hätten auch die meisten früheren Statussymbole ihre Bedeutung als Anzeiger sozialer Ungleichheit verloren (vgl. Schulze 1993: 195).

Müller (1992: 30) führt auch den Ausbau des Wohlfahrtsstaates zwischen den 1960er und 1980er Jahren an, mit dem ein "dichtes soziales Netz für alle Wechselfälle und Risiken des individuellen Lebens gesponnen worden" sei. Reformen in der Bildungspolitik hätten zu einer Bildungsexpansion geführt, die sich in einem Anstieg der höheren Abschlüsse insgesamt und in einer Verringerung des geschlechtsspezifischen Bildungsgefälles ausgewirkt habe.

Auch für die DDR ist zwischen dem Zweiten Weltkrieg und dem Fall der Mauer eine erhebliche Zunahme des gesellschaftlichen Wohlstands zu verzeichnen, der allerdings deutlich hinter dem bundesrepublikanischen zurückbleibt, so dass Geißler von einer sich öffnenden "Wohlstandsschere" zwischen beiden deutschen Staaten spricht (Geißler 2002: 84). Wohlfahrtsstaatliche Absicherung, Bildungsexpansion und eine deutlich verbesserte materielle Absicherung sind aber auch in der DDR zu verzeichnen. Deren Auswirkungen auf soziale Ungleichheiten können systembedingt nicht parallel zur BRD diskutiert werden, da in der DDR-Gesellschaft im Sinne einer Politik der "Annäherung aller Klassen und Schichten" Einkommen und andere Indikatoren der sozialen Lage weitaus weniger stark über die Gesellschaft streuten als in der Bundesrepublik (Geißler 2002: 100).

Als Resultat des gestiegenen Wohlstands in der Bundesrepublik Deutschland konstatiert Ulrich Beck in den 1980ern Ungleichheitsverhältnisse "jenseits der Klassengesellschaft" (Beck 1986: 121). Mit der Metapher des "Fahrstuhleffektes nach oben" drückt er aus, dass in der bundesdeutschen Gesellschaft der Nachkriegszeit die Relationen sozialer Ungleichheit "weitgehend konstant geblieben" seien, obwohl sich die "Lebensbedingungen der Bevölkerung radikal verändert" hätten: Die von Beck in Anführungszeichen gesetzte "Klassengesellschaft" werde "insgesamt eine Etage höher gefahren" (Beck 1986: 122).

Neben einer Entwicklung des materiellen Wohlstandes ist die Diagnose einer Vervielfachung der Ungleichheitsdimensionen und der damit verbundenen sozialen Lagen eine zweite Voraussetzung für die Popularität des Lebensstilansatzes in der Sozialstrukturforschung. Nach dieser Vorstellung sind "neue" (häufig auch als horizontal bezeichnete)

Formen sozialer Ungleichheit – etwa auf Basis von Stadt-Land-Unterschieden, regionaler Herkunft, Familiensituation, Generationen- und Kohorteneffekten, Ethnizität und Geschlecht – entstanden oder im Verhältnis zu "alten" vertikalen Ungleichheitsdimensionen der Klassen- und Schichten, also der Berufsposition, der Bildungstitel und des Einkommens wichtiger geworden (vgl. Spiegel 2000: 198).

Tatsächlich sind diese Merkmale, auf deren Basis die Vorstellung neuer sozialer Ungleichheiten beruht, zum größten Teil von jeher vorhanden und gesellschaftlich bedeutsam (vgl. Helbrecht/Pohl 1995: 231). Zum Teil sind aber nicht die Unterschiede feiner, sondern die Messinstrumente der Sozialwissenschaften genauer geworden. Es setzte eine Verschiebung oder Neufokussierung des sozialwissenschaftlichen Blicks ein, der diese Merkmale stärker in das Zentrum gesellschaftlichen Interesses rückte. Geißler betont deshalb den disziplingeschichtlichen Hintergrund des Neuen, wenn er sagt, "das Prädikat 'neu' verdienen die meisten unter ihnen [den Ungleichheitsdimensionen, D.G.] lediglich deshalb, weil sie zuvor in der Schichtungs- bzw. Klassenanalyse kaum oder gar nicht beachtet wurden" (Geißler 2002: 137). Es kann sich also nur um eine relative Bedeutungszunahme der horizontalen gegenüber den vertikalen Ungleichheitsmerkmalen handeln, die insgesamt aber zu einer Vermehrung der als relevant erachteten Ungleichheitsdimensionen führt (ibid.: 136).

Eine dritte Voraussetzung für die Lebensstilforschung ist die Diagnose der Individualisierung. Darunter versteht Beck die "neue Unmittelbarkeit zwischen Individuum und Gesellschaft" (Beck 1986: 158) in Form einer "Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen" (ibid.: 208). Nach dieser Vorstellung hat der moderne Wohlfahrtsstaat die Rolle von traditionellen Solidaritäten, z.B. der Familie, übernommen. Das Ergebnis von Individualisierung sind neue, zumeist in lockererer Form gedachte soziale Bindungen und Integrationsinstanzen. Auch unter Bedingungen der Individualisierung besteht weiterhin Ungleichheit, allerdings ist der soziale Klassencharakter der Ungleichheit verloren gegangen (Beck 1986: 142). Beck spricht von einer "Freisetzung" der Individuen "aus den Sozialformen der industriellen Gesellschaft - Klasse, Schicht, Familie, Geschlechterlagen von Männern und Frauen." Durch die Generalisierung von Merkmalen, die (wie z.B. die Arbeitslosigkeit) früher als klassenspezifisch galten, das "Wegschmelzen ständischer Subkulturen" und die "wohlfahrtsstaatliche Enttraditionalisierung sozialer Klassen" verlieren klassenspezifische Solidaritäten an Bedeutung, Klassendiskurse und -kategorien ihre "lebensweltliche Evidenz" (ibid.: 154). Parallel existierende neue soziale Formationen auf Basis von Lebensformen und Lebensstilen würden das hierarchische Modell, das hinter Klassen und Schichten steht, unterlaufen und in Frage stellen (ibid.: 122), so dass Beck für die Bundesrepublik der 1980er Jahre<sup>8</sup> Verhältnisse "jenseits der Klassengesellschaft" konstatiert (ibid.: 121).

Becks Diagnose ist nicht als einseitiges Heilsversprechens neuer Freiheiten zu deuten, denn die Freisetzung geht einher mit neuen Kontrollstrukturen und Abhängigkeiten: Freigesetzte Individuen sind zunehmend arbeitsmarkt-, bildungs- und konsumabhängig (Beck 1986: 216) und neuen "Konflikt-, Risiko- und Problemlagen" etwa auf dem Arbeitsmarkt ausgesetzt (ibid.: 211). Problematisch ist nach Beck, dass die neuen Risiken

<sup>8</sup> Beck betont dabei die Ausnahmesituation in der BRD, da in anderen westeuropäischen Gesellschaften Klassenmerkmale "auch im Alltag deutlich wahrnehmbarer" seien (ibid.: 121).



nicht mehr als kollektive Erfahrung (einer Gruppe, Klasse, Schicht) gelten und etwa im Sinne einer "Kultur der Armut" kollektiv verarbeitet werden können (ibid.: 146), sondern als "persönliches Schicksal" des "Markt-Individuums" angesehen werden (ibid.: 144).

Damit wird die Biographie vom Schicksal zum offenen und gestaltbaren Projekt; neuen Chancen stehen Risiken des Versagens gegenüber und "Entscheidungen [...] können nicht nur, sondern müssen" im Sinne eines "aktiven Handlungsmodells des Alltags" reflexiv aus einem ich-zentrierten Weltbild heraus getroffen werden (ibid.: 216f). Die so entstehende neue Vielfalt individueller Biographien ermöglicht zwar auf der einen Seite einen Ausbruch aus eng standardisierten Gesellschaftsformen und Brüche mit tradierten Formen des Aufstiegsdenkens. Auf der anderen Seite werden durch diesen "soziokulturellen Wandel der Lebensstile und Lebensformen" auch Ungleichheiten verschleiert und "Widerstände absorbiert" (ibid.: 151).

Während Beck bereits Mitte der 1980er Jahre in der "Risikogesellschaft" die wesentlichen Voraussetzungen für die Lebensstilforschung benennt, denkt Schulze mit der "Erlebnisgesellschaft" Anfang der 1990er Jahre die Ergebnisse dieser Vorstellungen im Sinne einer neuen sozialen Einfachstruktur der Gesellschaft auf Basis von Lebensstilen weiter. Dabei grenzt er sich mit der Aufforderung, Bourdieu an einigen Stellen "systematisch zu vergessen", und der Feststellung, man könne "nicht aber auch nur eines" der in Bourdieus Gesellschaftsanalyse im Frankreich der 1960er und 1970er Jahre erzielten Ergebnisse auf die deutsche Gesellschaft der 1980er und 1990er Jahre übertragen (Schulze 1993: 16f), dezidiert von Bourdieus Vorstellung eines klassenstrukturierten Lebensstilbegriffs (Bourdieu 1987) ab. Stattdessen will Schulze ein neues Kapitel der Gesellschaftsgeschichte einläuten, das von einer "nicht mehr geschichteten Gesellschaft" handelt (ibid.: 17), in der Lebensstile nicht als etwas von Klassen- oder Schichtenmerkmalen Vermitteltes, sondern als unmittelbare Grundlage für neue soziale Gruppen in Form von Milieus zu denken sind. Er bezieht sich dabei neben den veränderten materiellen Bedingungen auch auf moralische Zwänge durch soziale Kontrolle und Peinlichkeitsschranken, die "fast schneller zurückgegangen sind, als wir es verkraften konnten" (ibid.: 18).

Noch nachdrücklicher als Beck verwirft er dabei die Diagnose einer Atomisierung der Gesellschaft auf Grund der oben beschriebenen Auflösungserscheinungen alter Bindungen. Er entdeckt vielmehr eine neue "soziokulturelle Einfachstruktur" (1990: 419) in Form sozialer Milieus, worunter er neue Großgruppen versteht, "die sich durch gruppenspezifische Existenzformen und erhöhte Binnenkommunikation voneinander abheben."<sup>9</sup> Diese neuen Sozialisierungsformen gründen nach Schulze nicht auf "Beziehungsvorgaben", die durch äußere Lebensverhältnisse wie materielle Bedingungen bestimmt seien, sondern folgen dem Modell des "sozialen Wählens". Dadurch entstünden soziale Beziehungen immer weniger durch eine limitierende und immer mehr durch eine nahe legende Logik (Schulze 1993: 176ff).

Der These von der nicht mehr geschichteten Gesellschaft und der neuen soziokulturellen Einfachstruktur stellt Schulze die These einer weitgehenden Innen- und Erlebnisorientierung der Individuen zur Seite. Demnach sei "(d)as Leben schlechthin [...] zum Erlebnis-

---

<sup>9</sup> Nach Schulze kann man an Stelle von Milieus auch von Lebensstilgruppen, Subkulturen oder Ähnlichem reden (1990: 410).

projekt geworden" und "das alltägliche Wählen zwischen Möglichkeiten [zunehmend] durch den bloßen Erlebniswert der gewählten Alternative motiviert" (Schulze 1993: 13). Anstelle der strukturellen Vorgabe des Sozialen würden nun an Erlebnissen orientierte Wahlhandlungen soziale Differenz markieren: "Definitionen von Ähnlichkeit und Unähnlichkeit, soziale Annäherung und Distanzierung, Vorstellungen über die Grenzen sozialer Gruppen kreisen um verschiedene Varianten der Erlebnisorientierung" (ibid.: 73). Da Konsum und die Herausbildung von Stilen immer weniger durch die Einkommensverhältnisse limitiert seien (1993: 177), könne man sich seinen Stil immer mehr selbst aussuchen:

"Im dimensionalen Raum alltagsästhetischer Schemata kann sich jeder die Position suchen, die ihm zusagt, weitgehend unabhängig von Beruf, Einkommensverhältnissen, Herkunftsfamilie. [...] Zentrales Charakteristikum des neuen Musters ist der Modus des Wählens" (Schulze 1993: 207).

Im Gegensatz zu traditionellen Großgruppen gilt für die Schulzeschen Milieus, dass diese nicht mehr situativ "in den Bereichen von Arbeit, Beruf, Einkommen und Besitz" verankert sind (Schulze 1993: 175).

Der Wandel vom Alten zum Neuen spielt sich auch auf der Ebene der Zeichen ab: Viele Zeichen der sozialen Zuordnung aus der Klassen- und Schichtengesellschaft hätten ihre Lesbarkeit eingebüßt und würden den Individuen in der alltäglichen Interaktion keine einfache Zuordnung des Anderen mehr erlauben. Zu diesen "verblassenden Zeichen" zählt Schulze den Lebensstandard, da sich dieser heute kaum noch am Besitz bestimmter teurer Produkte messen ließe. Unterschiedliche Konsummuster seien aber nicht gesellschaftlich unbedeutend geworden, sondern drückten in der nicht mehr geschichteten Gesellschaft einen Stil aus: "Nach wie vor ist Konsum demonstrativ, nach wie vor beäugt einer den Konsum des anderen. Doch wir lesen Konsum nicht mehr als Lebensstandard, sondern als Stil" (Schulze 1993: 195).

Das klassische Schichtmerkmal Bildung ist für Schulze hingegen nicht verblasst und besitzt nach wie vor eine große Wirkung für die Strukturierung des Sozialen, jedoch wird es von Schulze (anders als beispielsweise kulturelles Kapital bei Bourdieu) "nicht-strukturell" betrachtet: Schulze sieht Bildung weniger in Wechselwirkung mit gesellschaftlicher Macht und Reichtum, denn als ein nach innen gerichtetes Merkmal, das Auswirkungen auf Alltagswissen, Konsumpräferenzen und Handlungsmuster hat (Schulze 1993: 191). Neben der Bildung holt Schulze das Alter als weiteres signifikantes Merkmal in die Erlebnisgesellschaft herüber. Beide Merkmale haben nach Schulze die Eigenschaft, leicht entschlüsselbar (evident) und aussagekräftig (signifikant) für die Erlebnisorientierung zu sein (Schulze 1993: 188). Sie haben für ihn aber kaum noch objektiven Gehalt im Sinne ungleicher Ressourcen. Vielmehr interpretiert er sie als Zeichen einer ähnlichen Erlebnisorientierung, anhand derer man sich Interaktionspartner suche und die die Basis für die neuen gesellschaftlichen Großgruppen, Erlebnismilieus, bildeten.<sup>10</sup>

<sup>10</sup> Schulze (1993: 92) konstatiert beispielsweise einen Zusammenhang zwischen Bildungsstand und der "Selbstbeurteilung des Gesundheitszustandes", nicht aber zum Gesundheitszustand selbst. Zwar erkennt er die Bedeutung bildungsspezifischer Unterschiede an, er schließt daraus aber: "Man setzt sich besser in Szene und wird entsprechend besser beurteilt." Indem Schulze alleine auf die zeichentheoretische Bedeutung von Bildung setzt, reduziert er das Sein auf seine Außenwirkung und

## 3.2 Der Anspruch realistischer Klassifizierungen

Das Lebensstilkonzept verdankt seine Popularität unter anderem seiner allein schon begrifflichen Nähe zur alltäglichen Lebensgestaltung, die den Klassen- und Schichtenmodellen zunehmend verloren gegangen zu sein scheint (Meyer 2001: 257). Insbesondere scheinen die "nominalistischen Klassenkonstruktionen" der Sozialwissenschaft ihre alltagsweltliche Bedeutung eingebüßt zu haben, da es an wahrnehmbaren Klassen- und Schichtenmerkmalen (etwa in Bezug auf klassenspezifische Kleidung) zunehmend fehlt oder diese Merkmale einen zu kleinen Bereich der komplexer gewordenen sozialen Lebensmerkmale der Individuen abbilden, um ihre Lebensführung und ihr Alltagshandeln hinreichend zu erfassen (Meyer 2001: 256). An dieser Stelle wird das Merkmal Lebensstil mit dem Versprechen positioniert, eine Basis für realistische, das heißt im Alltag wieder auffindbare, Klassifizierungen zu bieten. Der Kern für die postulierte größere Realitätsnähe ist das Merkmal der Ganzheitlichkeit des Lebensstils: Die Fähigkeit, aus vielen Einstellungen und Praktiken aus disparaten Lebensbereichen ein Ganzes zu bilden. Im Folgenden werde ich in einem notwendigerweise selektiven Überblick theoretischer und empirischer Zugänge zum Lebensstil überprüfen, inwieweit dieser Anspruch erfüllt wird.

### 3.2.1 Lebensstile und Wissensordnungen

Nach Bourdieus Erzeugungsschema von Lebensstilen werden unterschiedliche ökonomische und kulturelle Ressourcen einer bestimmten Klassenlage in konkrete Lebensstilpraktiken übersetzt. Als Übersetzungs- und Vermittlungsinstanz zwischen Struktur und Praxis fungiert der Habitus, der aus klassenspezifischen Dispositionen in Form alltäglicher Denk-, Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata besteht (Bourdieu 1987: 278f) und Lebensstile hervorbringt. Der Zusammenhang zwischen Klassenstruktur und Lebensstil ist für Bourdieu aber nicht deterministisch, was sich insbesondere dann zeige, wenn sich Strukturen verändern und die habituellen Schemata darauf reagieren müssten.

Habituelle Schemata werden insofern "zur zweiten Natur des Individuums, als sie die klassenspezifischen Grenzen der eigenen Sozialwelt in die natürlichen Grenzen der Lebenswelt verwandeln" (Müller 1992: 257). Damit sind Lebensstile "gesellschaftlich qualifizierte Merkmale", deren Bedeutung über die individuelle Performanz hinaus reicht (Bourdieu 1987: 281). Wichtig an diesem Schema ist der Aspekt einer gewissen Unbewusstheit der Praxis und somit der Lebensstile: Der Habitus ist zwar "mit der Verfolgung individueller Interessen kompatibel" und auf materielle oder symbolische Gewinne ausgerichtet (Müller 1992: 256f). Dabei handelt es sich jedoch eher um eine unbewusste, stark routinisierte, bodenständige Form praktischen Wissens als um intellektuelles Wissen und zweckrationale Kalküle (Reckwitz 2004).

Bourdies Habitusbegriff wird insbesondere von Autoren aufgegriffen, die anders als Schulze von einer weitgehenden klassen- bzw. schichtenspezifischen Ausprägung von Lebensstilen ausgehen (z.B. Vester et al. 2001, Wieland 2004). Jedoch erfolgt die Rezeption unter stärkerer Betonung der Pluralisierung und Ausdifferenzierung von Lebensstilen und der Annahme, dass ähnliche objektive Merkmale in Grenzen unterschiedlich

---

vernachlässigt die objektiven Merkmale zugunsten ihrer subjektiven Verarbeitung bzw. die Lebenschancen zu Gunsten des Erlebens (vgl. Otte 2004: 86).

verarbeitet werden können (Wieland 2004: 230). Die Forschungsgruppe um Michael Vester geht davon aus, dass sich die sozialen Milieus in Deutschland zwar verändert und im Sinne von Familienstammbäumen ausdifferenziert haben. Die "lebensweltliche Traditionslinien" der Milieus, "die sich nach dem Stil und den Prinzipien ihrer alltäglichen Lebensführung unterscheiden", würden aber, genau wie klassenspezifische Kulturschranken und Vorurteile, weiterhin fortbestehen (Vester et al. 2001: 13) und milieuspezifische Ausprägungen des Habitus aus Geschmack und Lebensstil, körperlichen und emotionalen Haltungen, Mustern sozialer Praxis und Beziehungen sowie Mentalitäten und ideologischen Weltansichten hervorbringen (ibid.: 162f). Der klassenstrukturierte Habitus stiftet so nach Vester "praktische soziale Kohäsion" und generiert soziale Beziehungen im Sinne von "Wahlverwandtschaften" (ibid.: 169). Das Konzept des Habitus kann als Grundlage für ein umfassendes klassenspezifisches Wirklichkeitsmodell in Form von aufeinander abgestimmten Denk-, Wahrnehmungs- und Beurteilungsweisen angesehen werden, das eine kohärente und selbstverständlich erscheinende Lebensstilpraxis erzeugt. Da die sozialen Lagen, der Habitus und die Praxis Veränderungen unterworfen sind, kann mit diesem Modell auch gesellschaftlicher Wandel rekonstruiert werden.

Die deutsche Lebensstilforschung bezieht sich mehrheitlich nicht auf Bourdieu und seinen Habitus-Begriff. Auf der Suche nach neuen realistischen Klassifizierungen musste man sich aber ebenfalls mit der Frage der kognitiven Verankerung des Ungleichheitsmerkmals Lebensstil auseinandersetzen und Merkmale definieren, die sich im "Alltag zu bewähren" haben (Michailow 1990: 31). Ein besonders umfassender und systematischer Weg, den Realitätsgehalt des Ungleichheitsmerkmals Lebensstil theoretisch zu fundieren ist Schulzes wissenssoziologische Herleitung von Milieus als "soziokulturelle Gravitationsfelder mit eigenen Wirklichkeiten" (1990: 423). Bezugspunkt für diese unterschiedlichen Wirklichkeiten sind nach Schulze nicht unterschiedliche Klassenlagen, sondern milieuspezifische Wissensformen, deren Bedeutung aufgrund des Rückgangs sowohl von gesamtgesellschaftlich geteiltem als auch von lokal beschränktem Wissen zugenommen habe (Schulze 1993: 270). Diese milieu- oder lebensstilspezifischen Wirklichkeitsmodelle unterscheiden sich durch primäre Perspektiven auf die Welt und die Beziehung des Subjekts zu ihr, daraus resultierende typische Problemdefinitionen der "übergeordneten subjektiven Sinngabe" des Handelns (1993: 232) und damit verbundene Semantiken und Alltagsästhetiken (siehe Tab. 3.1).

Unter *primären Perspektiven* versteht Schulze milieuspezifische Lesarten der Welt, die die zwischen dem Individuum ("Ich") und der Welt herrschenden Beziehungen beinhalten. Unterschieden werden solche primäre Perspektiven, die sich vor allem auf die Außenwelt beziehen und diese milieuspezifisch als Hierarchie (Niveaumilieu), als Erwartung (Integrationsmilieu) oder als Bedrohung (Harmoniemilieu) ansehen und solche, die auf das Ich fokussiert sind und dabei den inneren Kern (Selbstverwirklichungsmilieu) bzw. die eigenen Bedürfnisse (Unterhaltungsmilieu) in den Vordergrund stellen (Schulze 1993: 236).

Eingebettet in diese grundsätzlichen Sichtweisen sind entsprechende Strategien der Sinngabe: Die nach Schulze allen Menschen in ökonomisch hoch entwickelten Konsumgesellschaften gemeinsame Erlebnis- und Innenorientierung des Handelns wird milieuspezifisch in unterschiedliche *Handlungslogiken* übersetzt: In Welt-verankerte Logi-

ken des Strebens nach Rang im Niveaumilieu, nach Konformität im Integrationsmilieu und nach Geborgenheit im Harmoniemilieu und in Ich-verankerte Varianten des Strebens nach Selbstverwirklichung im Selbstverwirklichungsmilieu und nach Stimulation im Unterhaltungsmilieu (ibid.: 232).

	<b>Primäre Perspektiven</b>	<b>Handlungslogiken ("existenzielle Problemdefinition")</b>	<b>Fundamentale Semantiken</b>	<b>Alltagsästhetik</b>
<b>Niveaumilieu</b>	Welt = Hierarchie	Streben nach Rang	Komplexität und Ordnung	Hochkulturschema
<b>Integrationsmilieu</b>	Welt = Soziale Erwartung	Streben nach Konformität	Mittlere Komplexität und Ordnung	Zwischen Hochkultur- und Trivialschema
<b>Harmoniemilieu</b>	Welt = Bedrohung	Streben nach Geborgenheit	Einfachheit und Ordnung	Trivialschema
<b>Selbstverwirklichungsmilieu</b>	Ich = innerer Kern	Streben nach Selbstverwirklichung	Komplexität und Spontaneität	Zwischen Hochkultur- und Spannungsschema
<b>Unterhaltungsmilieu</b>	Ich = Bedürfnisse	Streben nach Stimulation	Einfachheit und Spontaneität	Spannungsschema

Tab. 3.1: Elemente milieuspezifischer Wirklichkeitsmodelle nach Schulze 1993: 261 und 283-330 (Milieubeschreibungen); verändert.

Die milieuspezifischen Wirklichkeitsmodelle zeichnen sich zudem durch eine bestimmte *fundamentale Semantik* von Bedeutungszuweisungen aus. Für die gesamte deutsche Gesellschaft postuliert Schulze, dass die bis in die 1960er Jahre dominante ökonomische Fundamentalsemantik allmählich durch eine "psychophysische" abgelöst wurde: Habe der ökonomischen Semantik die Erfahrung des ungleichen Zugangs zu Ressourcen zu Grunde gelegen, die Menschen, Dinge und Praktiken nach einem Schema von Mehr/Weniger, Oben/Unten, unkultiviert/kultiviert, Kunst/Kitsch etc. zueinander in Beziehung setzte, dominiere nun eine zweidimensionale psychophysische Semantik, die eine neue Ordnung nach der Differenziertheit von Denkstilen (Einfachheit-Komplexität) und der Reguliertheit von Handlungsstilen (Spontaneität-Ordnung) herstelle (ibid.: 249-55).

Nach Schulze stellt die neue psychophysische Semantik eine Homologie von Praktiken und Dingen nach unterschiedlichen Erlebnishaltungen her, die als Klasse von Zeichen in *Alltagsästhetiken* zusammengefasst sind. Darin ist die Komplexität eines Zeit-Artikels von den einfacheren Botschaften der Bild-Zeitung, die höhere Reguliertheit von Körpern in der Philharmonie von der Körperlichkeit eines Rockkonzertes abgegrenzt. Wie bereits erwähnt wurde, kennt diese neue Semantik nach Schulze aber im Gegensatz zur fundamentalen Semantik der Klassengesellschaft keine klaren allgemeingültigen Hierarchien im Sinne eines Besser oder Schlechter bzw. eines Mehr oder Weniger (ibid.: 336-348). Zwar gebe es wechselseitige Aversionen zwischen den Milieus mit den am stärksten einander widersprechenden Wirklichkeitsmodellen: das Feinbild der Primitivität des Niveaumilieus gegenüber dem Unterhaltungsmilieu; der Vorwurf des Eingebildetseins in umgekehrter Richtung; der Spießer-Vorwurf des Selbstverwirklichungs- gegen das Harmoniemilieu und der Unordnungs-Vorwurf in die andere Richtung (ibid.: 364f). Es gebe aber auch im Hochkulturschema kein privilegiertes alltagsästhetisches Schema mehr, nur noch das Ziel, durch antibarbarische, antiexzentrische und antikonventionelle Abgrenzungen zu verdeutlichen, "was man nicht ist" (ibid.: 111). Universelle Maßstäbe hätten zugunsten partikularistischer an Einfluss verloren (ibid.: 175, 423).

Die fünf Schulzeschen Milieutypen und deren jeweils typische Geschmacksmuster und Einstellungen sind also durch eine spezifische Sichtweise der Welt, der eigenen Position darin und den daraus erwachsenden Handlungsziele und Handlungslogiken gekennzeichnet. Diese existenziellen Anschauungsweisen stehen mit Semantiken und Zeichenklassen der Alltagsästhetik in Zusammenhang. Für Schulze weisen soziale Milieus "den Doppelcharakter einer das Denken und Handeln beeinflussenden objektiven gesellschaftlichen Wirklichkeit" auf (Schulze 1993: 178), die durch die Individuen ständig reproduziert wird.

Auch wenn Bourdieus Habitusbegriff und Schulzes wissenssoziologische Milieubeschreibungen gegensätzliche Positionen in Bezug auf die Frage der Hierarchie und der Strukturierung von Lebensstilen vertreten, leiten beide letztlich die (Lebensstil-)Praxis aus gruppenspezifischen Wirklichkeitsmodellen her. Klassen- oder milieuspezifische Existenzweisen stehen in Zusammenhang mit spezifischen Sinnschemata und Wissensbeständen, die innerhalb einer Gruppe gemeinsame Vorstellungen von Wirklichkeit und differente Lebensstile produzieren und Grenzen gegenüber anderen Gruppen herstellen.

"In Lebensstile gehen immer auch die subjektiven und gruppenbezogenen Konstruktionsleistungen von Akteuren mit ein, die dadurch ihre Wirklichkeit gestalten, ihr einen spezifischen Sinn verleihen, sie mit Bedeutung ausstatten und diese performativ zum Ausdruck bringen. Lebensstile fungieren als Strategien der Sinnfindung und der Bedeutungskonstitution" (Berking/Neckel 1990: 482).

Wirklichkeitsmodelle, bestehend aus gruppenspezifischen handlungsleitenden Normen und Deutungen der Wirklichkeit, und die daraus hervorgehenden Handlungslogiken, -ziele und -strategien sind der wesentliche Ausgangspunkt für die Herleitung unterschiedlicher Lebensstile und verleihen kognitive und soziale Orientierung. Darüber hinaus dienen diese Wissensordnungen als "Grundlage der Kommunikations- und Interaktionsprozesse" (Schäfers 1995: 83). Sie erzeugen so eine erhöhte Binnenkommunikation innerhalb von Lebensstilgruppen und Milieus und befördern eine größere Wahrscheinlichkeit des Aufeinandertreffens "insbesondere in Partner- und Freundschaftsbeziehungen, im Bekanntenkreis, in Vereinen, in Szenen", also selektive Interaktion. Die Bedeutung der Wissensordnungen für die Lebensstilpraxis ist, unabhängig von den Annahmen zum Strukturierungsgrad des Lebensstils, der wesentliche Zugang zu einer realistischen Klassifizierung auf Basis von Lebensstilen. Diese Annahme lässt sich sowohl aus Schulzes Entstrukturierungsannahmen als auch aus Bourdieus Suche nach einem realistischen Klassenbegriff herleiten.

Die Frage, inwieweit die unterschiedlichen Lebensstilpraktiken in einem hierarchischen oder pluralistischen Verhältnis zueinander stehen, ist schwer eindeutig zu beantworten: Auf der einen Seite sprechen kulturwissenschaftliche Diagnosen für eine allmähliche Auflösung kultureller Hierarchien als Nebeneffekt der Vermarktungserfolge von Populärkultur (Albrow 1997: 29). Andere Befunde deuten hingegen in die entgegengesetzte Richtung, wie z.B. die nach wie vor große Bedeutung der Beherrschung von Hochkultur für den Zugang zu knappen gesellschaftlichen Ressourcen (z.B. bestimmte Berufspositionen) und die institutionelle Absicherung der Hochkultur durch Schulcurricula und die Kulturpolitik (Rössel 2005: 246). Letztlich spricht einiges dafür, in dieser Frage eine

Position zwischen Bourdieu und Schulze zu vertreten, die von einer nur partiellen Enthierarchisierung von Lebensstilen und kulturellen Praktiken ausgeht.

Als Fazit dieses Abschnitts für den Zusammenhang von Lebensstil und Wohnmobilitätshandlungen ist festzuhalten, dass sich der Lebensstil in unterschiedlichen Wirklichkeitsmodellen ausdrückt, die Sichtweisen der Welt und der Position des Individuums darin ausdrücken und bestimmte Logiken des Handelns hervorbringen. Dabei sprechen die hohen Kosten des Guts Wohnung dafür, dass der Enthierarchisierung dieses Elementes des Lebensstils deutliche Grenzen gesetzt sind. Vielmehr ist davon auszugehen, dass die Zuordnung von Wohnweisen zu Lebensstilen gleichzeitig von Pluralität und Hierarchiebeziehungen bestimmt ist. Wie die Wohnweisen mit lebensstilspezifischen Wirklichkeitsmodellen verbunden sind und welche Beziehungen sie zueinander aufweisen, ist dann eine Frage der Empirie (vgl. Leuthold 1998).

### **3.2.2 Lebensstilempirie als "Vielfaltsforschung"**

Im Anschluss an die zuvor dargestellte theoretische Fundierung des Lebensstilbegriffs entstanden in den 1990er Jahren zahlreiche empirische Studien, die sich weniger ausführlich mit den Entstehungsbedingungen von Lebensstilen auseinandersetzen, sondern technische Fragen der empirischen Generierung und Abgrenzung und der Auswahl geeigneter Lebensstildimensionen und Messvariablen in den Mittelpunkt stellten (vgl. Klocke 1993, Spellerberg 1993). Zum Kreis dieser empirisch ausgerichteten Klassifizierung zählen auch die Sinus-Milieus, eine seit den 1970er Jahren in regelmäßigen Abständen durchgeführte Milieuklassifizierung, die überwiegend im Produktmarketing, aber auch in der Wahlforschung und in der Wissenschaft eingesetzt wird (Sinus-Sociovision 2002, vgl. Hartmann 1999: 70ff).

Den meisten dieser empirisch generierten Klassifizierungen liegt zumindest implizit die Annahme einer neuen "soziokulturellen Einfachstruktur" jenseits von Klassen und Schichten zu Grunde. Denn nicht die Lebensstile von Angehörigen bestimmter Gruppen, sondern Lebensstilgruppen selbst stehen im Mittelpunkt der Analyse. Die Rückbindung an Klassen- und Schichtenmerkmale erfolgt zumeist nur zur nachträglichen Beschreibung von Lebensstilaggregaten (vgl. Müller 1992: 378, Schneider/Spellerberg 1999, Klocke 1993).

Dazu werden zunächst Items erhoben, die zur Bildung von Lebensstiltypen als geeignet erscheinen. In seinen "Konturen der Lebensstilanalyse" grenzt Müller "vier wesentliche Dimensionen, in denen sich Lebensstile äußern", ab (Müller 1992: 377-78):

- das expressive Verhalten (Freizeitaktivitäten und Konsummuster),
- das interaktive Verhalten (Formen der Geselligkeit und des Heiratsverhaltens, die sich "indirekt in Mustern der Mediennutzung" äußern),
- das evaluative Verhalten (Wertorientierungen und Einstellungen),
- das kognitive Verhalten (Selbstidentifikation, Wahrnehmung der sozialen Welt).

Müllers Schema dient weiten Teilen der empirischen Lebensstilforschung als Orientierungsrahmen für die Abgrenzung von Lebensstilen (vgl. Klocke 1994, Klocke/Lück 2001, Spellerberg 1993). Dabei reduziert allerdings Spellerberg (1993: 8) Müllers Schema auf die drei Dimensionen expressiv, evaluativ und interaktiv, weil die kognitive Dimension keinen "explizit sozialen Bezug" aufweise. Hartmann plädiert überdies für die Aufgabe

der Unterscheidung zwischen der expressiven und der interaktiven Dimension (Hartmann 1999: 123: Fußnote 81). Die Items der verschiedenen Dimensionen des Lebensstils werden vor allem aus Lebensbereichen ausgewählt, die – wie Freizeit, Konsum und kulturelle Präferenzen – größere Freiräume zur Ausdifferenzierung vermuten lassen (Otte 2004: 133).

Eine weitere Unterscheidungsebene des empirischen Ausgangsmaterials ist der gewählte Zugang zu den Äußerungen des Lebensstils: Dieser erfolgt zum einen über sichtbare, konkrete Handlungsweisen, die eine höhere Reliabilität und Validität aufweisen. Zum anderen über die inneren Aspekte der Einstellungen und Werthaltungen, die einen direkteren Zugang zu Handlungszielen und dem gemeinten Sinn des Lebensstils versprechen (Otte 2004: 134f). Unter den Einstellungen und Werten werden beispielsweise Lebensziele, Einstellungen gegenüber Familie und Beruf und die soziale Selbstzuordnung und Interaktion betrachtet (vgl. Spellerberg 1993, Klocke/Lück 2001, Schulze 1993).

<b>Bereiche</b>	<b>Beispiele für Items</b>
Werte	Toleranz, Pflichtbewusstsein
Lebensziele	Freizeit-, Arbeits- und Familienorientierung
Freizeitverhalten	Häufigkeit der Tätigkeiten Ausgehen, Sport treiben, Einkaufsbummel machen
Alltagskultur	Fernseh-, Musik- und Lesepräferenzen (Genres)
Informationsverhalten	Präferenzen für bestimmte Typen von Massenmedien
Kleidungsverhalten	Kleidungsstile (bequem, elegant)
Einrichtungsstil	Einrichtungsstile (sauber, ordentlich; komfortabel; stilvoll)
Soziales Umfeld	Beschreibung des eigenen Umfeldes (künstlerisch, lustig, anschlussfreudig)

Tab. 3.2: Beispiele für Items zur Bildung von Lebensstilen aus Spellerberg 1993. Eigene Darstellung.

Das typische Verfahren zur Bildung von Lebensstilgruppen lässt sich wie folgt beschreiben (vgl. auch Klocke/Lück 2001): Zunächst werden unter den erhobenen Lebensstil-Items solche ausgewählt, die eine besondere statistische oder inhaltliche Aussage- bzw. Differenzierungskraft besitzen. Häufig werden Variablen auch zu übergeordneten Konstrukten verdichtet, wofür statistische Ordnungsverfahren wie Korrespondenz- und Faktoranalysen eingesetzt werden.

In einem zweiten Schritt werden dann die Befragten anhand von statistischen Ähnlichkeiten in den Ausprägungen der Variablen oder Konstrukte zu Lebensstiltypen gruppiert, was in der Regel mit clusteranalytischen Verfahren geschieht. Anhand von statistischen und inhaltlichen Kriterien (Wann gehen durch zu grobe Cluster zu viele Informationen aus dem Datensatz verloren? Wie stabil sind die Cluster? Welche Lösung erzeugt inhaltlich gut interpretierbare Ergebnisse?) werden unter einer Vielzahl möglicher Gruppierungen die am besten geeigneten bestimmt.

In einem dritten Schritt werden die Cluster dann anhand der sie auszeichnenden Lebensstil-Items benannt. Nach der Abgrenzung und Benennung der Lebensstiltypen wird die Klassifizierung mittels horizontaler und vertikaler Ungleichheitsmerkmalen, die nicht für die Klassifizierung verwendet wurden (Alter, Bildung, Einkommen, Geschlecht etc.), bestimmt.



Ein erstes Problem dieser Vorgehensweise zur Bildung von Lebensstiltypen ist die Vieldimensionalität der verwendeten Merkmale. Durch die große Zahl möglicher Merkmalskombinationen, aus denen die Lebensstiltypen hervorgehen, stellen sich bei allen Lebensstilanalysen der hier vorgestellten Art Probleme der angemessenen Beschreibung. Die Typen drücken das inhaltlich und methodisch sehr offene Verfahren unmittelbar in Form vieldimensionaler und sehr zugespitzter Benennungen aus.

Während in einigen Studien noch alltagsnahe Bezeichnungen für Lebensstiltypen verwendet werden (wie "Konservative", "Bürgerliche Mitte", "Konsum-Materialisten" bei Sinus Sociovision 2002), sind Typenbenennungen wie "Sicherheitsorientierte, sozial Eingebundene mit Vorlieben für leichte Unterhaltung und Mode", "kulturell Interessierte, Arbeits- und Familienorientierte", "hochkulturell Interessierte, sozial und beruflich Engagierte" (Beispiele aus Schneider/Spellerberg 1999) bereits inhaltlich sehr eng gefasst. Einige Klassifizierungen sind so kaum noch in der Lage, die ganze Bandbreite von Lebensstilen in einer Gesellschaft einzufangen: So muss man sich beispielsweise fragen, wo zwischen den Lebensstiltypen der "gutsituierten Hardrock-Familienväter", der "jungen Technomieten", der "linken, jungledigen Intellektuellen" und der "religiösen Volksmusikrentner" (Beispiele aus Hilpert/Steinhübl 1998: 37ff.) der Rest der Gesellschaft bleibt. Die Lebenswelten von Empfängern von Arbeitslosengeld 2 oder ethnischen Minderheiten passen regelmäßig nur schwer in die Begriffswelten der verwendeten Lebensstilgruppen (Meyer 2001: 265), was auch das Ergebnis eines zumindest teilweise tautologischen Verfahrens ist, mit dem man (an beschreibenden Dimensionen des Lebensstils) nur das herausbekommt, was man zuvor in die Lebensstilanalyse hinein getan hat (Meyer 2001: 261).

Dieses Problem steht auch im Zusammenhang mit einem Verfahren, das die zur Typisierung zur Verfügung stehende Gesamtvarianz inhaltlich sehr stark verdichtet und durch die Clusteranalyse und die Typenbenennungen so begrenzt, dass das tatsächliche Kontinuum im Raum der Lebensstiltypen nicht mehr zu erkennen ist.

Ein weiteres Problem des beschriebenen Verfahrens ist, dass es trotz einer relativ einheitlichen Vorgehensweise zur Bildung von Lebensstiltypen aufgrund der feinen Unterschiede in den verschiedenen Stufen (Auswahl der Items, Verfahren zur Informationsreduktion, Entscheidung für eine bestimmte Clusterlösung) fast unmöglich ist, vergleichbare Typisierungen aus verschiedenen Lebensstilstudien zu gewinnen.<sup>11</sup>

Der Anspruch einer realistischen Klassifizierung ist mit dem beschriebenen Standardverfahren der empirischen Lebensstilforschung kaum erfüllt, was sich auch darin zeigt, dass die zumeist komplizierten Benennungen der Lebensstiltypen kaum eine reale kognitive Ungleichheitsordnung abbilden, die "weder sozial bekannt und benannt noch den nominellen Mitgliedern als solche bewusst sind." (Meyer 2001: 262): Der Versuch von Dangschat und Alisch, Befragte im Rahmen eines Forschungsprojektes dazu zu bewegen, sich einem der Sinus-Milieus zuzuordnen, zeigte starke Abweichungen, die nicht alleine durch den spezifischen Untersuchungskontext zu erklären sind. Nach Hartmann (2000: 171) gab es in dieser Untersuchung vor allem bei den Sinus-Milieus mit negati-

<sup>11</sup> Hartmann (2000: 152f) zitiert empirische Befunde von Rabia und Driesenberger, wonach selbst für die Werbeindustrie eine gewisse "Unsicherheit" und "Begriffsverwirrung" im Umgang mit den nach Hartmann "unklaren und teilweise abenteuerlichen Bezeichnungen der Stiltypen" herrsche, so dass dort nach wie vor neben Lebensstilen auch klassische sozio-demographische Merkmale für die tägliche Arbeit eine große Rolle spielten.

dem Beiklang Häufigkeiten, die unter den erwarteten Werten lagen – es gab kaum traditionslose Arbeiter oder Kleinbürger. Obwohl Lebensstilsemantiken alltagssprachlich durchaus in Abgrenzungsdiskursen gebräuchlich sind, wie die häufige Verwendung von Begriffen wie "Yuppies", die antibarbarische Abgrenzungsstrategie gegenüber "Prolls" oder die anti-konventionalistische Abgrenzung gegenüber "Spießern" zeigen (Otte 2004: 152, FN 2), gelingt es der empirischen Lebensstilforschung oft nicht, diese vorhandenen kognitiven Ordnungen einzufangen.

Als Zwischenbilanz zur empirischen Lebensstilforschung ist daher Geißler (2002) zuzustimmen, der dieser vorwirft, den kritischen Gehalt der Ungleichheitsforschung aufgegeben zu haben und bestehende Chancenungleichheiten durch eine "normativ unverbindliche Vielfaltsforschung" vernebelt zu haben. Damit sei die Kritik an ungleichen Lebenschancen einer "Freude über die bunte Fülle der 'individualisierten' und 'pluralisierten' Lebensformen" gewichen (ibid.: 142).

Die meisten Probleme des oben beschriebenen Verfahrens zur empirischen Typisierung von Lebensstilen lassen sich auf ein Ordnungsproblem zurückführen, den empirisch konstruierten Raum der Lebensstile, also die Klassifikationen als Ganze, in eine kommunizierbare und darstellbare Ordnung zu überführen, die die soziale Logik der Klassifizierung ausdrückt (vgl. Schneider/Spellerberg 1999: 96).

Bourdieu's Schema einer Überlagerung des Raums sozialer Positionen durch den Raum der Lebensstile (Bourdieu 1987: 212f) ist ein solcher Ordnungsversuch aus einer klas-sentheoretischen Perspektive (s.o.). Hier werden keine neuen Lebensstilgruppierungen gebildet, sondern verschiedene Lebensstilelemente den Positionen in einem sozialen Raum zugeordnet, der weitgehend von der Vorstellung einer hierarchischen Klassenstruktur geprägt ist. Mit dem Ausgangspunkt einer weitgehenden Loslösung des Stils vom materiellen Substrat in der deutschen Lebensstilforschung wurde die Frage nach den Ordnungsdimensionen des Lebensstils offener gestellt: "Wenn Lebensstil die Antwort ist, was ist die Frage?" (Müller 1992: 369). Diese Offenheit führt letztlich zu den oben beschriebenen empirischen Klassifizierungsproblemen, die durch die nachträgliche Bestimmung von Zusammenhängen zwischen Lebensstilen und sozialen Lagemerkmalen nur schwer in eine nachvollziehbare Ordnung zu überführen sind.

Angesichts dieser Probleme wird nachfolgend die Frage gestellt werden, inwieweit die Entstrukturierungshypothese des Lebensstils überhaupt eine notwendige Voraussetzung ist. Im Anschluss daran sollen Auswege in Richtung einer systematischeren und realistischeren Lebensstilempirie gesucht werden.

### **3.2.3 Die Kontinuität vertikaler Ungleichheitsordnungen**

Die in der Lebensstilforschung vertretene Annahme einer nachlassenden Signifikanz und Evidenz vertikaler Ungleichheitsdimensionen war von Beginn an der Kritik von Anhängern des Schichtenparadigmas ausgesetzt (vgl. Geißler 1996). Mit neuen Erfahrungen der wirtschaftlichen Stagnation und sozialer Polarisierung im Deutschland der 1990er Jahre gerät diese Diagnose noch stärker unter Druck. Im Folgenden werden überblicksartig einige Befunde präsentiert, die die Diagnose einer fortbestehenden vertikalen Strukturierung von Ungleichheit untermauern. Hierfür werden die Bereiche Bildung, Arbeit, Einkommen, Konsum und kognitive Ungleichheitsordnungen betrachtet.

Nach Daten des Hochschulinformationssystems von 2004 (Berger 2005: 9) treten nur 36% der Kinder von Eltern ohne Hochschulabschluss in Deutschland in die gymnasiale Oberstufe ein, während dies für 85% der Kinder von Eltern mit Hochschulabschluss der Fall ist. Diese schichtspezifisch ungleiche Verteilung von Bildungschancen zeigt sich noch deutlicher beim Studium, das nur 11% der Kinder von Vätern ohne höheren Abschluss beginnen, während dies für 81% der Kinder von männlichen Hochschulabsolventen gilt. Das Fortbestehen bildungsspezifischer Ungleichheitsmuster ist also trotz der Bildungsexpansion nach wie vor ausgeprägt (vgl. auch Bathke et al. 2000).

Die strategische Bedeutung der Ressource Bildung zeigt sich nicht nur auf dem Schulischen Erlebnis-, sondern auch auf dem Arbeitsmarkt, und Arbeitslosigkeit ist entgegen der Beckschen These auch kein allgemeines gesellschaftliches Risiko: In den 1980er Jahren erhöht sich das Arbeitslosigkeitsrisiko in Folge der Deindustrialisierung vor allem für Beschäftigte ohne Berufsabschluss von einem im Vergleich zur Durchschnittsbevölkerung nur leicht erhöhten Niveau Anfang der 1980er Jahre auf mehr als den doppelten Wert der Gesamtbevölkerung Ende der 1990er Jahre (Abb. 3.1).

Auch prekäre Formen der Beschäftigung (gekennzeichnet durch einen befristeten Vertrag, ein nicht existenzsicherndes Einkommen und/oder eine arbeits- und sozialrechtlich geringe Absicherung) sind zwar zum Teil kohortenspezifisch, in erster Linie aber von Merkmalen der formalen Qualifikation abhängig (Schreyer 2000).

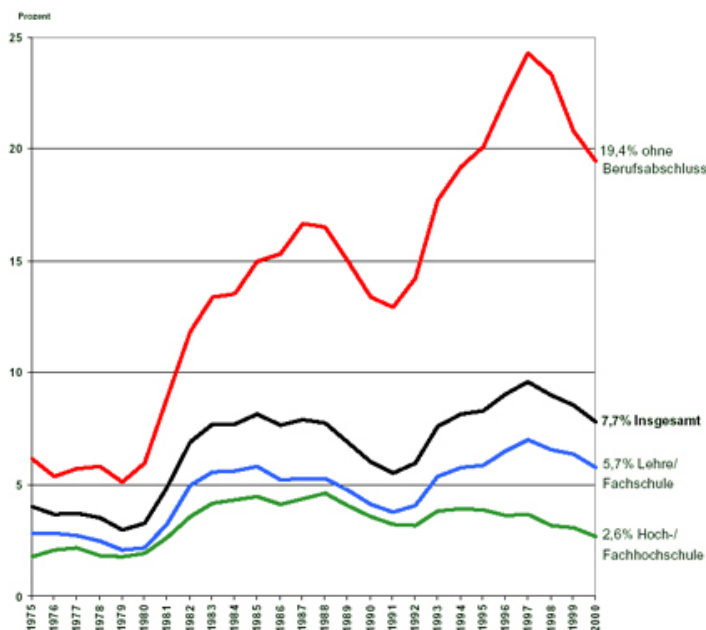


Abb. 3.1: Entwicklung der Arbeitslosigkeit in Deutschland nach Bildungsabschlüssen. (IAB-Berechnungen auf Basis des Mikrozensus. IAB Zahlenfibel 2002: Übersicht 6.3.1, leicht verändert).

Diese schichtspezifischen Bildungschancen und Arbeitsmarktpositionen bewirken wiederum ebensolche Einkommensungleichheiten. Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung konstatiert eine kontinuierliche Zunahme der relativen Einkommensarmut in der BRD seit den 1980er Jahren, womit die steigende gesellschaftliche Polarisierung nachgewiesen werden kann (Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung 2001: 25). Geißler kommt in einer Betrachtung der Einkommensverteilung von den 1960ern bis Ende der 1990er zu dem Schluss, dass die Wohlhabenden zahlreicher

und wohlhabender geworden seien, während sich der Anteil am gesellschaftlichen Gesamteinkommen für die Gruppen mit den geringsten Einkommen nach einer gewissen Steigerung in den 1970er Jahren wieder auf dem Niveau der frühen 1960er bewege (Geißler 2002: 96f). Solche berufs- und schichtspezifischen Ungleichheiten existieren in noch stärkerer Form für die Vermögen, die, anders als Bildungstitel, direkt von Generation zu Generation weitergegeben werden.

Forschungen zum Thema Ausgrenzung bzw. Exklusion, die auch die subjektive Dimension von Ungleichheit betrachten, unterstreichen den einseitigen Charakter einer vorgeblichen Dialektik von Freisetzung aus alten Bezügen und dem Entstehen neuer Freiheiten zum "Neudefinieren" von Strukturen (Beck 1994: 26), die für einen nicht unbedeutenden Teil der Bevölkerung vor allem aus Verlusten besteht. In einer Auswertung subjektiver Daten zur Ausgrenzung aus dem Wohlfahrtssurvey zeigt Böhnke, dass es sich bei den befragten Deutschen mit Exklusionserfahrung nahezu ausschließlich um gering Qualifizierte, Angehörige der un- oder angelernten Arbeiterschicht und Langzeitarbeitslose handelt und Ausgrenzungsrisiken damit immer noch schichtspezifischen Risikofaktoren darstellten (Böhnke 2005: 36). Sie schließt daraus:

"Nach wie vor stehen Risiken der Ausgrenzung in erster Linie mit Qualifikationsdefiziten und dem Fehlen eines Berufsabschlusses in Verbindung; sie breiten sich entgegen populärer Annahmen nicht sprunghaft aus und lösen sich nicht von schichtspezifischen Risikofaktoren" (Böhnke 2005: 36).

Diese Daten zur Persistenz von ausgeprägten schichtspezifischen materiellen Unterschieden relativieren auch die Diagnosen Becks und Schulzes in Bezug auf eine Demokratisierung des Konsums als Ausdruck des Lebensstils und eine geringe Signifikanz materieller Objekte als Zeichen gesellschaftlicher Positionen. Insbesondere kostspieligere Güter wie Wohnungen sind nach wie vor weit davon entfernt, für jeden erschwinglich zu sein: Zwar kann auch für die Wohnsituation seit den 1950er Jahren eine deutliche Anhebung des Durchschnittsniveaus, etwa in Bezug auf den zur Verfügung stehenden Raum konstatiert werden (vgl. Hradil 1999b: 308). Die Kosten für das Gut Wohnung sind dabei aber auf hohem Niveau geblieben und die durchschnittliche Mietbelastung ist sogar gestiegen: 1998 betrug in Deutschland die Mietbelastung von über einem Drittel der Haushalte 30% und mehr, während dies Ende der 1970er Jahre nur für knapp 10% der Fall war (vgl. Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung 2001: 163f). Neben der Mietbelastung ist auch die Eigentümerquote stark an das Einkommen gekoppelt: Im Referenzjahr 1998 des Armuts- und Reichtumsberichtes der Bundesregierung betrug die Eigentümerquote der Haushalte mit einem Nettoeinkommen von über 5.000 DM 66% gegenüber dem Mittel aller Haushalte von 41% (ibid.: 164). Abgesehen von der Erschwinglichkeit bestimmter Güter sollten für eine Frage der Demokratisierung von Statussymbolen aber auch kulturwissenschaftliche Befunde beachtet werden, wonach sich der Symbolgehalt bestimmter Konsumformen verändert, sobald sie durch eine größere Verbreitung profanisieren werden (vgl. Bourdieu 1987, Pinçon/Pinçon-Charlot 2001).

Die Kontinuitäten von stark vertikal strukturierter Ungleichheit drückt sich nicht nur in Lebenschancen, sondern auch in kognitiven Ordnungen der Bevölkerung aus. So zeigt Weber-Menges Untersuchung von offenen Selbsteinschätzungen unter Industriearbeitern und -angestellten, dass sich un- und angelernte Arbeiter weiterhin zur Kategorie

Arbeiterklasse/-schicht, Angestellte entsprechend zur Mittelschicht rechnen (Weber-Menges 2004: 125). Sie folgert daraus, dass der an das Schichtenmodell gerichtete Vorwurf der Lebensferne nicht diesem, sondern den Lebensstilmustern gelten müsste (ibid.). Vertikale Ordnungen im Sinne von Klassen und Schichten können zumindest als latent vorhandene subjektive Ordnungsmodelle für einen Großteil der Bevölkerung angesehen werden (Geißler 2002: 120, Otte 2004: 22). Auch wenn eine vertikale Ordnung nicht in Form klar abgrenzbarer Klassen existiert, manifestiert sie sich doch in Ungleichheitssemantiken und Wirklichkeitsmodellen. Eine grobe Dreiteilung der Gesellschaft in Ober-, Mittel- und Unterschicht scheint nach wie vor die herrschende Repräsentation von Ungleichheit in Deutschland zu sein (vgl. Geißler 2002: 121: 140, Otte 2004: 22). An dieser Erkenntnis ändert auch das Erstaunen der Politiker über die Existenz von (Unter)Schichten in Deutschland in der jüngsten Debatte um eine Studie des Instituts TNS-Infratest nichts.<sup>12</sup>

Insgesamt sieht nicht nur Geißler die "Tendenzen zur Entstrukturierung der vertikalen sozialen Ungleichheit", die den Ausgangspunkt der deutschen Lebensstilforschung darstellten, als "erheblich überzeichnet" an (Geißler 2002: 138). Das Überdauern traditioneller Dimensionen sozialer Ungleichheit veranlasst mittlerweile auch Ulrich Beck in einem Interview zu der Aussage: "Es geht nicht nur aufwärts, diese Gesellschaft fährt im Fahrstuhl nach unten, und wir sind die Generation des Weniger" (Beck 2006).

### **3.3 Der Weg theoriegeleiteter und strukturierter empirischer Verfahren**

Die Suche nach einer neuen, realistischen Klassifizierung in der Lebensstilforschung führte zu einer Vielzahl empirischer Klassifizierungen und Typisierungen, die wenig geeignet erscheinen, diesen Anspruch umzusetzen. Neben im engeren Sinne methodischen Problemen steht die implizit in den Verfahren enthaltene Annahme einer weitgehenden Entstrukturierung des Lebensstils von vertikalen Ordnungen im Widerspruch zur gesellschaftlichen Entwicklung.

Die Entstrukturierungsannahme muss also relativiert werden, ohne dabei jedoch das Kind mit dem Bade auszuschütten: Absolut betrachtet haben sich im Vergleich zu den 1950er und 1960er Jahren tatsächlich zusätzliche materielle Freiheitsgrade entwickelt. Zudem spricht eine Lockerung normativer Restriktionen in Bezug auf legitimes oder sozial angemessenes Verhalten weiterhin für eine Ausdifferenzierung von Lebensweisen, die sich etwa in einer Pluralisierung von Haushaltsformen und in einem Abweichen von linearen Mustern des Haushaltslebenszyklus zeigt (vgl. Otte 2004: 20f, Schulze 1993: 19).

Lebensstilkonzepte sollten also daran gemessen werden, inwieweit sie das Nebeneinander einer partiellen, auch normativen Ausweitung der Handlungsspielräume und eines Fortbestehens der Bestimmung dieser Handlungsspielräume durch ungleiche Ressourcen einzufangen vermögen. In jüngerer Zeit scheint sich in der Lebensstilforschung ein

---

<sup>12</sup> Vielmehr muss man sich darüber wundern, wie erstaunt fast das gesamte politische Spektrum auf diese nicht verblüffenden Diagnose reagiert: So verneint der Bundesminister für Arbeit und Soziales, Müntefering (SPD) etwa rundweg die Existenz von sozialen Schichten in Deutschland und der FDP-Vorsitzende Westerwelle spricht von Deutschland als "klassenlose Gesellschaft", während der Wirtschaftsminister Glos (CSU) die Unterschicht für eine "Erfindung von Soziologen" hält (Thomas E. Schmidt "Reden über die Unbenennbaren" in Die Zeit, 43, 19.10.2006).

Konsens durchzusetzen, dass Lebensstile weder als völlig klassenstrukturiert noch als völlig von der Sozialstruktur entkoppelt gelten können (vgl. Reichenwallner 2000: 68). Dies ist auch der Tenor der Synthesen und kritischen Bilanzen der Lebensstilforschung der letzten Jahre (vgl. Reichenwallner 2000, Hartmann 1999, Otte 2004). Dieses Erkenntnis wirft nun die Frage auf, auf welche wesentlichen Ordnungsdimensionen der Lebensstil zurückgeführt werden kann und wie man dieser Ordnung empirisch gerecht werden kann.

In einem systematischen Vergleich von mehr als 30 empirisch generierten Lebensstilklassifizierungen identifiziert Otte (2004: 72) zwei Ordnungsdimensionen des Lebensstils, auf die sich die Differenzierungen im Raum der Lebensstile im Wesentlichen zurückführen lassen: eine vertikale Dimension des Ausstattungsniveaus in Form von ökonomischem und kulturellem Kapital und eine horizontale Alters- und kohortenspezifische Dimension.

Die *vertikale Dimension* des Lebensstils drückt eine Hierarchie, ein Oben/Unten, ein Mehr/Weniger aus und steht in enger Beziehung zu Ordnungen des Klassen- oder Schichtenmodells. Otte bezeichnet diese Dimension, die sowohl den Einfluss kulturellen als auch ökonomischen Kapitals ausdrückt, als Ausstattungsniveau. Dabei stützt er sich auf zahlreiche Lebensstilstudien, die die herausragende Rolle der Bildung bei der Zuordnung zu bestimmten Lebensstiltypen bestätigen (vgl. Spellerberg/Berger-Schmitt 1998: 50, Georg 1998: 218). Seltener wird ein starker Einfluss des ökonomischen Kapitals (Otte 2004) oder die Stellung innerhalb der gesellschaftlichen Arbeitsteilung (Vester et al. 2001) identifiziert.

Die wesentliche *horizontale Dimension* des Lebensstils ist eine Entwicklungs- oder Zeitdimension, die sowohl lebenszyklische und biographische als auch kohortenspezifische Elemente beinhaltet. Otte nennt diese Dimension "Modernität/biographische Perspektive". Plausibel erscheint die Bedeutung dieser Dimension auch aufgrund der biologischen Grenzen der Wahlfreiheit des Lebensstils (vgl. Spiegel 2000: 202). Otte stützt seine Aussage auf eine Vielzahl von Lebensstilklassifizierungen, in denen sich das Alter als wichtigste Ordnungsdimension überhaupt erweist. Er berechnet für die zehn Sinus-Milieus mittels multinominaler Logitmodelle, dass das Alter im Vergleich zu allen anderen Merkmalen (Bildung, Einkommen, Geschlecht etc.) das beste Merkmal zur Voraussage der Lebensstilzugehörigkeit ist (2004: 61). Hartmann (1999: 200ff) bestätigt in einer Meta-Analyse von Lebensstilklassifizierungen anhand bivariater und multivariater Zusammenhänge weitgehend die Dominanz des Alters für die Ausprägung der Lebensstile. Spellerberg und Berger-Schmitt (1998: 49f) sowie Georg (1998) kommen mit verschiedenen Verfahren für ihre Klassifizierung zu demselben Ergebnis.

Eine altersspezifische Dimensionierung von Lebensstiltypen findet sich etwa in der horizontalen Differenzierung von Lebensstilen entlang des Gegensatzes traditionell-modern in der Sinus-Milieustudie (Sinus-Sociovision 2002) oder in der Unterscheidung von Lebensstiltypen nach den Polen konservativ und fortschrittlich bei Klocke (1994: 279). Unterscheidungen in eher häusliche und außerhäusliche Lebensstiltypen (Spellerberg 1996: 196, Schneider/Spellerberg 1999, Klocke 1994) lassen sich ebenfalls weitgehend auf das Alter zurückführen. Ein Einfluss des horizontalen Merkmals Geschlecht wird u.a. in Spellerberg/Berger-Schmitt (1998: 50), Klocke (1994: 281) und Georg (1998: 218)

festgestellt. Allerdings liegt keine systematische Differenzierung von Lebensstilen im Sinne weitgehend weiblicher oder männlicher Lebensstile vor. Vielmehr hat das Merkmal Geschlecht eine wichtige statistisch nachweisbare Erklärungskraft für die Zuordnung von Individuen zu Lebensstilen, die mit bestimmten vertikalen Merkmalen vergleichbar ist (Einkommen, Berufsposition), aber nicht die Bedeutung von Alter oder Bildung erreicht. Neben den beiden von Otte identifizierten Hauptdimensionen des Lebensstils wird die Bedeutung von Schulzes *alltagsästhetischer Schemata* (Trivialschema, Spannungsschema, Hochkulturschema) für Differenzierungen des Lebensstils in einer Vielzahl von Lebensstilstudien bestätigt (Hartmann 2000: 186, Rössel 2005: 288, Georg 1995).<sup>13</sup>

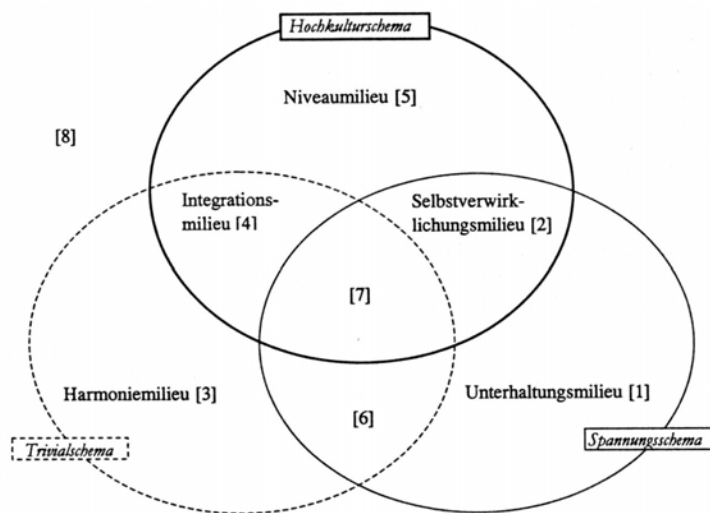


Abb. 3.2: Beziehungen zwischen den Milieus und alltagsästhetischen Schemata von Schulze nach Hartmann (1999: 117). Die Zahlen stellen theoretisch mögliche, von Schulze aber nicht empirisch bestimmte Milieus dar.

Die alltagsästhetischen Schemata können nicht eindeutig als vertikal oder horizontal bezeichnet werden. Auch wenn Schulze postuliert, jeder könne sich "im dimensionalen Raum alltagsästhetischer Schemata [...] die Position suchen, die ihm zusagt" (1993: 207), steht dieser Ausdruck des Lebensstils ebenfalls mit dem Alter und den Ressourcen in Verbindung. Abb. 3.2 zeigt die Zuordnung von alltagsästhetischen Schemata zu Milieus, wobei die horizontale Achse als Lebensalter, die vertikale Achse als Bildungsniveau interpretiert werden kann. Die alltagskulturelle Ausrichtung steht also im Falle des Hochkulturschemas in einem positiven und im Falle des Trivialschemas in einem negativen Zusammenhang mit der Bildung (Otte 2004: 65). Die von Schulze getroffenen Annahmen zur Bedeutung des Alters und der Bildung für den Lebensstil bestätigen sich so in gewisser Weise. Die von Schulze hieraus abgeleiteten Entkopplungsannahmen sind allerdings aufgrund seiner nicht-vertikalen Perspektive auf Bildung kaum zu vertreten. Im Ergebnis der Suche nach einer realistischen Klassifizierung auf Basis von Lebensstilen kann festgehalten werden, dass die manifeste Praxis des Lebensstils nicht von Klassen- und Schichtenmerkmalen entstrukturiert ist. Das Merkmal Bildung spielt eine herausragende Rolle unter den vertikalen Merkmalen der Strukturierung des Lebensstils. Diese Erkenntnis wird insbesondere von jüngeren Arbeiten (Rössel 2005, Otte 2004, Wieland 2004, Schneider/Spellerberg 1999), nicht zuletzt unter dem Eindruck der ge-

<sup>13</sup> Eine Ausnahme ist hier der Zusammenhang zwischen Bildung und Hochkulturschema in Ostdeutschland, der sich als weniger ausgeprägt erweist als in Westdeutschland (Rössel: *ibid.*).

sellenschaftlichen Entwicklungen, aber auch im Hinblick auf stringendere methodische Vorgehensweisen und systematische Betrachtungen des Standes der Forschung (Reichenwallner 1999, Hartmann 2000) betont. Neben dieser vertikalen Dimension ist der Lebensstil außerdem altersspezifisch strukturiert.

Wie Otte zeigt, widerlegen die Ergebnisse der Lebensstilempirie selbst die Annahme allzu großer Möglichkeitsräume für die Herausbildung von Lebensstilen. Selbst wenn man objektive bzw. vertikale Merkmale aus der Bildung von Lebensstilen heraushält, tauchen diese bei der nachträglichen Betrachtung der Strukturierungen des Lebensstils wieder auf. Die Erkenntnis, dass ein "Herumbasteln" an Lebensstilen nur in einem vorgegebenen Rahmen möglich ist (Otte 2004: 348), stellt eine Lebensstilempirie in Frage, die hinsichtlich der Ordnungsdimensionen des Lebensstils völlig offen ist und damit einen letztlich nicht gegebenen Möglichkeitsraum für die Herausbildung von Lebensstilen suggeriert. Daneben machen die Standardverfahren der Lebensstilforschung die inhaltliche Interpretation, den Vergleich und die Reproduktion der Lebensstiltypologien zu einem nahezu unmöglichen Unterfangen (vgl. Otte 2004: 42ff). Gesucht sind daher systematischere und transparentere theoretisch hergeleitete Verfahren der Typisierung des Lebensstils, die seine Strukturierung nach Alter und Ressourcen systematisch berücksichtigen. Ein solches Verfahren würde zwar keine realistische Klassifizierung im Sinne klar abgrenzbarer und ihrer selbst bewusster Gruppen abbilden. Es sollte aber in enger Beziehung zu den in diesem Kapitel beschriebenen lebensstilspezifischen Wissensbeständen und kognitiven Dimensionen von Ungleichheit aufweisen. Die Frage nach der Umsetzung einer solchen Typisierung wird im Fazit dieses Kapitels und im Kapitel 5.3 wieder aufgenommen.

### **3.4 Lebensstile und Raum**

Im dritten Teil dieses Kapitels wird nun die Beziehung des Ungleichheitsmerkmals mit dem Raum betrachtet, die für die Frage des Zusammenhangs von Lebensstil und Wohnmobilität von besonderer Bedeutung ist. Die Integration der Kategorie Raum in Lebensstilanalysen weist zunächst den Vorteil größerer Anschaulichkeit auf, denn der Lebensstilbegriff erhält zusätzliche Konturen, wenn man die unterschiedlichen Formen der Raumnutzung, Mobilität und Raumproduktion betrachtet. Wie in einem ersten Unterkapitel anhand der Überlegungen von Beck und Schulze gezeigt werden soll, wird die Beziehung des Ungleichheitsmerkmals Lebensstil zum Raum fast immer als handlungsgeneriert und weitgehend frei gewählt gedacht.

#### **3.4.1 Räumliche Entkopplungsszenarien in der Lebensstilforschung**

Das Raumbild großer Teile der Lebensstilforschung ist von der Vorstellung geprägt, dass eine alte, starre und stabile Raumordnung der Klassen- und Schichtengesellschaft durch eine flexiblere und flüchtigere neue Raumordnung abgelöst wird. Damit einher geht die Annahme, Raum habe für die Konstitution sozialer Gruppen an Bedeutung verloren. Neben dem Bild des Fahrstuhleffektes gehört das von den durch erhöhte soziale, geographische und Alltagsmobilität "durcheinander gewirbelten" Lebenswegen und Lebenslagen der Menschen zu den prägnantesten aus Becks Risikogesellschaft (Beck 1986: 125). Durch größere Einkommen, mehr Freizeit und eine erhöhte Lebenserwartung wür-



den die Determiniertheit des Handelns ab- und die soziale Mischung zunehmen. "Nach wie vor gibt es Orte, wo die 'einen' sich treffen und die 'anderen' nicht. Aber die Überschneidungszonen wachsen, und die früher auch außerhalb der Arbeit erkennbaren 'Klassenwelten'" sind verschwunden oder unkenntlich geworden (Beck 1986: 124f). Nach Beck entstehen parallel zum "Wegschmelzen" lokal orientierter sozial-moralischer Milieus, verkörpert etwa von proletarischen Lebenswelten mit ihren homogenen räumlichen Verteilungen, typischen Familienstrukturen, Wohnverhältnissen und Nachbarschaftsbeziehungen, "neue, typischerweise sozial gemischte urbane Stadtsiedlungen, die *"individuell"* selegiert, hergestellt und erhalten" sind (Beck 1986: 137f, 208, Hervorhebung i.O.).

Gerhard Schulze kommt zu ähnlichen Schlüssen wie Beck. Er nimmt an, erhöhte Mobilität und technische Innovationen hätten zu einer "Entregionalisierung" von sozialen Merkmalen und Zeichen und einer nachlassenden Distinktionswirkung des Wohnortes geführt:

"Für unsere Alltagswahrnehmung gilt immer mehr jeder kann überall wohnen; seine gegenwärtige und vergangene Umgebung informiert nur wenig über Existenzformen" (Schulze 1993: 196).

Charakteristisch für seine zeichentheoretische Perspektive betont Schulze, dass die soziale Signifikanz der geographischen Herkunft und des Wohnumfeldes an Bedeutung verloren habe (Schulze 1993: 196). Im Ergebnis dessen könne man heute den Menschen ihre Umgebung nicht mehr ansehen (Schulze 1994) und seien "räumliche Segregation und Nachbarschaftskontakte von Menschen in ähnlicher sozialer Lage" zurückgegangen (1990: 427). Segregation sozialer Großgruppen ist für Schulze wie für Beck ein typisches Phänomen der stark ökonomisch determinierten traditionellen Milieuformen, die nur über eingeschränkte Kommunikationsmittel und Aktionsräume verfügten (Schulze 1993: 175).

Schulze nimmt parallel zum Übergang von einer Gesellschaft der Beziehungsvorgabe zu einer der Beziehungswahl eine Entwicklung vom Raum als Umgebung zum Raum als Szenerie an (Schulze 1994). Der alte Modus des Raums als Umgebung meint das Zusammenfallen von Milieu und Territorium, das Milieu mit Bodenhaftung. An dessen Stelle tritt nach Schulze nun der neue, losere und frei gewählte Ortsbezug sozialer Milieus in Form von Szenerien: Orte wie "Kneipen, Diskotheken, Stadtteilzentren, Sportplätze" sind die "Bühnen" und "Inszenierungsorte" sozialer Milieus. Der Raum als Szenerie ist unabhängig von Wohn- und Arbeitsorten und nicht als Kontinuum organisiert (Schulze 1993: 196). Jenseits dieser Kristallisationsorte und Szenerien ist es nach Schulze immer schwieriger, soziale Signifikanz in räumlichen Tatbeständen zu lesen. Das Schrumpfen des Raumtyps "Umgebung" hinterlässt immer größere "milieuneutrale Zonen", die von einem Netzwerk von inselhaften Szenerien sozialer Signifikanz überzogen seien. Die konkrete soziale Form des Raums als Szenerie sind Szenen, nach Schulze "Netzwerke von Publika", die durch die "partielle Identität von Personen, Orten und Inhalten", in Form bestimmter Erlebnisangebote gekennzeichnet seien (ibid.: 463). In den typischerweise multilokal organisierten Szenen drückt sich für Schulze die differente räumliche Praxis verschiedener Milieus am stärksten aus: Sie ermöglichen die gruppeninterne Binnenkommunikation und erzeugen Erfahrungen von Gruppenzugehörigkeit (Schulze 1993: 459).

In einer Untersuchung der Szenen in seiner Nürnberger Studie entdeckt Schulze eine Hochkulturszene, eine neue Kulturszene, eine Kulturladen- und eine Kneipenszene, denen er seine Milieus zuordnen kann.<sup>14</sup> Voraussetzung für die Teilnahme an allen Szenen ist nach Schulze ein gewisses Maß an Mobilität, da sich die für die Gruppierung von Lebensstilen konstitutiven Orte vom eng umgrenzten lokalen Kontext entkoppelt hätten. Szenen zeichnen sich durch spezifische räumliche Regimes aus, wie die Gegenüberstellung der auf Disziplinierung und "rigorose soziale Normierung der Situation" aufbauenden Hochkulturszene und der kommunikativeren und auf geringere Disziplinierung der Körper aufbauenden neue Kulturszene zeigt (ibid.: 476 und 481). Entsprechend seiner Annahme einer kaum noch vertikal differenzierten Gesellschaft sind für ihn die Beziehungen zwischen den Szenen eher von Pluralität als von Ausschluss und Kulturkonflikten geprägt. Über die von ihm identifizierten Szenen hinaus hält er eine Differenzierung der Szenen nach Altersgruppen ("Tortenszene älterer Milieus") für wahrscheinlicher als nach materiellen Ressourcen (z.B. die gastronomische Inszenierung des Niveaumilieus), da, wie er meint, "auch exquisite Lokale für viele erschwinglich geworden" seien (ibid.: 490).

Ein wichtiges Ergebnis des Schulzeschen Rekonstruktionsversuchs ist das unterschiedliche Ausmaß, in dem Lebensstilgruppen in Szenen organisiert sind und über öffentliche Bühnen und Orte der Binnenkommunikation verfügen. Dies führt laut Schulze zu einer "Verzerrung der Milieuwahrnehmung" gegenüber ihrer zahlenmäßigen Bedeutung: Die Angehörigen des Harmonie- und Integrationsmilieus verfügen nach seiner Analyse kaum über Orte der Konsolidierung einer Gruppenidentität. Schulze nimmt an, dass sich diese im Trivialschema verhafteten Lebensstilgruppen – mangels Möglichkeiten zur gruppeninternen Interaktion – auf dem Rückzug in die eigenen vier Wände befänden und die Präsenz in der öffentlichen Wahrnehmung verlören.<sup>15</sup> Umgekehrt steht es mit dem Selbstverwirklichungsmilieu, dessen kulturelle Dominanz über seine zahlenmäßige Bedeutung hinausgehe. Dies ergibt sich für Schulze aus der großen öffentlichen Präsenz dieses Milieus und seiner "Selbstinszenierung auf dem großstädtischen Erlebnismarkt" (ibid.: 494).

Otte (2004) greift die Schulzesche Theorie der Szene auf und überprüft sie in einer Studie zu Mannheim. Er dehnt dabei das empirische Rohmaterial für Szenen aus und nimmt insbesondere Vereine hinzu, die primär auf die "Binnenfunktion" ausgerichtet sind (Otte 2004: 289).<sup>16</sup> Anhand der Besuchsintensität rekonstruiert Otte neun Szenen, die etwas stärker ausdifferenziert sind als bei Schulze. Vereine und vereinsähnliche Strukturen (Seniorenzene, Sportvereine, Kirchenszene) erweisen sich in Ottes Untersuchung als wichtige Integrationsinstanzen für ältere Personen, während modernere Typen eher kommerziell organisierte Szenen (z.B. Kneipen und Clubs) aufsuchten (ibid.: 298).

<sup>14</sup> Die Sportszene und die Volksfestszene können laut Schulze nicht genau genug, andere Szenen, wie die "Drogenszene" oder die "Spielhallenszene" können mit den gewählten Instrumenten überhaupt nicht erfasst werden.

<sup>15</sup> Allerdings wird erwähnt, dass etwa die Orte der Vereinskultur nicht erfragt wurden, und dass das Instrumentarium auch nicht präzise genug war, um "Enklaven der Kneipenszene" für diese Anhänger der Trivialekultur zu entdecken (ibid.: 491).

<sup>16</sup> Gut ein Drittel der Befragten aus Ottes Mannheimer Stichprobe sind Mitglied in solchen Vereinen (Otte 2004: 290).

Der von Schulze konstatierte Wahrnehmbarkeitsverlust der Trivialszene wird von Otte zum Teil bestätigt, insofern deren Anhänger zwar auch in Szenen organisiert sind, die szenespezifischen Praktiken aber weniger zur Aneignung von öffentlichem Raum führen (ibid.: 303f). Die Dominanz des Selbstverwirklichungsmilieus zeigt sich analog zu Schulze in einer starken Szenepräsenz der modernen ressourcenstarken Gruppen, aber auch von Hedonisten und Aufstiegsorientierten, die laut Otte in ihrer Unauffälligkeit als Richtschnur für "alltagsästhetische Normalität" interpretiert werden können (ibid.: 304).

Anhand seiner Szenerekonstruktion verifiziert Otte die Schulzesche These, wonach sich Milieus heute eher durch Szenezugehörigkeit als durch den Wohnort ausdrücken. Die von ihm ermittelten Lebensführungstypen besitzen eine weitaus größere statistische Erklärungskraft für die Szenezugehörigkeit als für den Wohnort (ibid.: 302).

### 3.4.2 Globalisierung und der Wandel von *Community* und Milieu

Die Annahmen der Lebensstilforschung zu einer nachlassenden sozialen Signifikanz des lokalen Raums weisen zahlreiche Analogien zu aktuelleren modernisierungs- und globalisierungstheoretisch inspirierten Arbeiten auf, die eine Ausweitung der Handlungsbezüge in Raum und Zeit postulieren. Lebensstile stehen hier zwar nicht im Mittelpunkt des Interesses, werden aber oft als Zeichen für die Reflexivität individuellen Handelns und damit einhergehender selbst gewählter, entgrenzter Raumbezüge in der Spätmoderne angesehen (vgl. Werlen 1997, Dürrschmidt 2000: 90).

Ausgangspunkt für diese Gesellschaftsdiagnose ist die Zunahme globalisierter Handlungsbezüge und eine Loslösung aus lokalen Bezügen, wie sie Anthony Giddens mit dem Begriff *disembedding* ausdrückt. Ermöglicht wird diese "Entankerung" durch neue technologische und institutionelle Möglichkeiten, soziale Beziehungen auf weltweiter Ebene herzustellen und aufrechtzuerhalten, sowie die weltweite Verbreitung von Informationen, Objekten und Repräsentationen, die im Individuum nunmehr aus allen Weltgegenden zusammenfließen (Albrow 1997: 44).

Werlen leitet aus dieser Situationsbeschreibung eine "revolutionäre Veränderung des Gesellschaft-Raum-Verhältnisses" angesichts der Globalisierung her (Werlen 2000: 6). Er sieht eine neue räumliche Verfasstheit in spät-modernen Gesellschaften hereinbrechen, die durch die "räumliche und zeitliche Ausdehnung der Reichweiten des Handelns" ausgelöst werde (Werlen 1997: 217). Dieser Zustand ginge mit der Loslösung aus konkret lokalisierbaren Handlungsbezügen einher, die dazu führe, "dass auch die lokalsten Formen des Geographie-Machens globalisierte Lebensbedingungen zu 'erdulden' haben" (Werlen 1997: 217). Die dergestalt entankerten Individuen begegnen dem Verlust von Bindungen nach Werlen in Form von Handlungen der "Wiederverankerung", des Versuchs "der erneuten Sinnstiftung und des Sich-Einrichtens in einer unübersichtlich gewordenen Welt" (Bürkner 1999: 83). Für die Wiederverankerung ist nun aber charakteristisch, dass diese "nicht territorial gleichmäßig, sondern in hohem Maße subjektsspezifisch" sei (Werlen 1997: 288).

Werlen bezieht in dieses Konzept Lebensstile als Instanz der nunmehr subjektiv-handlungsgenerierten Raumbezüge ein: Ist im Idealtyp der traditionellen Gesellschaft das Soziale in stärkerem Maße räumlich gebunden, drückt sich in entankerten spät-modernen Gesellschaften kulturelle Differenz verstärkt "in den vielfältigen individuellen Lebensstilen ohne feste räumliche Verankerung aus" (Werlen 1997: 61). Lebensstile

stehen für die Reflexivität und den dynamischen Wandel sozialer Bezüge, die nicht mehr klassen- und schichtspezifisch, sondern subjektiv als "Ausdruck von persönlichen Entscheidungen" entstünden (Werlen 1997: 247). Gleichzeitig seien die Raumbezüge dieser spät-modernen Lebensformen und Lebensstile potenziell grenzenlos (vgl. Werlen 2000: 11). Grenzen bestimmten sich erst daraus, wie die Subjekte aus der globalisierten Wirklichkeit den für sie relevanten Teil in ihrem "alltäglichen Geographie-Machen" regionalisieren und sich aneignen könnten (Werlen 1997: 248, Werlen 1999: 264).

Innerhalb der alltäglichen, vertrauten durch verschiedene "Sinnhorizonte" (Werlen 1997: 292) voneinander abgegrenzten aber räumlich entgrenzten Lebenswelten bilden sich Lebensstile mit spezifischen Weltdeutungen und Weltbindungen (ibid.). Damit liefert Werlen die räumliche Analogie zu den insbesondere von Schulze ausgearbeiteten lebensstilspezifischen Wirklichkeitsmodellen (vgl. 3.2.1). Während die Lebensstilforschung durchaus noch von einem Zusammenhang von Lebenswelt und Gruppenbildungsprozessen, beispielsweise in Szenen, ausgeht, verwirft Werlen den Zusammenhang, "dass 'Lebenswelt' an Vertrautheit und gruppenmäßige Zugehörigkeit gekoppelt wird" (ibid.: 293). Kopräsenz und Binnenkommunikation sind für Werlen zumindest nicht mehr notwendige Voraussetzungen für eine gemeinsame Lebenswelt.

In der hier skizzierten Weise nehmen zahlreiche globalisierungstheoretische Arbeiten die Individualisierungsthese der Lebensstilforschung auf und sehen Lebensstile als synonym für die fortan stärker individuell gewählten Formen räumlicher Bindung (vgl. Noller 2000). In besonders zugespitzter Form finden sich die Konsequenzen der bis hierher beschriebenen Entwicklungen im Wandel der sozialräumlichen Konzepte "*Community*" und "*Milieu*" wieder. Albrow (1997) beschreibt die Veränderungen von *Community*, wenn angesichts ortsübergreifender sozialer Beziehungen kein Vorrang des Lokalen mehr für die Konstruktion von *Community* besteht. Aus dem statischen ortskonkreten Communitybegriff der Gemeinsoziologie werde dann ein Gebilde, dass er mit den Begriffen *disembedded, imagined*<sup>17</sup>, *non-local, spatially unbound* beschreibt.

Nach Albrow werden die Möglichkeiten zur räumlichen Ausweitung von Handlungsbezügen je nach Ressourcen und Präferenzen in sehr unterschiedlichem Maße genutzt (ibid.: 51), was dazu führt, dass man es vor Ort mit einem Nebeneinander oft sehr unterschiedlicher Realitäten, einer "co-present diversity of lifestyles and social configurations" zu tun habe. Die verschiedenen Lebenswelten angehörenden Nutzer einer Lokalität bildeten demnach keine gemeinsame lokale *Community*, sondern seien in verschiedene Vergemeinschaftungsformen eingebettet, die über den Ort hinausgreifen (ibid.: 50). Anstatt weiter von den *Community* zu sprechen, schlägt Albrow für diese neue Konfiguration den Begriff *sociosphere* vor, den er als "field of concern or relevance" of "varying but overlapping spatial scope" definiert (ibid.: 51). Eine *sociosphere* umfasst sowohl traditionelle als auch neuere Formen der sozialen Bindung wie Lebensstilgruppen. Die Lokalität sei nur noch der Ort "where their sociosphere literally touches the earth" (i-

<sup>17</sup> Während Albrow unter dem Attribut "imagined" etwas erst durch die Globalisierung notwendig Gewordenes versteht, das, wie er am Beispiel ethnischer Diasporas erläutert, "the absent and distant as being integral to the local" imaginiert (Albrow 1997: 23), benutzt Benedict Anderson den Begriff "imagined communities" unabhängig von nachmodernen Zuständen. Die kreative Leistung von Nationen, ihre Mitglieder dazu zu bringen, an eine Gemeinsamkeit (communion) zu glauben, ohne dass diese sich untereinander persönlich kennen, kann nach Anderson letztlich auf alle Communities angewandt werden: "In fact, all communities larger than primordial villages of face-to-face-contact (and perhaps even these) are imagined" (Anderson 1991: 6).

bid.:52). Für den Beobachter vor Ort zeige sich dann das Nebeneinander verschiedener Sphären und Erfahrungswelten, das Albrow analog zu Appadurai (1990) *socioscape* nennt. Das lokale *socioscape* ist eher vom pragmatischen Nebeneinander der mit verschiedenen Eigenlogiken ausgestatteten Sphären, denn als Miteinander im Sinne einer idealisierten ortsgebundenen *Community* zu verstehen.

Parallel zum Wandel des Konzeptes der *place based community* wird auch der Milieubegriff neu interpretiert. Das Milieu, das von der Stadtforschung traditionell als Projektion des Sozialen auf einen abgegrenzten Raum gedacht wurde (zum Beispiel Arbeitermilieus im Arbeiterviertel) wird dynamisiert, indem der Raumbezug des Sozialen nicht mehr als gegeben, sondern als handlungsgeneriert gilt (vgl. Noller 2000: 32).<sup>18</sup>

So entsteht ein Nebeneinander von Prozessen der "Verflüssigung" und des "Verdampfens" räumlicher Bezüge auf der einen und der Fortdauer "gegenmodern-traditionaler" räumlich gebundener Existenzweisen als Residuen der Modernisierung auf der anderen Seite (Keim 1998: 90). Matthiesen geht zwar weiterhin von "ortskonkreten Milieubildungsprozessen" aus, in einer physisch-räumlichen Grundlage des Milieus sieht er aber keine Voraussetzung, da neben "realen" offenbar auch nicht-reale bzw. virtuelle "symbolische" Räume eine Grundlage für "flexible, über symbolisch generalisierte Medien integrierte 'posttraditionale' Milieugestalten" darstellen könnten (Matthiesen 1998: 71).

Während diese Milieubegriffe noch als lose Gruppenbezüge gedacht werden, verwendet Dürrschmidt in seiner Betrachtung von Lebenswelten der Global City London einen radikal-individualistischen Begriff vom Milieu als *individuelle*, entankerte räumliche Ordnung. Die von ihm untersuchten Milieuformationen würden, so Dürrschmidt, als weit aufgespannte "extended milieux" nicht mehr auf räumlicher Nähe, sondern nur noch auf individueller Relevanz beruhen und so "distant places, people and happenings in a meaningful configuration of biographical relevance" zusammenbinden (Dürrschmidt 2000: 74). Signifikanz durch Nähe entsteht nach Dürrschmidt höchstens zufällig. Typisch sei vielmehr die Rolle der Personen in räumlicher Nähe als "nächste Andere", mit dem nur noch "approved detachment" herrsche (ibid.: 153), während die Figur des "distant neighbours" ausdrückt, dass sehr weit voneinander entfernte Menschen aufgrund ihrer gegenseitigen Relevanz füreinander sehr enge Beziehungen miteinander eingehen. Auch das Heim ist für Dürrschmidt kein lokaler Verankerungspunkt mehr, sondern eher das Ergebnis eines temporären Wählens "[which] derives from the ability to generate a significant relationship to a place" (ibid.: 79). Für die sozialen Beziehungen innerhalb eines Wohnviertels bedeutet dies, dass üblicherweise oberflächliche Beziehungen vorherrschen, die keine über den gemeinsamen Moment hinausreichenden Interessen zwischen den koexistierenden Milieus und Soziosphären mehr verfolgen.

---

<sup>18</sup> Wie weiter oben gezeigt wurde, schwingt auch beim Milieubegriff der Lebensstilforschung ein Raumbezug mit, allerdings sind hier Makromilieus, also gesellschaftliche Großgruppen gemeint, so dass an eine direkte Verortung nicht zu denken ist (vgl. Schulze 1993, Hradil 1987, Vester et al. 2001, Sinus-Sociovision 2002). Bei Stadtviertel- oder Wohnmilieus in der Stadtforschung und -planung ist hingegen eher die Mesoebene angesprochen. Nach Herlyn besteht eine systematische Verbindung zwischen den Milieubegriffen unterschiedlicher Maßstabsebenen, da sich jedes Makromilieu auch "auf der lokalen Ebene finden lassen" müsse (Herlyn 2000: 156), so dass das Wohnmilieu der konkrete Mikro-Baustein für die Großgruppe darstellen würde. Schneider und Spellerberg verweisen hingegen auf die Widersprüchlichkeit der verschiedenen Milieubegriffe angesichts der Tatsache, dass die gemeinsame soziale und räumliche Lage gerade "kein notwendiger Bestandteil des Lebensstilbegriffs" sei. Lebensstile im Sinne von ähnlichen Handlungsmustern seien vielmehr "der Entstehung von Milieus vorgelagert" (Schneider/Spellerberg 1999: 80).

Der hier skizzierte gewandelte Milieubegriff geht also trotz kleinerer Differenzen davon aus, dass nunmehr Handlungsrelevanzen und Distanzen auseinander fallen und erstere für das Milieu entscheidend sind. Damit weitet sich der Milieubegriff auf größere Maßstabsebenen aus und die lokale Ebene des Wohnmilieus scheint an Bedeutung zu verlieren: Der Begriff, der in den 1970er und 1980er dazu diente, das schützenswerte sozial-räumliche Soziotop Wohnmilieu den modernistischen, auf Kleinfamilien ausgerichteten und als anonym geltenden Stadtentwürfen entgegenzusetzen, baute ja gerade darauf, dass man qua Wohnort zu einer Einheit gehörte, die als mehr als die Summe ihrer einzelnen Teile betrachtet wurde (so etwa Herlyn 2000) – eine Einheit, die nun so offenbar nicht mehr oder kaum noch existiert.

Sowohl die Lebensstilforschung als auch die globalisierungstheoretischen Forschungen betonen also die Loslösung des Sozialen vom lokalen Raum und stellen dabei die sozial-räumlichen Formationen *Community*, Milieu und mithin die soziale Relevanz der lokalen Maßstabsebene in Frage. Im Folgenden sollen einzelne Aspekte dieser Annahmen relativiert werden – zum einen die Vorstellung einer kontinuierlichen, mit der Globalisierung einhergehenden räumlichen Entkopplung (3.4.3), zum anderen die soziale Undifferenziertheit dieser Annahme (3.4.4).

### **3.4.3 Relativierung der Annahme einer stetigen räumlichen Entkopplung**

Die Konzepte der Entankerung des Sozialen aus räumlichen Bezügen nehmen explizit oder implizit eine modernisierungstheoretische Perspektive im Sinne von sich stetig ausweitenden Handlungsbezügen ein (vgl. Werlen 1997). Diesem Bild spätmoderner, räumlich ausgeweiteter Handlungsbezüge wird eine "traditionelle" sozial-räumliche Konfiguration der Vergangenheit entgegengesetzt, die besonders in der lokal begrenzten, nach starren Prinzipien organisierten Gemeinschaft mit einem hohen Maß an Kontinuität und sozialer Kontrolle zum Ausdruck kommt (Bürkner 1999). Dürrschmidt (2000) illustriert den traditionellen Idealtypen anhand einer Beschreibung von Londoner Arbeitervierteln vor und während des Zweiten Weltkrieges aus Sicht von Herbert, einem seiner Interviewpartner: Die Viertel der Großstadt in dieser vergangenen Epoche werden mit Dörfern verglichen, in denen man über Generationen hinweg zusammenlebte, voneinander wusste und füreinander Verantwortung übernahm. Dürrschmidt bezeichnet diesen sozialräumlichen Typ als "neighbourhood communities", die durch "almost exclusively localized social relations" (Dürrschmidt 2000: 164), gemeinsame Wissensbestände und gemeinsame Aktivitäten zusammengeschweißt gewesen seien.

Nimmt man Wohnmobilität als Indikator für die Instabilität von räumlich verankerten Gemeinschaften (vgl. Prunty 2000: 132) lassen sich jedoch zahlreiche Beispiele dafür finden, dass diese, wenn auch idealtypisch gedachte Gegenüberstellung zwischen den stabilen, verankerten Gemeinschaften in der Vergangenheit und den entankerten Lebensweisen der Gegenwart relativiert werden muss. Insbesondere die Städte im Zeitalter der industriellen Revolution lassen ein Bild statischer ortsgebundener Communities in urbanen Kontexten als eher unwahrscheinlich erscheinen, wenn Zeitzeugen wie der Nationalökonom Gustav Schmoller 1890 die Sesshaftigkeit in der Arbeiterschaft insgesamt bedroht sehen:

"Ist das letzte Resultat unserer heutigen sozialen Zustände eine hausierende Vagabundage der ganzen arbeitenden Bevölkerung, ein Durcheinanderschütteln der Menschen von Ort zu Ort, von Geschäft zu Geschäft, wie es selbst die Nomaden nicht kannten?" (zit. nach Langewiesche 1977: 1).<sup>19</sup>

Wie der Historiker Langewiesche zeigt, unterschätzt die vorherrschende Urbanisierungsperspektive auf die Epoche der Industrialisierung durch den damit einhergehenden Fokus auf Land-Stadt-Wanderungen und Wanderungsgewinne der Städte das Volumen der Wanderungen. Häufig sei aufgrund der Unstetigkeit der Migranten für einen bestimmten Bevölkerungsgewinn ein fünf- bis zehnfacher Bevölkerungszuzug nötig gewesen (Langewiesche 1977: 2f). In dieser Sache zitieren Oberpenning und Steidl das Bild Monika Glettlers, wonach Wien am Ende des 19. Jahrhunderts aufgrund von Transit-Migranten einem Hotel geglichen habe, "das zwar stets besetzt war, aber immer wieder von anderen Leuten."<sup>20</sup> Die jährliche Abwanderung aus deutschen Groß- und Mittelstädten (mit über 50.000 Einwohnern) betrug in den letzten Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg durchschnittlich 80% der jährlichen Zuwanderung, und auch in US-amerikanische Städte des 19. Jahrhunderts wurden in der relativ kurzen Spanne von zehn Jahren etwa 50% der Bevölkerung ausgetauscht (Langewiesche 1977: 4f).

Das enorme Wandervolumen führte dazu, dass Wohnungen im Vergleich zu heute eine sehr niedrige durchschnittliche Belegungsdauer aufwiesen: In den größten deutschen Städten wurde ein Viertel bis ein Drittel der Wohnungen innerhalb des ersten Jahres wieder aufgegeben, 40-50% innerhalb der ersten beiden Jahre (ibid.: 6). Gründe für diese Unstetigkeit sind in erster Linie ökonomische Zwänge in den Arbeitsverhältnissen und auf dem Wohnungsmarkt. Konjunkturkrisen, eine stark jahreszeitlich schwankende Arbeitslosigkeit, häufige Kündigungen oder unsichere Beschäftigungsverhältnisse (z.B. als Hilfsarbeiter, Dienstmädchen, Tagelöhner) führten gerade angesichts schlechterer Mobilitätsbedingungen häufig dazu, dass man einer neuen Arbeit nachzog. Hinzu kamen die enorme Wohnungsknappheit und der hohe Anteil der Miete am Budget unterer Schichten.

Man muss davon ausgehen, dass die Mobilität für die unteren Klassen und Schichten noch viel höher war als die Durchschnittswerte, die in den Statistiken repräsentiert sind. So zeigt Vitoux (2003), wie das im 18. und 19. Jahrhundert weit verbreitete Phänomen der *population flottante*, der nicht qualifizierten, für einige Tage oder Monate auf der Suche nach Arbeit von Stadt zu Stadt "umhertreibenden" Arbeiterbevölkerung ein massives soziales Problem in den Städten Frankreichs darstellte.

Entscheidend für die Rolle des Indikators Mobilität im Hinblick auf die Stabilität eines Milieus ist aber nicht nur die Fluktuation, sondern auch die Distanz, über die gewandert wurde. Migration über kurze Distanzen war nach den beiden Bevölkerungshistorikern Pooley und Turnbull die mit Abstand wichtigste Migrationserfahrung im 18. und 19. Jahrhundert, die außerdem, wegen einer Vielzahl vermutlich nicht verzeichneter Migrationsvorgänge, eher unter- als überschätzt werde (Pooley/Turnbull 1998: 300). Zwar

<sup>19</sup> siehe auch Hermann Schwabe (1874): Das Nomadenthum in der Berliner Bevölkerung. In: Berliner Städtisches Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik 1, S. 29-37; Reinhard Baumeister (1876): Stadt-Erweiterungen: in technischer, baupolizeilicher und wirtschaftlicher Beziehung. Berlin: Ernst & Korn.

<sup>20</sup> Monika Glettler, Die Wiener Tschechen um 1900. Strukturanalyse einer nationalen Minderheit in der Großstadt, München/Wien 1972, S. 41. Zitiert nach Oberpenning, Steidl 2001: 9.

nehmen die Autoren an, dass sich Menschen zu dieser Zeit durch Migration nur selten aus ihren sozialen Kontexten herausbewegten (ibid.: 301). Sie weisen aber gleichzeitig auf die Gefahr hin, Distanzmaßstäbe des ausgehenden 20. Jahrhunderts auf die Vergangenheit zu übertragen: "It should not be assumed that a move of, for instance, 20 kms, which seems short by present-day standards, was necessarily perceived as a local move in the late-eighteenth century" (ibid.). Die Autoren kommen zu dem Schluss: "Perceptions of relative distance, and of the disruptive effects of mobility, are almost impossible to determine precisely." Zu bedenken sind hierbei auch die geringe freie Zeit und die Begrenztheit der zur Verfügung stehenden Transportmittel.

Die Vorstellung stetiger, raumgebundener Milieus in den Städten, in denen man über Generationen hinweg quasi dörflich zusammenlebte und einander kannte, lässt sich unter diesen Bedingungen zumindest für das 19. und frühe 20. Jahrhundert schwer aufrechterhalten. Abgesehen vom sicherlich extremen Beispiel der Industrialisierung vermitteln auch andere Formen der Entankerung früherer Epochen, wie wandernde Handwerksgesellen, Formen der Arbeitsmigration in der Landwirtschaft und im Manufakturwesen, Pilgerfahrten, Massenwanderungen im Zeitalter des Kolonialismus und Fluchtbewegungen im Zusammenhang mit Kriegen ein Bild, dass die modernisierungstheoretische Interpretation von früher stabilen und heute entankerten Raumbezügen des Sozialen relativiert.<sup>21</sup> Vielleicht ist diese Vorstellung das Resultat einer Perspektive, die die Erfahrung des aus eigener Anschauung vertrauten, relativ stabilen fordistischen Zeitalters auf andere vergangene Epochen extrapoliert. In jedem Fall erscheinen sozial-räumlich stabile Milieus in den Städten vielleicht eher als historische Ausnahme, denn als Regel, so dass die Neuheit entankerter Lebensweisen zu relativieren ist.

### 3.4.4 Soziale Differenzierung der Diagnose räumlicher Entkopplung

Als zweite Korrektur der Annahme einer Entkopplung des Sozialen vom Raum wird in diesem Abschnitt die Allgemeingültigkeit dieser Diagnose für die Gegenwart in Frage gestellt. Dabei möchte ich die Setzung der räumlichen Entkopplung als "anthropologische Konstante" (kritisch dazu Bürkner 1999: 85) in Frage stellen, denn ebenso wenig wie die Risiken der Risikogesellschaft für all ihre Teile gleich hoch sind, ist die Freisetzung aus alten Zwängen und die Möglichkeit zur Herstellung neuer Bezüge eine demokratische Angelegenheit.

Gerade wenn durch *time-space-compression* und Globalisierung neue Optionen der Raumüberwindung gegeben sind, ist eine sozial differenzierte Betrachtung der Handlungsmöglichkeiten notwendig, denn für die, die sich diese Technologien nicht zu Nutzen machen können, besteht die Gefahr einer relativen Verstärkung ihrer Benachteiligung.<sup>22</sup> O'Byrne (1997: 85) betont in diesem Sinne, Globalisierung sei "far from a universal process." Neue Möglichkeiten der Identitätsfindung jenseits des Lokalen seien nicht je-

<sup>21</sup> Werlen sieht eine modernisierungstheoretische Interpretation seiner Gegenüberstellung traditioneller und spät-moderner Lebensbedingung allerdings als unbeabsichtigte Folge einiger "missverständlicher oder gar verunglückter Formulierungen". Um mit beiden Idealtypen arbeiten zu können, sollten sie gerade nicht zeitlich fixiert, sondern inhaltlich bestimmt werden, weil die mit beiden Idealtypen verbundenen Handlungsweisen sowohl diesseits als auch jenseits der von ihm gezogenen idealtypischen Epochengrenze anzutreffen seien (Werlen 1999: 265 Fußnote 6).

<sup>22</sup> Wenn gegenwärtig die Preise für die Raumüberwindung von Informationen und Gegenständen drastisch sinken (vgl. Josef Joffe, Schneller, besser, reicher in Die Zeit, 23, 31.05.2007), liegt darin auch die Notwendigkeit begründet, sich stärker mit der Welt zu verbinden, um "am Ball zu bleiben".



dem zugänglich und abhängig von strukturellen Beschränkungen. "Education and life-experience are significant in developing a 'world-view', but limitations on these may produce a more localist view" (ibid.: 88). Albrow zieht hieraus den Schluss, dass sich soziale Ungleichheit im globalen Wandel stärker als bisher in unterschiedlichen Raum-Zeit-Regimes (als "time-space social stratification") ausdrücken, die Klassenunterschiede verschleiern, weil man direkten Konfrontationen mit dem Anderen nunmehr eher als zuvor schlichtweg aus dem Wege gehen könne (Albrow 1997: 53).

Kaufmann et al. (2004) schlagen deshalb vor, ungleiche Möglichkeiten der Ausweitung von Handlungsbezügen systematisch als Dimension sozialer Ungleichheit zu untersuchen. Anstatt Mobilität als allgemeine Erfahrung in einer Gesellschaft zu betrachten, regen sie an, mit dem aus der Biologie entlehnten Begriff der "Motility", die "capacity of entities [...] to be mobile in social and geographic space" (ibid.: 750) zu betrachten, die von individuellen Ressourcen und politischen Rahmenbedingungen abhängen.

Zur Verdeutlichung der Notwendigkeit einer sozial differenzierten Betrachtung der räumlichen Ausweitung von Handlungsbezügen können die Forschungen zu Quartierseffekten und Armutsmilieus in Städten herangezogen werden, deren Annahmen zur Signifikanz des lokalen Raums denen der Lebensstilforschung diametral entgegen stehen. Häußermann umreißt den Kern dieser Diskussion, die in den vergangenen Jahren von den US-amerikanischen (vgl. Wilson (1996[1987])) in die europäischen Wissenschafts- und Politikdiskurse gelangte (vgl. Keim/Neef 2000), wie folgt:

"Aus der Sicht der 'Kontext-Theorie' bildet das Quartier ein soziales und kulturelles Milieu, das erheblichen (negativen) Einfluss auf die Mentalitäten, Lebensweisen, das Verhalten und die Lebenschancen seiner Bewohner hat (Kontexteffekte). Es geht also um eine zusätzliche Beeinträchtigung der Lebenschancen, die aus dem Wohnen in einem benachteiligten Quartier entsteht" (Häußermann 2004: 20).

Diese Vorstellung des Quartiers als Kristallisationspunkt für sozial-räumlich gebundene Milieus der Armut setzt voraus, dass Alltagsleben und Alltagsmobilität stark auf das Wohnviertel beschränkt sind, um sich in diesem Maße auf die Lebenschancen auszuwirken, dass Menschen mit geringen Ressourcen stärker ortsgebunden, fast "an den Ort gefesselt" seien (Bourdieu 1991) und dass lokal geprägte Mobilitätsmuster und soziale Netzwerke vorherrschen, wie sie etwa Friedrichs und Blasius in ihrer Untersuchung benachteiligter Wohngebiete in Köln identifizieren (2000: 194).

Zwar werden Armutsmilieus in der Regel nicht als deckungsgleich mit so genannten Problemquartieren betrachtet, da letztere aus einem Nebeneinander verschiedener Milieus bestünden, und diese Milieus zwar einen starken lokalen Bezug aufweisen, aber auch über den lokalen Kontext hinausreichen.<sup>23</sup> Dennoch zeigt das Quartier seine Wirkung, indem es sich durch "ständige Verhaltensanforderungen" in Form von Konflikten und physischer Degradierung und den erschwerten Bedingungen für Kommunikation und Problemlösungen auf den Alltag auswirke, der zwangsweise "eng mit den Verhält-

<sup>23</sup> In Einklang mit Albrows *socioscape* aus verschiedenen *sociospheres* (s.o.) finden Keim und Neef im selben Viertel Bewohnergruppen, die wie die "stabilen, materiell gesicherten Haushalte" vielfältige Beziehungen auch außerhalb des Viertels unterhalten, aber auch Haushalte "in prekärer materieller Lage", für die Nachbarschaftsbeziehungen oft eine besondere Bedeutung haben (Keim/Neef 2000: 266f). Auch Kapphan (2001: 219) betont in seiner Berliner Untersuchung die sehr verschiedenen Zugänge, die unterschiedliche Bewohnergruppen zum Quartier haben.

nissen im Quartier verwoben" ist (Keim/Neef 2000: 264). Statt dem Dürrschmidtschen "approved detachment" muss hier eher von "erzwungener Nähe" geredet werden.

Ein besonders wichtiger Effekt des Wohnviertels wird darin gesehen, dass das Leben im "Problemgebiet" analog zu den Annahmen von Wilson (1996[1987]) zum Erlernen von Handlungsweisen beitrage, die im Widerspruch zur Mainstreamgesellschaft stehen und deshalb als integrationsverhindernd gelten. Das Quartier wird insbesondere für Kinder und Jugendliche als "Lernraum" für "abweichende Normen und Verhaltensweisen" (Häußermann/Kapphan 2000: 230) verstanden, von dem ein Anpassungsdruck "in Richtung von Normen und Verhaltensweisen ausgehe, die von der übrigen Gesellschaft mit Ausgrenzung beantwortet werden" (Häußermann 2003: 149). Farwick (2003) vermutet beispielsweise, dass die von ihm festgestellte größere Dauer des Sozialhilfebezugs in "Armutsinseln" auf den Einfluss des sozialen Lernens und die Zusammensetzung lokal orientierter sozialer Netzwerke mit zurückzuführen sei.

Armutsgebieten wird auch in kultureller Hinsicht, in ihren spezifischen "Gesellungsformen und Alltagsästhetiken" (Schacht 1999: 305) die Position als verortbares ausgegrenztes Anderes bescheinigt. Friedrichs und Blasius (2000: 195) identifizieren in den von ihnen untersuchten Kölner Armutsgebieten eine einheitliche, von außen negativ konnotierte und von einem Geschmack der Notwendigkeit geprägte Alltagskultur. Die Autoren gehen davon aus, dass eine Person mit höherem ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital "mit großer Wahrscheinlichkeit das Gebiet verlassen würde." Die Beschreibungen von benachteiligten Wohnvierteln stehen damit auch in Widerspruch zu Schulzes Diagnosen einer kulturellen Enthierarchisierung und einem Rückgang von gesamtgesellschaftlichen Normen (Schulze 1993: 268, siehe 3.1), denn die Binnenintegration als emanzipatorische Kehrseite der Subkultur, wie sie in der Chicagoer Schule betont wurde (Guest 1997: 8f), wird mangels Integrationsperspektive zunehmend angezweifelt (Häußermann 2003: 158). Dies hängt auch mit der Stigmatisierung der Armutsinseln und ihrer Bewohner zusammen, die, wie die Armutsmilieu-Forschungen annehmen, beispielsweise bei der Arbeitssuche zu Diskriminierungen führen könne (Farwick 2003: 183, Häußermann 2003: 152).<sup>24</sup>

Die Annahmen bisheriger Forschungen zu Quartierseffekten sind durchaus anfechtbar: Dies gilt insbesondere für die zum Nachweis der Quartierseffekte verwendeten Verfahren<sup>25</sup> und für die Tendenz zur Verdinglichung lokaler Räume, die etwa in der Vorstellung abgeschotteter, isolierter Vorstädte zum Vorschein kommt. Dennoch relativieren diese Forschungen die Diagnose eines *allgemeinen* Signifikanzverlusts des Raums für das Soziale und die nurmehr noch handlungsgenerierten Raumbezüge von Lebensstilgruppen:

<sup>24</sup> Zur Stigmatisierung von Zuwanderervierteln vgl. Best/Gebhardt 2001a, 2001b.

<sup>25</sup> So kann Farwick seine Annahmen zum längeren Sozialhilfebezug in Armutsinseln nur über den Ausschluss anderer, nicht-räumlicher Variablen statistisch nachweisen. In der Kölner Untersuchung von Friedrichs und Blasius (2001), auf die er sich bezieht, wird zwar der Zusammenhang einer leicht höheren Billigung von abweichenden Verhaltensweisen in benachteiligten Wohngebieten mit dem Gebietsmerkmal festgestellt (Friedrichs/Blasius 2001: 192). Dieses Ergebnis erscheint allerdings angesichts eines multiplen Regressionsmodells, das nur 10% der Varianz erklärt, kaum als verlässlich genug, um Aussagen zum Erlernen von abweichenden Normen im Quartier gleich in mehreren Studien zu stützen. Es ist insgesamt Marpsat (1999: 321) zuzustimmen, die ihren Überblicksartikel zu Quartierseffekten in den USA mit der Mahnung schließt: "une relation statistique n'est pas une causalité, ni l'explication d'un processus" ("Eine statistische Beziehung ist weder eine Kausalität noch eine Erklärung für einen Prozess.") und den Einsatz qualitativer Methoden für derart komplexe Fragen fordert.

Anstatt von steigender Distanzüberwindung ist von Menschen die Rede, die ihr Quartier fast nie verlassen; Wahlmilieus "of like-minded people" werden hier unfreiwillige Zwangsmilieus der Übriggebliebenen gegenübergestellt und der Wohnort verliert seine soziale Signifikanz nicht, sondern verringert durch Stigmatisierung und andere benachteiligende Wirkungen die Lebenschancen der im benachteiligten Wohnviertel lebenden Menschen.

	<b>Lebensstilforschung und Entankerungsszenarien</b>	<b>Armutsmilieu-Forschungen</b>
<b>Soziale Bedeutung des Wohnortes</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>▪ Mit der räumlichen Entkopplung des Sozialen verliert der Wohnort seine soziale Signifikanz.</li> <li>▪ Es besteht kein Zwang mehr, sich mit dem Wohnort auseinanderzusetzen, stattdessen herrscht "approved detachment".</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>▪ Das benachteiligte Wohnviertel und seine Bewohner werden stigmatisiert und das Leben in einem solchen Viertel verringert die Lebenschancen.</li> <li>▪ Im Alltag werden "ständige Verhaltensanforderungen" an die Bewohner gestellt, sich mit ihrer Umgebung und deren Problemen auseinanderzusetzen.</li> </ul>
<b>Alltagskultur und Wohnviertel</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>▪ Kultureller Pluralismus und gleichwertiges Nebeneinander verschiedener Alltagskulturen.</li> <li>▪ Integration in selbst gewählte, ortsunabhängige Szenen und Milieus.</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>▪ Integration in "Subkulturen des Quartiers", die eine Integration in die Mainstreamgesellschaft verhindern.</li> </ul>
<b>Vergemeinschaftung, soziale Netzwerke und Wohnviertel</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>▪ Freiwillige Verbindung in Wahlmilieus auf Grund individueller Affinitäten, mit nur noch geringem Kontakt zum Wohngebiet.</li> <li>▪ Durch Globalisierung und Entankerung sind soziale Netzwerke immer weniger von geographischer Distanz und immer mehr von persönlicher Relevanz bestimmt.</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>▪ Zwangskontakte im Zwangsmilieu der Zurückgebliebenen im Armutsgebiet, Milieus reichen aber auch über das Wohngebiet hinaus.</li> <li>▪ Armut und Leben im benachteiligten Wohnviertel sorgen für eine starke lokale Begrenzung des sozialen Netzwerks.</li> </ul>

Tab. 3.3: Gegensätze zwischen Entankerungsszenarien und Armutsmilieuforschung

Es lässt sich hier nicht klären, ob es sich bei diesem Widerspruch um das Ergebnis einer disziplinären Arbeitsteilung handelt, die sich zwischen Problemwissenschaft und Pionierwissenschaft die Forschungsobjekte aufteilt. Erstaunlich ist auf jeden Fall, dass die beiden Seiten, die hier gegenübergestellt werden, kaum aufeinander Bezug nehmen.<sup>26</sup>

Im Sinne der in diesem Abschnitt geforderten sozialen Differenzierung der Aussagen zur räumlichen Entkopplung erscheint es plausibel, dass sich die konstatierten Quartierseffekte gerade durch größere mögliche Aktionsradien und Wahlfreiheiten für einige zuspitzen und sich die Beschränktheit des Lokalen für die Übriggebliebenen umso stärker auswirkt. In jedem Fall legt die Kontrastierung der Entkopplungstheorien mit Forschungen zu Armutsmilieus nahe, die Fortdauer stärker räumlich gekoppelter Lebensweisen insbesondere in Abhängigkeit von Ressourcen stärker zu berücksichtigen als dies in der Lebensstilforschung getan wird.

<sup>26</sup> Eine Ausnahme für den Versuch einer Verknüpfung beider Perspektiven ist Werlens (2005) Kritik des Containerraumkonzeptes "Sozialraum" in der Sozialarbeit als zu statisches, den Lebenswelten nicht entsprechendes Konzept.

### 3.4.5 Der stadtgeographische Lebensstilansatz

Nachdem bis hierher der Raumbezug von Lebensstilen eher von seiner konzeptionellen Seite her betrachtet wurde, widmet sich dieser Abschnitt nun der Operationalisierung des Raumbezuges von Lebensstilen in Arbeiten der Stadtgeographie.

Mit einigem zeitlichen Verzug zur Welle empirischer Lebensstilanalysen in der Soziologie beziehen seit Ende der 1990er Jahre auch Vertreter der deutschsprachigen Stadtgeographie verstärkt Lebensstile als neues Paradigma sozialer Ungleichheit in ihre Forschungsfragen ein. Die Ausdifferenzierung der Haushaltsformen und das immer stärkere Abweichen von linearen biographischen Mustern, differenzierte Wohnpräferenzen, Phänomene wie Suburbanisierung und Gentrification, aber auch unterschiedliche alltägliche Mobilitätsmuster im Einkaufs- und Freizeitverhalten legen die Verwendung des Lebensstilbegriffs zur Beschreibung aktueller Differenzierungen des städtischen Raums nahe (vgl. Schneider/Spellerberg 1999: 79, Klee 2001: 79ff).

Während man von Seiten der Stadt- und Sozialgeographie den soziologischen Lebensstilanalysen "Raumblindheit" vorwirft, wird das eigene Versäumnis darin gesehen, dass man sich des Lebensstilansatzes in räumlichen Analysen noch nicht bedient habe (vgl. Pohl 2003: 41, Hilpert/Steinhübl 1998, Helbrecht 1997). Folglich soll nun die Lebensstilanalyse, um ihre "räumliche Dimension" erweitert, zu einer Modernisierung der Sozialraumanalyse beitragen. Dergestalt kulturell gewendet, würde die zuvor vor allem auf sozialstatistische Merkmale wie Schichten und Nationalität zurückgreifende Sozialraumanalyse eine, wie Helbrecht formuliert, "post-Chicagoer Schule" verheißen:

"Ausgehend von der Überlegung, dass wenn Lebensstile raumrelevant sind, diese auch in Clustern, Zonen oder sonstigen typischen Verteilungsmustern in den Städten wiederauffindbar sein müssten, würden solche kulturraumanalytischen Untersuchungen auf sehr direkte Weise auf eine Theoriebildung 'nach Chicago' abzielen. Gesucht wäre also eine 'Post-Chicagoer Schule'. Die Überführung der schichtzentrierten Sozialraumanalyse in eine 'Kulturraumanalyse' wäre in Anknüpfung an bestehende Forschungstraditionen einer der naheliegendsten Versuche, das Thema Lebensstile in die sozialgeographische Stadtforschung einzubringen (Helbrecht 1997: 8)."

Helbrecht kommt allerdings zu dem Schluss, dass solche räumlichen Studien auf Basis von Lebensstilen in Anbetracht des noch ungeklärten Entstehungszusammenhangs sowie von Klassifizierungs- und Abgrenzungsproblemen von Lebensstilen "derzeit noch relativ wenig Sinn" hätten. Sie schlägt vor, sich zunächst auf die Frage der Herausbildung von Lebensstilgruppen als auf deren Abgrenzung zu konzentrieren (ibid.: 8).

Dessen ungeachtet entstanden in den letzten zehn Jahren in der deutschsprachigen Geographie einige empirische Arbeiten, die sich mit der Ausweisung und Abgrenzung von Lebensstilen in Städten beschäftigten. Auf Basis der Vorarbeiten der empirischen Lebensstilforschung der Sozialstrukturanalyse wurde der Versuch unternommen, Sozialraumanalysen in ein neues (Lebensstil)Paradigma zu überführen. Anhand der Arbeiten von Hilpert und Steinhübl zu Augsburg (1998), von Klee zu Nürnberg (2001, 2003), die jeweils auf Ebene einer nach Verwaltungsbezirken regionalisierten Stadt eine quantitative Lebensstilstudie vorlegten, sowie der Arbeit von Pohl (2003), der Lebensstile im Kölner Innenstadtgebiet Nippes mit denen der Kölner Umlandgemeinde Rösrath vergleicht,

wird nachfolgend etwas dargestellt, was man als den stadtgeographischen Lebensstilansatz bezeichnen könnte.<sup>27</sup>

Der gemeinsame Ausgangspunkt des in diesen Arbeiten zum Vorschein kommenden Lebensstilansatzes ist der Zusammenhang von lebensstilspezifisch routinisierten Handlungsweisen und der Raumstruktur (vgl. Pohl 2003: 41, Hilpert/Steinhübl 1998: 11). Hierzu werden die empirischen Dimensionen des Lebensstils um explizit räumliche Aspekte erweitert, wozu man auf das Konzept der Daseinsgrundfunktionen (Ruppert/Schaffer 1969) zurückgreift. Mit diesem in den 1960er und 70er Jahren prominenten Katalog von Bedürfnissen einer städtischen Bevölkerung (Wohnen, Arbeiten, sich Versorgen etc.) sollten ursprünglich gruppenspezifisch unterschiedliche Bedürfnisse, Reichweiten und Raumnutzungen erfasst werden. Dies geschah auch mit dem Ziel, entsprechende Raumansprüche und Einrichtungen der Bevölkerung zu planen (Kemper 2005: 151ff, Werlen 2000: 174ff). In der stadtgeographischen Rezeption des Lebensstilansatzes wird dieses Konzept nun zum Untersuchungsgegenstand "Raumprägung von Lebensstilen durch die Ausübung milieuspezifischer alltäglicher Grunddaseinsfunktionen" (Hilpert/Steinhübl 1998: 11, ähnlich Pohl 2003: 41, Klee 2003: 73). Die lebensstilspezifisch differenzierten Raumnutzungsmuster, so die Annahme, würden zu "unterschiedlichen Entwicklungsverläufen von Orten" und mithin zur Präsenz und Verfestigung unterschiedlicher Milieus am Ort führen (Pohl 2003: 41). Die Verwendung des Konzepts Daseinsgrundfunktionen in diesem Kontext verwundert, da es doch von weitgehend homogenen Bedürfnissen der Bevölkerung und vom diffusen Konzept der "sozialgeographischen Gruppen" ausgeht (vgl. Kemper 2005: 154), während Lebensstile ja gerade für fein differenzierte Raumnutzungsmuster stehen.

Als Beispiele für die lebensstilspezifische Differenzierung von Daseinsgrundfunktionen führt Pohl Phänomene wie Gentrification und Suburbanisierung als lebensstilspezifische Wohnstandortwahl sowie unterschiedliche Muster und Aktionsradien in der Versorgung und im Freizeitverhalten an (Pohl 2003: 40). Klee (2001: 80) stellt die Bedeutung von Lebensstilen ebenfalls am Beispiel von Gentrification heraus, die er in den Zusammenhang von "lebensstilspezifischen Interaktions- und Handlungsstrukturen" setzt, welche auf ein bestimmtes "physisch-materielles Substrat"<sup>28</sup>, nämlich "gründerzeitliche Wohnungen und Häuser" zurückgriffen. Diese mit Bedeutungen versehenen Substrate (Straßen, Plätze, Bahnhöfe, Schwimmbäder) würden so zu Zeichen eines bestimmten Lebensstils und würden umgekehrt als Träger eines symbolischen Gehaltes Menschen Zugehörigkeit und Identität vermitteln (ibid.: 79). Außerdem hätten bestimmte Einrichtungen im Wohnviertel (Einzelhandel, Kultur, Gastronomie) "eine besondere Bedeutung für die Lebensstilpraxis" (ibid.: 81), wodurch "lebensstilspezifische Interaktions- und Handlungsstrukturen" in Form unterschiedlicher Aneignung, Nutzung und Wahrnehmung des Raums und unterschiedlicher Aktionsradien festzustellen seien (ibid.). Unter den Daseinsgrundfunktionen hebt Klee besonders die Signifikanz des Konsums als lebens-

<sup>27</sup> Auch Schneider und Spellerberg (1999) werfen in ihrer Studie die Frage nach der Relevanz von Lebensstilen für raumrelevante Verhaltensmuster auf. Allerdings arbeiten sie mit einem bundesweiten Sample und sind stärker am bedürfnisgerechten Planen und Bauen interessiert (ibid. S. 22), als dass sie Lebensstile als neues Merkmal sozialer Ungleichheit betrachten.

<sup>28</sup> Im Vergleich zu Müller wird hier eine interessante Umdeutung des Begriffs vorgenommen. Dieser versteht unter dem "materiellen Substrat der Lebensstile" im Gegensatz zum ideellen Substrat von Bedürfnissen und Mentalitäten nämlich die objektiven Strukturmerkmale wie soziale Herkunft, Beruf

stilspezifisch differenzierte Form der Raumanneignung hervor. Diese ließe sich auch in Bezug auf den von der Notwendigkeit geprägten Geschmack ärmerer Bevölkerungsgruppen feststellen, der etwa in Discountern und Billigläden einen Ausdruck fände (i-bid.: 82f). Er betont die besondere Rolle des öffentlichen Raums für "Stilisierung" (i-bid.: 77), wonach Menschen dort generell mit dem "bewussten Darstellen persönlicher Eigenschaften", der Selbststilisierung beschäftigt seien, um soziale Zugehörigkeit bzw. Differenz auszudrücken.

Zur Überprüfung der Relevanz von Lebensstilen werden in Erhebungen typische Lebensstil-Items wie Einstellungen und Werte, Freizeitverhalten und Mediennutzung abgefragt und entsprechend den oben beschriebenen Verfahren der empirischen Lebensstilforschung zu Gruppen zusammengefasst und benannt.<sup>29</sup> Ein erster Schritt der Identifizierung einer "Raumdimension von Lebensstilen" liegt dann in der statistischen Auswertung und Kartierung der Wohnstandortverteilung der ermittelten Lebensstiltypen in den verschiedenen Teilregionen der Untersuchungsgebiete (Abb. 3.3).

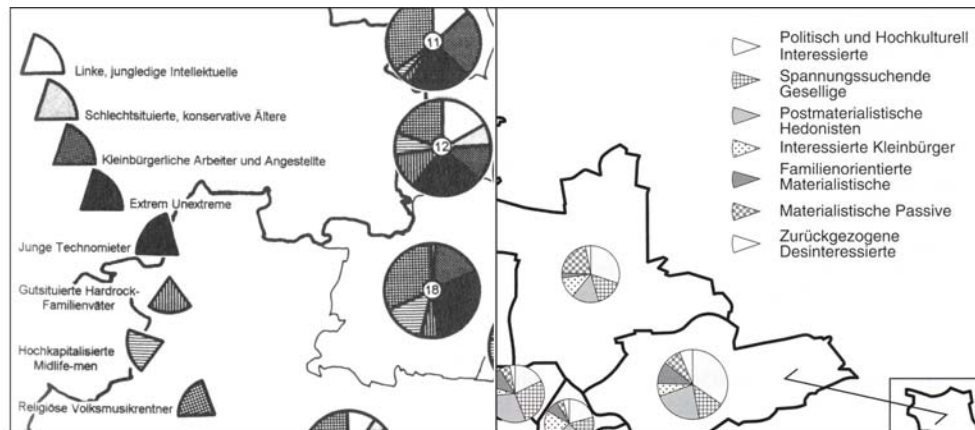


Abb. 3.3: Lebensstillandschaften – links Ausschnitt aus Hilpert, Steinhübl 1998: 74 (Augsburg), rechts Ausschnitt aus Klee 2001: 139 (Nürnberg)

Zur Erklärung der ermittelten Ungleichverteilung greift man auf Zusammenhänge zwischen bestimmten Ausstattungsmerkmalen von Gebieten und dort überdurchschnittlich vertretenen Lebensstilgruppen zurück. So stellt Klee fest, dass "hochkulturell Interessierte" eher in den Gebieten wohnen würden, in denen "sie die ihnen wichtigen Ausstattungsmerkmale der Wohnumgebung, wie nahe gelegene Grünflächen, Ruhe oder die Nähe zu den für sie bedeutsamen Einrichtungen der Hochkultur, der Gastronomie und des gehobenen Konsums" fänden. Die eher zentral wohnenden "postmaterialistischen Hedonisten" hingegen würden "zur Realisierung ihres Lebensstils [...] auf die Nähe zu

und ökonomisches Kapital, die den Lebensstil einschränken (Müller 1992: 377) und nicht etwas physisch-Räumliches.

<sup>29</sup> Die statistische Abgrenzung von Lebensstilaggregaten anhand erhobener Items erfolgt bei Klee mit Faktor- und Clusteranalysen von Items zu Freizeitaktivitäten, alltagskultureller Schemata, Kontaktmustern sowie Werten und Einstellungen (Klee 2001: 108f). Pohl zieht ein Set von Variablen zu Wohnstil, Musikgeschmack, Esskultur, Fernsehkonsum und der Nutzung kultureller Angebote (Pohl 2003: 78f) für die Lebensstiltypen heran, verdichtet diese durch eine Faktoranalyse zu den Dimensionen Konsumorientierung, Häuslichkeit und kulturelles Interesse und nutzt diese Faktoren zur Bildung von Lebensstiltypen. Hilpert und Steinhübl (1998) verwenden eine Clusteranalyse, für die untypischerweise neben den Lebensstil-Items auch Alter, Bildung und Einkommen herangezogen werden (42f). Damit werden zwar strukturelle Ungleichheitsdimensionen berücksichtigt, allerdings werden diese gemeinsam mit Einstellungen, Handlungsweisen etc. in den "Mixer" der Clusteranalyse geworfen, so dass die Beziehung zwischen subjektiven und objektiven Ungleichheitsdimensionen letztlich weder a priori noch a posteriori geklärt werden kann.

szenetypischen Geschäften und Kneipen sowie auf größere Altbauwohnungen und die zentrumsnahe Lage" Wert legen, wo sich ihre "alltagskulturellen Orientierungen, Bedürfnisse und Wünsche" in "Hinterhoftheatern", "spezialisierten Buchläden mit Lesungen", und "Künstlerwerkstätten" befriedigen ließen (Klee 2003: 70).

In Erweiterung der soziologischen Lebensstilempirie werden aber auch alltägliche Raumbezüge und räumliche Präferenzen der Befragten erhoben, die nun zu einer weiteren Qualifizierung der Lebensstiltypen herangezogen werden können. Hierzu gehört die subjektive Bedeutung bestimmter Eigenschaften der Stadt und ihrer Teilräume, die als Reflex spezifischer Nutzungsweisen gedeutet werden. So kontrastiert Klee zum Beispiel das Ruhebedürfnis der einen mit der Affinität zu "Lebendigkeit" bei anderen Lebensstiltypen (Klee 2001: 157), Hilpert und Steinhübl weisen auf typenspezifische Zufriedenheiten mit den Ausgelmöglichkeiten, dem gastronomischen Angebot oder der Einkaufssituation in der Stadt hin (Hilpert/Steinhübl 1998: 69) und Pohl identifiziert eine typenspezifisch unterschiedliche Bindung an das eigene Viertel (Pohl 2003: 99f). Klee untersucht zusätzlich unterschiedliche Muster der Raumwahrnehmung auf einem imaginären Spaziergang entlang einer vorgegebenen Route sowie die Wahrnehmung der Stadt Nürnberg anhand eines Polaritätsprofils.

Eine weitere potenzielle Dimension der Raumwirksamkeit des Lebensstils ist die Maßstäblichkeit von Aktionsräumen und sozialen Netzwerken. Die überwiegend nahräumliche Orientierung der Freundeskreise aller Befragten ist etwa bei den "hochkulturell Interessierten" und "postmaterialistischen Hedonisten" geringer ausgeprägt (Klee 2001: 171), was Klee als "große Distanzunempfindlichkeit" deutet. Den gleichen Schluss zieht er aus der größeren Reichweite der Aktionsräume von jüngeren, erlebnisorientierten Typen, für die er insgesamt eine Form der Vergemeinschaftung jenseits traditioneller Milieus annimmt (2003: 71). Raum, so folgert Klee, wäre für diese Gruppe nur noch als Szenerie bedeutend, etwa in Fitness-Studios und Kneipen. Im Einklang mit Schulzes Ansatz sieht Klee für diese Gruppen Mobilität nicht mehr durch Klasse, Schicht und räumliche Nähe strukturiert, sondern als etwas aus einer Wahl Resultierendes an. Bei eher häuslichen Lebensstiltypen hingegen sei der Freundeskreis stärker nahräumlich orientiert, so dass Klee an den Wohnorten dieser Typen ein Fortbestehen "traditioneller Mikromilieus" in Form eines engen Kommunikationszusammenhanges, einer hohen Ortsbindung und eines Netzes für Unterstützungs- und Hilfeleistungen auf lokaler Ebene vermutet (2003: 71f, 2001: 189).

Schließlich werden von Klee lebensstilspezifische Unterschiede im Hinblick auf die Wahrnehmung des Fremden und des Eigenen in der Stadt betrachtet. In der Erhebung wird beispielsweise (sehr suggestiv) danach gefragt, wie die Befragten dazu stünden, "dass die hier wohnenden Ausländer ihre Religion und Kultur pflegen", was große Unterschiede zwischen eher "toleranten" Lebensstilclustern (postmaterialistische Hedonisten und hochkulturell Interessierte) gegenüber passiv-zurückgezogenen Typen zu Tage fördert (Klee 2001: 161). Klee identifiziert außerdem – als Nebenergebnis der Beschreibung des imaginären Stadtspazierganges, der an einem alternativen Stadtteilzentrum und "dort herumlungernenden [sic!] Jugendlichen, Punks und Alkoholikern" (ibid.: 152) vorbeiführt, lebensstilspezifische Einstellungen gegenüber diesen Subkulturen.

Insgesamt zieht Klee ein positives Fazit zur Verwendung von Lebensstilen zur Beschreibung der Stadt und kommt zu dem Schluss, das Konstrukt der sozialen Schicht verlöre

"sowohl als Instrument zur Beschreibung und Erklärung der Gesellschaftsstruktur als auch als Analysekategorie sozial-räumlicher Prozesse zunehmend an Bedeutung" (Klee 2001: 187). Pohl zieht angesichts zahlreicher schichtspezifischer Einflüsse, die sich durch das Lebensstilmerkmal manifestieren, ein etwas vorsichtigeres Fazit, das auf eine stärkere Integration traditioneller Merkmale in das Ungleichheitsmerkmal Lebensstil hinausläuft (Pohl 2003: 115ff).

Im Folgenden werden insbesondere zwei Kritikpunkte an dem bis hierher knapp dargestellten stadtgeographischen Zugang zu Lebensstilen vorgestellt: Zum einen, dass mit dem gewählten methodischen Ansatz die vorgebliche Relevanz von Lebensstilen nicht nachgewiesen werden kann; zum anderen, dass die Loslösung von Lebensstilen von objektiven Ungleichheiten überzeichnet wird. Beide Defizite führen zusammengefasst zu einer Repräsentation der Stadt, die eher das spezifische Produkt des gewählten Ansatzes ist, als dass sie der Lebenswirklichkeit der Stadtbewohner entspreche. Wie in der zuvor beschriebenen Verfahren der empirischen Lebensstilforschung werden in den stadtgeographischen Ansätzen Lebensstiltypen mit statistischen Verfahren gebildet und anschließend anhand unterschiedlicher Merkmalsausprägungen charakterisiert. Dabei erfolgt jedoch keine Überprüfung der Erklärungskraft des Lebensstils im Vergleich zu alternativen Ansätzen wie Klasse und Schicht, etwa in Bezug auf residenzielle Segregation oder Mobilitätsmuster. Insofern ist der Schluss Klees, die letztgenannten Merkmale hätten an Bedeutung verloren, empirisch nicht abgesichert.

Selbst wenn diese Unzulänglichkeit behoben wäre, könnten statistische Abhängigkeiten alleine noch nicht den Beweis erbringen, mit Lebensstilen ein aussagekräftiges Merkmal sozialräumlicher Ungleichheit gefunden zu haben. Wie viele Teile der empirischen Lebensstilforschung leidet auch ihre stadtgeographische Rezeption daran, dass der Nachweis des sozialen Sinns hinter den Typisierungen nicht geführt wird. Die Frage, inwieweit die Typisierung von "interessierten Kleinbürgern", "materialistischen Passiven" oder "postmaterialistischen Hedonisten" auf sozial signifikante Ungleichheitsdimensionen zurückgreifen, sich also nicht nur hinsichtlich bestimmter Item-Werte unterscheiden, sondern auch unterschiedlich wahrgenommen und bewertet werden, kann nicht geklärt werden. Deswegen verwundert es nicht, dass zur Messung lebensstilspezifischer Wahrnehmungen des Fremden in der Stadt nicht etwa Bewertungen der Lebensstiltypen untereinander, sondern die Bewertung von Ausländern, Jugendlichen, Punks und Alkoholikern gewählt werden, denn diese Gruppen verfügen – auch wenn sie nicht als Akteure sondern eher als passives Stadtmobiliar vorgeführt werden – über eine größere alltagsweltliche Evidenz und Signifikanz als die Lebensstiltypen. Um den sozialen Sinn hinter Lebensstiltypen für stadtgeographische Fragen zu identifizieren, wären tiefer schürfende Fragen nötig, ob nun in Bezug auf die Handlungslogiken, die Präferenzen, die Gruppen selbst oder die Interaktion und die Wahrnehmung des Anderen.

Neben diesen Fragen zur Operationalisierung von Lebensstilen ist auch die Untersuchung des Raumbezuges problematisch: Die Kartierung statistischer Lebensstilcluster in (administrativen) Containerräumen der stadtgeographischen Studien gibt zwar eine Orientierung hinsichtlich unterschiedlicher Raumbezüge. Sie reicht aber nicht aus, um etwas über Prozesse der "Herausbildung von Lebensstilen in Auseinandersetzung mit der räumlichen Umwelt", die Helbrecht (1997: 8) anregt, zu erfahren; ganz zu schwei-



gen von einer Analyse der Rolle des Raums "als Medium der Produktion und Reproduktion von Lebensstilen und bei Prozessen der sozialen Integration bzw. der sozialen Schließung" (Helbrecht/Pohl 1995).

Besonders problematisch ist der Versuch, aufgrund der Präsenz von Lebensstiltypen und Einrichtungen im selben Wohnviertel (z.B. Postmaterialisten und Hinterhoftheater, s.o.) zu folgern, dass sich die ersteren auf letztere bezögen. Gerade wenn heute, wie behauptet wird, steigende Distanzunempfindlichkeit vorherrsche und der lokale Nahraum unwichtiger würde, wäre diese automatische Zuordnung der falsche Ansatz. Man müsste mindestens nachfragen, von wem diese Szenen-Orte tatsächlich besucht werden (siehe 3.4.1).

Die Vorstellung lebensstilspezifischer Substrate, z.B. das von Klee so bezeichnete physisch-materielle Substrat der Gentrification in Form von "zumeist gründerzeitlichen Gebäuden und Wohnungen, die [...] Stuckdecken, Parkettböden und eine großzügige Raumhöhe wie -aufteilung aufweisen" (Klee 2001: 80), ist ein sehr statischer Weg, den Raumbezug von Lebensstilen zu untersuchen. Er läuft auf die wissenschaftliche Reifizierung sozialer Tatbestände in Form physischer Elemente hinaus, anstatt die gruppenspezifische soziale Produktion von Bedeutungen bestimmter Objekte und Raumausschnitte zum Analysegegenstand zu machen (vgl. Werlen 1997).

Schließlich fehlt es der Erforschung der lebensstilspezifischen Aneignung städtischer Räume auch an einem Mindestmaß an historischer Tiefe. Anstatt die städtischen Teilräume wie eindimensionale Behälter mit einer gegebenen Lebensstilverteilungen darzustellen, müssten diese Gebiete in ihrem historischen und politischen Kontext verortet werden, um zu erfahren, wie die Lebensstilgruppen in die Stadtgebiete gekommen sind. Dazu gehören die politische Regulation und marktmäßige Inwertsetzung der Gebiete und die jüngere Geschichte der Quartiers- und Stadtentwicklung.

Insgesamt führen die Erneuerungsbestrebungen zur Untersuchung städtischer Ungleichheit mittels Lebensstilen in der Stadtgeographie zu einer Repräsentation deutscher Großstädte, in der alles eine Frage von Präferenzen ist und jeder in seinem Viertel nach seiner Façon glücklich wird. Materielle Einschränkungen kommen in dieser "Stadt à la Carte" kaum vor. Die Kulturalisierung von Ungleichheit reicht von den theoretischen Grundannahmen über die methodische Vorgehensweise bis hin zu den Konzepten des Raumbezuges von Lebensstilen. Die Infragestellung dieser Vorgehensweise in der soziologischen Ungleichheitsforschung (vgl. 3.3) hat also die stadtgeographische Rezeption des Lebensstilansatzes noch nicht erreicht. Wie in Kapitel 4 dargestellt wird, ist die Vorstellung einer weitgehend durch unterschiedlichen Geschmack bestimmten signifikanten Ungleichheitsordnung besonders in einer Stadt wie Berlin, wo über eine halbe Million Menschen als arm gelten, eine wenig realistische Repräsentation.

#### **3.4.6 Lebensstile und Aufwertungsprozesse in der politökonomischen Stadtforschung**

Als letzte Positionsbestimmung zum Zusammenhang zwischen Lebensstil und Raum wird nun die politökonomische Perspektive auf städtische Aufwertungsprozesse dargestellt. Ohne diese Perspektive in allen Einzelheiten wiederzugeben, sollen die wichtigsten Erkenntnisse zur Raumwirksamkeit von Lebensstilen anhand des Untersuchungsgegenstandes innerstädtischer Aufwertung und Gentrification dargestellt werden.

Politökonomische Ansätze in der Stadtforschung zeichnen sich dadurch aus, dass sie die Auswirkungen politischen und gesellschaftlichen Wandels und dabei insbesondere der ökonomischen und politischen Strukturen auf die Stadtentwicklung betrachten (Häußermann/Holm/Zunzer 2002). In einer gewissen Verengung im Vergleich zur bisherigen Betrachtung wird der Lebensstilbegriff in diesem Kontext vor allem für selbstreflexive, distinktionsorientierte urbane Mittelklassen verwendet (vgl. Ronneberger et al. 1999, Krätke 2002, Smith 2002), die, ob nun direkt als "Verdränger" oder indirekt, als Zielgruppe der Stadtpolitik und des Immobilienmarktes, als Auslöser städtischen Wandels betrachtet werden. Dabei ist nicht mehr vom Lebensstil als Ungleichheitsdimension, sondern von (bewusster) Stilisierung durch urbane Mittelklassen die Rede, wodurch die Verwendung der Kategorie Lebensstil als allgemeines Ungleichheitsmerkmal ausscheidet (vgl. Meyer 2001: 259). Im Gegensatz zu den meisten anderen Lebensstilansätzen gehen politökonomische Ansätze dabei im Kern von einem Klassenbegriff aus (vgl. Zukin 1998, Smith 2002, Krätke 2002).

Politökonomische Ansätze zeichnen sich durch eine kultur- und konsumkritische Perspektive auf städtischen Wandel aus und stellen in gewisser Weise marktgenerierte Lebensstile in der Welt inszenierter Städte authentischeren Lebensweisen und Vergesellschaftungsformen gegenüber, wobei sie klar Position gegen erstere einnehmen.<sup>30</sup>

Das Thema Aufwertung und Gentrification wird in dieser Perspektive in den Kontext des Wandels der Stadtentwicklung hin zur Postmoderne betrachtet, in dem sich eine symbolische Ökonomie der Stadt herausbildet, neue Wirtschafts- und Beschäftigungsstrukturen, Wohnpräferenzen und damit neue Entwicklungsschwerpunkte in der Stadt entstehen. Zukin spricht von einem *cultural turn* in der Stadtentwicklung, dessen Relevanz in einer gleichzeitigen Kulturalisierung von Ungleichheit und Kommodifizierung von Kultur liegt. Als entscheidend sieht sie hierbei die Entwicklung des Konsums als "both a means and a motor of urban social change" (Zukin 1998: 825).

Die Träger urbaner Lebensstile werden als Teil einer Formation aus Diskursen, Institutionen und Handlungsweisen betrachtet, die städtischen Wandel auslöst. Neben den neuen urbanen Mittelklassen gehören hierzu Akteure des Immobilienmarktes, der Kultur- und Konsumindustrien und der Stadtpolitik. Verbindendes Element innerhalb dieser Formation sind gemeinsame Interessen: So treffen sich nach politökonomischer Lesart beispielsweise ausgrenzende Maßnahmen der Stadtpolitik mit den Abgrenzungsbestrebungen der Mittelklassen (Ronneberger et al. 1999: 73) und die Standortinteressen der Medienindustrie entsprechen den Wohnstandortpräferenzen ihrer Arbeitskräfte in der "lebensstilgerechten" Kombination von Wohnen, Arbeiten und Freizeit in subkulturellen innerstädtischen Lagen (ibid.: 229f). Urbane Lebensstile sind hier also sowohl Ursache (als Subkulturen, Inspirationsquelle etc.) als auch das Ergebnis (als kulturindustriell produzierte Lebensstile) ihrer symbiotischen Verbindung mit dem Markt. Ronneberger et al. (1999) betonen die Antizipierung und Verstärkung der Distinktion von Lebensstilgruppen in Konsumgüterindustrien; Krätke geht sogar davon aus, dass Lebensstile "im Kontext eines globalisierten Medienkonsums zu beträchtlichen Teilen" durch kulturindustriell produzierte "Lifestyle-Images geformt" würden (Krätke 2002: 229).

<sup>30</sup> Nicht selten müssen sich die Vertreter dieser Ansätze dabei, als Angehörige einer gut bezahlten, professoralen und urban orientierten Mittelklasse, gegen sich selbst positionieren.

Bei diesem Prozess kommt der Stadtpolitik eine entscheidende Rolle zu, wenn sie innerstädtische Aufwertung als Mittel einsetzt, das Image, die Ökonomie und die Bewohnerstruktur der Stadt zu verbessern. Aufwertung als Strategie gewinnt damit eine Bedeutung, die über die aufzuwertenden Räume hinausreicht (Smith 2002). Ronneberger et al. (1999: 76f) betonen, dass sich Gentrification zunehmend von einem nachfrage- zu einem angebotsbedingten Prozess entwickelt habe: Die ursprüngliche subkulturelle Initialzündung von Gentrification werde durch stadtpolitisch geplante Aufwertung ersetzt. Damit hätte sich die Stadtpolitik als Ergebnis der Wirkungsmächtigkeit innerstädtischer Aufwertung den urban orientierten und begüterten Bürgern verschrieben (vgl. Ronneberger et al. 1999: 73). In diesem Sinne argumentiert auch Dangschat, die Stadtpolitik habe sich, indem sie die Ausbreitung bestimmter Lebensstilgruppen befördere, neben dem Bodenmarkt zu einem bedeutenden Regulativ der Verteilung sozialer Aggregate über den Raum entwickelt (Dangschat 1996a: 122).

Nach dieser Kontextualisierung der politökonomischen Verwendung des Lebensstilbegriffs in Aufwertungsprozessen stellt sich für den Zusammenhang von Lebensstilen und Raum die Frage nach den Handlungsweisen und -motiven der urban orientierten Mittelklassen in diesem Kontext. Dangschat sieht bei urbanen Mittelklassen einen geradezu existenziellen Zwang zur Stilisierung, wenn er betont, bestimmte Lebensstilgruppen seien "auf die demonstrative Zur-Schau-Stellung *angewiesen*" (Dangschat 1996a: 123, Hervorhebung D.G.). Nach Ronneberger et al. (1999: 69) bezieht sich "ein Teil der neuen Dienstleistungsmilieus [...] positiv auf die Kultur und die Geschichte innerstädtischer Viertel, die man als Bestandteil eines urbanen Lebensstils nun vereinnahmt" und sich konsumptiv aneignet. Zukin stellt fest, dass die Wiederentdeckung der innerstädtischen Viertel zwar zu neuen lokalen Formen des Miteinanders ("sociability") führe, dass diese aber stark konsumorientiert seien (Zukin 1998: 832), wie der Gentrification-Prototyp der *latte bar*, die Frühstücks- und Milchkaffeelandschaften verdeutlichen.

Dabei zeichnen sich die neuen, lokal verankerten Formen des Zusammenlebens urbaner Mittelklassen nach politökonomischer Lesart vor allem durch sozialräumliche Abgrenzungs- und Abschottungsbestrebungen aus. So nehmen Ronneberger et al. (1999: 73) an, dass urbane Lebensstilgruppen Strategien verfolgten, "die auf eine Minimierung der Kontakte und räumliche Distanzierung zwischen den Klassen hinauslaufen." Krätke und Borst (1993: 27f) sprechen davon, dass das Bestreben zur "Kultivierung" sozialer Unterschiede letztlich zur "Kolonisierung" und "Invasion" von Vierteln und damit verbunden zu Verdrängungsprozessen führe. Nach Dangschat ist das Verhalten der ökonomisch starken Neubewohner von Innenstadtgebieten davon geprägt, "sich Modernisierungsoffer aus dem Weg zu schaffen und in jene Regionen des Alltagslebens abzudrängen, die sie selbst nur selten erreichen" (Dangschat 1996a: 124).

So plastisch die Beschreibungen dieser Handlungsweisen zuweilen ausfallen, so selten sind diese allerdings das Resultat empirischer Forschungen am Lebensstil. Schon die Abgrenzung der beteiligten Gruppen erscheint als sehr schwierig: In einer Untersuchung von Friedrichs und Dangschat werden Pioniere durch das geringe Alter (19-25 Jahre), die Kinderlosigkeit, die höhere Schulbildung und ein Einkommen von unter 2.000 DM identifiziert. *Gentrifiers* haben nach dieser Abgrenzung sowohl ein höheres Einkommen als auch ein höheres Alter (26-45 Jahre) und sind ebenfalls kinderlos (Friedrichs, 2000: 62). Ronneberger et al. (1999: 79) weisen allerdings darauf hin, dass auch Haushalte

mit Kindern eine immer wichtigere Rolle in innerstädtischen Aufwertungsprozessen spielen, womit sich die Bewertung des Prozesses in der Kommunalpolitik von der Schmäherung egoistischer Yuppies hin zur Schaffung geeigneter Bedingungen für neue Urbaniten als "verantwortungsbewusste Stadtbürger und Retter der urbanen Kultur" verändert habe. Der Idealtyp des "Alteingesessenen" ist eine weitere häufig gebrauchte, aber schwer zu fassende Figur in der Beschreibung von Aufwertungsprozessen. Sie ist eigentlich nur über die lange Wohndauer im Gebiet charakterisiert, wird aber stark mit dem konsum- und kulturkritischen Kern politökonomischer Ansätze aufgeladen, wodurch diese Gruppe für den Verlust von Authentizität durch das passive Erdulden des Wandels und die Verdrängung steht. Dangschat (1996a: 123) stellt dies am konkretesten dar, wenn er davon spricht, dass sich sozial besser gestellte "Aufsteiger" und "Etablierte" mit expressiven Distinktionsabsichten auf Kosten schlechter gestellter "Modernisierungsoffer" profilierten und durch Umwertungs- und Umdeutungsprozesse des Raums Alteingesessenen ihre Identifikationsmöglichkeiten nähmen. Dabei stellt sich die Frage, ab welcher Wohndauer eine Bewohner zu den Alteingesessenen zählt (die im Viertel Geborenen?) und ob mit dieser Kategorie nicht versucht wird, Eigenschaften der Sässigkeit, die eher für ein Dorf kennzeichnend sind, auf die Stadt zu übertragen. Insgesamt lassen sich aus den recht einfachen soziodemographischen Merkmalen nur mit großen Schwierigkeiten die den verschiedenen Gruppen in der politökonomischen Perspektive zugewiesenen Rollen herleiten. Obwohl der Lebensstilbegriff nach den obigen Überlegungen angemessen strukturell, d.h. in Zusammenhang mit unterschiedlichen Ressourcen, betrachtet wird, wird die empirische Herleitung den theoretischen Annahmen nicht gerecht. Dies liegt vor allem daran, dass eine Rekonstruktion von Handlungsmotiven und Vergesellschaftungsweisen oder von Positionierungen der Träger urbaner Lebensstile in Aufwertungsprozessen ausbleibt. Stattdessen werden mit grobem Pinselstrich relativ pauschale, homogene Motive angenommen, indem beispielsweise die Parallelität der Interessen der neuen Bewohner mit denen der Akteure des Marktes und der Stadtpolitik postuliert werden. Handlungsmotive werden in das Makro-Theoriegebäude eingepasst, und die Handelnden werden zum Erfüllungsgehilfen der konsumistischen neoliberalen Stadtentwicklung.

Es ist also bisher zu wenig "von innen" bzw. "von unten" über die Prozesse gesagt worden, die zu den beschriebenen sozialräumlichen Dynamiken führen.<sup>31</sup> Meist werden Verdrängungsprozesse und das Eindringen neuer Lebensstilgruppen aus kritischer Perspektive als mehr oder weniger strukturell determiniert beschrieben. Eine umfassende Rekonstruktion lebensstilspezifischer Veränderungswirkungen auf Quartiersebene, etwa anhand von Zu- und Wegzugsmotiven, Wahrnehmungen des Gebiets und sozialen Beziehungen, wurde bisher kaum erbracht (vgl. Otte 2004: 29).

In dieser Vogelperspektive politökonomischer Ansätze liegt die Unzulänglichkeit des verwendeten Lebensstilbegriffs, die in allgemeiner Form auch von Ley aufgegriffen wird, wenn er sagt:

<sup>31</sup> Eine der wenigen Ausnahmen ist die Arbeit von Alisch und zum Felde (1990), in der zumindest für die von Aufwertung betroffene Bevölkerung Wahrnehmungen und Bewertungen des Wandels rekonstruiert werden.

"Neo-Marxist positions reject the play of the preferences and identity formation of an emergent new middle class, preferring to collapse cultural variables before the all-encompassing steamroller of property capital. [...] [T]he voices of the dwellers of the global city are strangely absent [...] and thereby unable to complicate the clarity of theoretical claims" (Ley 2004: 153f).

Neben diesen Defiziten bietet die politökonomische Perspektive aber Anregungen dafür, die Rolle einer bestimmten Lebensstilgruppe als Auslöserin des städtischen Wandels zu betrachten. Dabei wird die Schlüsselrolle urban orientierter Mittelklassen für sozial-räumlichen Wandel betont, die nicht nur in der Nachfrage von Wohnungen und Infrastruktur und der Aneignung von öffentlichem Raum liegt. Es geht auch um die Bedeutung dieser Gruppe als kulturelles Leitmilieu für die ganze Stadt, als Imageträger, dessen Bedürfnisse durch Akteure des Marktes und der Stadtpolitik antizipiert werden. Die politökonomische Perspektive bietet insofern keinen geeigneten Zugang zur Betrachtung des Ungleichheitsmerkmals Lebensstil in seinen Bezügen zu städtischen Räumen, sondern thematisiert die Rolle bestimmter Lebensstiltypen als Katalysator städtischen Wandels.

### 3.5 Zwischenfazit für raumbezogene Lebensstilanalysen

Ein Zwischenfazit zur Lebensstilforschung im Allgemeinen und zur Rezeption des Lebensstilbegriffs in raumbezogenen Analysen im Besonderen muss überwiegend kritisch ausfallen. Meine Kritik zielt auf die Überbetonung der Freiheitsgrade zur Wahl des Lebensstils in der Theorie und in der Empirie. In der stadtgeographischen Rezeption des Lebensstils werden diese Probleme im Wesentlichen reproduziert: In einem voluntaristischen theoretischen und empirischen Rahmen wird das Bild einer "Stadt à la Carte" entworfen, in der unterschiedliche Wohnstandortmuster überwiegend eine Frage des Geschmacks sind und materielle Unterschiede vollständig kulturalistisch überdeckt werden. Das Bild ist außerdem statisch, weil es sozial-räumliche Entwicklungsdynamiken außer Acht lässt.

Mit dieser Kritik soll jedoch nicht einer Rückkehr zu klassischen Sozialraumanalysen auf alleiniger Basis von Klassen und Schichten das Wort geredet werden. Wie Schulze und andere überzeugend zeigen, haben tatsächlich normative Lockerungen und Ausdifferenzierungen von Einstellungen, Handlungsnormen und Alltagsästhetiken stattgefunden, die sich mit diesen Ungleichheitsdimensionen nicht mehr genau genug beschreiben lassen (vgl. Meyer 2001, Vester et al. 2001, Hahn 1999). Diese Unterschiede führen mutmaßlich auch zu einer Ausdifferenzierung von Wirklichkeitsmodellen und mithin von Vorstellungen angemessenen Wohnens. Zu fragen ist jetzt, wie man diese feinen Unterschiede beschreiben kann, ohne dabei die groben zu vergessen, wie man lebensstilspezifische Raumbezüge untersuchen und mit welchen methodischen Zugängen man den sozialen Sinn hinter lebensstilspezifischen Handlungsmustern erfassen kann. Zum Abschluss dieses Kapitels sollen im Sinne dieser Fragen Wege aufgezeigt werden, Lebensstile als realistisches und alltagsnahes Konzept für Analysen von Wohnmobilität und städtischer Ungleichheit zu verwenden. Dieser Leitfaden dient als Orientierung für den Empirieteil dieser Arbeit, auch wenn dort nicht alle der angesprochenen Kritikpunkte befriedigend ausgeräumt werden können.

### ***Lebensstilbegriff und Lebensstilempirie restrukturieren***

Bei der Verwendung des Ungleichheitsmerkmals Lebensstil in sozialen und sozialräumlichen Analysen mit Lebensstilen muss die vertikale Strukturierung des Lebensstils, die neben dem Alter von zentraler Bedeutung ist, systematisch berücksichtigt werden. Die Betrachtung von Geschmacks- und Einstellungsordnungen der Gesellschaft oder des gesellschaftlich produzierten Raums bietet keine ausreichende Grundlage für Lebensstilanalysen.

Dabei kann man auf Ansätze in der Sozialstrukturanalyse der letzten Jahre zurückgreifen, nach denen Lebensstile wieder stärker als ein auch von objektiven bzw. vertikalen Ungleichheitsdimensionen bestimmtes Merkmal betrachtet werden. Es stellt sich die Erkenntnis ein, dass ein "Herumbasteln" an Lebensstilen nur in einem vorgegebenen Rahmen möglich ist (Otte 2004) und dass ähnliche objektive Merkmale nur in gewissen Grenzen unterschiedlich verarbeitet werden können (z.B. Vester et al. 2001, Wieland 2004, Hahn 1999).

Die Berücksichtigung dieser Annahmen in der Empirie führt zu stärker theoriegeleiteten, systematischen und klar dimensionierten Verfahren zur Bildung von Lebensstiltypen. Der von Otte (2004) vorgeschlagene Weg einer Typisierung von Lebensstilen anhand der Hauptdimensionen Modernität/biographische Perspektive und Ausstattungsniveau wird im empirischen Teil dieser Arbeit weiter verfolgt.

Die politökonomische Perspektive eignet sich zwar nicht für eine allgemeine Typisierung von Lebensstilen, sie regt aber an, die Schlüsselrolle bestimmter Lebensstilgruppen in Aufwertungsprozessen und in der politischen und wirtschaftlichen Regulation städtischer Räume zu beachten.

### ***handlungsgenerierte Raumbezüge untersuchen***

Bei der Betrachtung des Raumbezuges von Lebensstilen erscheint die Diagnose einer allgemeinen Entkopplung der sozialen Ungleichheit vom lokalen Raum, insbesondere die eines allgemeinen Signifikanzverlusts des Wohnortes, als problematisch. Zwar sind neue Möglichkeiten zur räumlichen Ausweitung der Handlungsbezüge vorhanden, doch können diese nicht von allen gleichermaßen genutzt werden. Gerade angesichts neuer Möglichkeiten zur Ausweitung von Aktionsräumen und Handlungsbezügen wirken sich das Zurückbleiben, die Immobilität und das am Ort verhaftet sein verstärkend auf soziale Ungleichheit aus, wie Arbeiten zu Armutsmilieus und benachteiligten Wohnvierteln zeigen. Andererseits ist auch die Vorstellung lokal eingegrenzter Wohnviertelmilieus nicht realistisch. Soziale Beziehungen und Milieus sind als "nicht finalisierbar" (Matthiesen 1998: 71) zu betrachten und können ihren Sinngehalt nicht alleine aus dem Lokalen beziehen (Keim 1998: 92).

Wenn man räumliche Bezüge als etwas handlungsgeneriertes und damit von Ressourcen Abhängiges betrachtet, ergibt sich eine erhebliche Spannweite sozial differenzierter räumlicher Bezüge. Ebenso wenig wie alles Soziale auf einen lokalen Raum zurückgeführt werden kann, sind Raumbezüge vollständig globalisiert: Wie Marcuse treffend sagt, ist auch eine *global city* wie New York vielleicht nur zu 15% global und besteht

zum Rest aus größtenteils lokalen Lebenswelten und Aktionsräumen.<sup>32</sup> Durch die Analyse von Individuen mit einer stark räumlich entkoppelten Lebenswelt (wie in Dürschmidt 2000) wird man den Lebenswelten der restlichen 85% der Bevölkerung Londons oder New Yorks, der restlichen 95% der Berlinerinnen und Berliner oder der restlichen 99,5% der Weltbevölkerung nicht gerecht.

Inmitten unterschiedlicher Möglichkeiten zur Ausweitung von Handlungsbezügen stellen die Wohnung und das Wohnviertel nach wie vor sozial signifikante Formen des Raumbezuges dar. Die Schulzesche These, das Wohnumfeld habe an sozialer Bedeutung verloren (1993: 177), erkennt die Kosten des Wohnens und unterschätzt die Bedeutung des Wohnortes. Wohnen bedeutet auch sozial Unterschiedliches, das es zu entdecken gilt (Hahn 2000: 38): Wohnung und Wohnviertel sind mit sozialen Zuschreibungen versehen, stellen den Zugang zu wichtigen Ressourcen sicher und bringen Ungleichheitssemantiken zum Ausdruck (vgl. Kapitel 2.2.5). Ohne damit in die "Raumfalle" tappen zu müssen (vgl. Werlen 2005) und diesen Zugang über den Wohnort als deterministische Eingrenzung des Sozialen zu verstehen, manifestiert sich der Lebensstil auch dort in Form spezifischer Handlungslogiken und Handlungsziele der Wohnmobilität.

Wie Schulze (1993), Berling/Neckel (1990) und Otte (2004) zeigen, ist auch die Betrachtung signifikanter Orte jenseits des Wohnviertels ein wichtiger Aspekt lebensstilspezifischer Raumbezüge. Szenen-Orte in Form von Vereinslokalen, Kleingärten, Kneipen, Festen und Clubs sind insbesondere für soziale Interaktion, Binnenkommunikation und die Regulierung von Codes und Handlungsmustern jenseits des Wohnviertels wichtig. Ihre Analyse wird in dieser Arbeit aber in Ermangelung entsprechender Daten nicht weiter verfolgt.

### ***Lebensstile auch qualitativ rekonstruieren***

Mit den in der stadtgeographischen und soziologischen Lebensstilforschung verwendeten standardisierten Methoden ist es bisher kaum gelungen, realistische Klassifikationen zu erzeugen, die den postulierten Relevanzverlust von Klassen und Schichten im Alltag kompensieren könnten. Der Versuch, intersubjektiv übereinstimmende, klar abgegrenzte, ganzheitliche Ungleichheitsordnung auf Basis von Lebensstilen zu erzeugen, kann vorerst als gescheitert angesehen werden. Obwohl weite Teile der Lebensstilempirie in dieser Hinsicht enttäuschen, liegen Konzepte vor, den sozialen Sinn der Ungleichheitskategorie Lebensstil in Form unterschiedlicher Wirklichkeitsmodelle und Semantiken nachzuweisen. Über statistisch erzeugte Typisierungen mit voneinander abweichenden Mittelwerten hinaus geht es mit Bezug auf diese Konzepte auch darum, aus unterschiedlichen Weltansichten, Lebenszielen und Handlungsmöglichkeiten unterschiedliche Handlungslogiken herzuleiten. Für diese Aufgabe müssten qualitative Methoden zumindest ergänzend eingesetzt werden, denn es ist Thomas Meyer zu folgen, der an die Adresse der Lebensstilempirie die Forderung stellt: Gerade "der Übergang von den 'großen Kontrasten' zu den 'feinen Unterschieden' macht eine Verkleinerung (sic!) des Maßstabs auf eine Größe nötig, die es ermöglicht, Mikrokosmen der sozialen Realität in den Blick zu bekommen" (Meyer 2001: 267).

---

<sup>32</sup> So Peter Marcuse in seinem Vortrag "After September 11: How Not to Deal with Conflict" im Rahmen der Konferenz "Negotiating Urban Conflicts", am 9. April 2005 am Institut für Soziologie der Technischen Universität Darmstadt.

Teil eines in diesem Sinne stärker rekonstruktiv auszurichtenden Programms der Lebensstilforschung wäre es, den Sinngehalt, der sich hinter einer bestimmten Wohnstandortverteilung oder dem Aufsuchen bestimmter Einrichtungen verbirgt, zu rekonstruieren, anstatt diesen vorauszusetzen. Wie bereits in Kapitel 2 dargestellt wurde, ist es gerade angesichts von Individualisierungs- und Pluralisierungstendenzen problematisch, den Sinn bestimmter Handlungsweisen unhinterfragt und selbstverständlich zu postulieren (vgl. Zinn 2001).

Anstelle der Beschreibung unterschiedlicher Verteilungen von Lebensstiltypen im Raum sollte der Raumbezug von Lebensstilen deshalb anhand unterschiedlicher Wissensordnungen und daraus herzuleitenden Nutzenaspekten und Handlungslogiken (z.B. des Wohnens) untersucht werden. Mit stärker qualitativ ausgerichteten Ansätzen ließen sich auch lebensstilspezifische Ungleichheitssemantiken, etwa im Wohngebiet, besser rekonstruieren.

Schließlich wären auch sozialräumliche Dynamiken zumindest exemplarisch in konkrete historische Entwicklungskontexte zu setzen. Denn erst über Generationen- und Kohorteneffekte, historische Brüche und Kontinuitäten wird die Manifestierung bestimmter Lebensstile überhaupt verständlich (Katschnig-Fasch 1999).



## 4 Sozialräumlicher Wandel in Berlin

Dieses Kapitel schlägt eine Brücke zwischen den vorangegangenen theoretischen Überlegungen zur Beziehung zwischen Lebensstil, Wohnmobilität und Raum und den im Kapitel 5 folgenden empirischen Analysen anhand von Primärdaten aus zehn Berliner Untersuchungsgebieten. Dazu wird anhand der Analyse von Sekundärdaten aus den Feldern Wohnungsmarkt, Bevölkerungsentwicklung und Wohnmobilität die Basis für die Verortung der Untersuchungsgebiete in der gesamtstädtischen Entwicklungsdynamik in Berlin seit dem Fall der Mauer gelegt.

Der Brückenschlag in Richtung der vorausgegangenen theoretischen Kapitel, insbesondere zu den Ausführungen zum Ungleichheitsmerkmal Lebensstil, gestaltet sich schwieriger, da die überwiegend der amtlichen Statistik entnommenen Daten keine expliziten Bezüge zu Lebensstilen aufweisen. Die Verbindung zu Lebensstilen erfolgt daher anhand der für Lebensstile zuvor identifizierten relevanten Dimensionen Alter und Ausstattungsniveau. An anderer Stelle, etwa beim Wohnungsneubau oder bei Auf- und Abwertungstendenzen können zumindest qualitative Aussagen zur mutmaßlichen Relevanz von Lebensstilen im gesamtstädtischen Kontext hergestellt werden.

Die folgende Darstellung der Berliner Entwicklung seit der Wende widmet sich der allgemeinen sozialen Dynamik in der Stadt (4.1) und den wichtigsten Rahmenbedingungen der Nachfrage- und Angebotsentwicklung für Wohnungen in der Stadt (4.2). Daran anschließend werde ich die Wohnmobilitätsentwicklung und die zum Teil daraus resultierenden sozialräumlichen Dynamiken darstellen (4.3) und schließlich auf das potenzielle Regulativ der Stadtentwicklungspolitik eingehen (4.4). Ziel dieses Kapitels ist es, in einem Fazit die groben Trends der sozialräumlichen Entwicklung in Berlin darzustellen und Gebietstypen mit unterschiedlichen Entwicklungstendenzen auszuweisen (4.5), die in Kapitel 5 eine Einordnung der Untersuchungsgebiete erlauben.

### 4.1 Soziale Entwicklung seit 1990: Negativtrends

Die Bewohnerinnen und Bewohner Berlins erleben in den 1990ern einen tief greifenden Wandel, der mit der Entlassung der ehemals sozialistischen Hauptstadt und der stark subventionierten westlichen Teilstadt in die Marktwirtschaft einhergeht. Der sich seit 1990 in rasantem Tempo vollziehende "aufgestaute Wandel von der Industrie- zur Dienstleistungswirtschaft" (Häußermann/Kapphan 2000: 103) führt entgegen anfänglicher Erwartungen nicht sogleich zur Entwicklung eines Wirtschaftszentrums von europäischem oder weltweitem Rang. Es gelingt Berlin nicht, zusätzlich zu politischen und kulturellen auch wirtschaftliche Leitungsfunktionen in nennenswertem Umfang anzuziehen – die bestehenden europäischen und westdeutschen Zentrenstrukturen erweisen sich als stabil. Stattdessen bestimmen Arbeitsplatzabbau und Firmenschließungen das Bild, die Abstände zu westdeutschen Großstädten hinsichtlich der ökonomischen Leistungsfähigkeit werden größer und für große Teile der Bevölkerung verändert sich die Beschäftigungs- und Einkommenssituation zum Schlechten hin.

Als Folge von Stellenabbau nimmt die erwerbstätige Bevölkerung Berlins zwischen 1991 und 1997 um 210.000 Personen ab – nur ungefähr ein Drittel dieses Rückganges ist nach Häußermann und Kapphan durch Alterungs- oder Migrationseffekte zu erklären

(Häußermann/Kapphan 2000: 105). Im industriellen und öffentlichen Sektor gingen seit 1990 fast 60% der Arbeitsplätze, knapp 450.000 verloren, die von den Stellenzuwächsen im privaten Dienstleistungssektor nicht annähernd kompensiert werden (ibid.: 106). Nach einem drastischen Rückgang der Erwerbstätigenzahlen und einer entsprechenden Zunahme der Arbeitslosenquote in den ersten Jahren nach dem Mauerfall sind die darauf folgenden Jahre von einer langsameren, aber stetigen Fortführung dieses Trends gekennzeichnet. Die Arbeitslosenquote, die 1990 noch bei 7,6% gelegen hatte, erhöht sich auf 12,4% im Jahr 1992 und erreicht 2002 die 18%-Marke.<sup>33</sup> Personen mit besonderen Arbeitslosigkeitsrisiken wie Jugendliche, Geringqualifizierte und Ausländer erreichen Quoten von deutlich über 30% (SenGes 2002: 70). Auch in qualitativer Hinsicht verändern sich die Arbeitsverhältnisse in Berlin radikal: Die Stadt gilt seit den 1990er Jahren als Vorreiterin für den Abbau von Normalarbeitsverhältnissen<sup>34</sup>, deren Zahl sich nach Oschmiansky und Schmid (2000) zwischen 1991 und 1998 um rund 274.000 reduzierte. Dieser Rückgang ist noch stärker als der der Erwerbstätigenzahlen insgesamt und deutet auf einen partiellen Austausch regulärer durch prekäre Beschäftigung hin.

In Folge der fehlenden Haupteinkommensquelle Lohnarbeit sinkt das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen Berlins im Verhältnis zur gesamtdeutschen Entwicklung von 98% 1993 auf 88% im Jahr 2002 (SenStadt 2005a: 54). Nach der relativen Armutsdefinition galten 2002 15,6% der Berlinerinnen und Berliner als arm (533.000 Personen), d.h. sie lagen mindestens 50% unter dem durchschnittlichen Äquivalenzeinkommen der Stadt und ihnen standen pro Erwachsenen weniger als 506 Euro zur Verfügung (SenGes 2004). Die Armut ist bei Ausländern mehr als dreimal so hoch wie bei Deutschen und betrifft in dieser Gruppe über ein Drittel der Bevölkerung (ibid.). Auch unter den Berlinerinnen und Berlinern ohne Schulabschluss und ohne Berufsausbildung beträgt die Armutsquote über 40% (ibid.: 108).

Die soziale Ungleichheit drückt sich in der Stadt in einem differenzierten räumlichen Muster aus: Der Anteil von Sozialhilfeempfängern (2000) beträgt im Jahr 2000 17% in Kreuzberg und Wedding, in Zehlendorf aber nur 2% und in Treptow 3% (SenGes 2002: 55). 28% der Kreuzberger Bevölkerung gelten als arm gegenüber 4% der Bevölkerung Zehlendorfs. Die soziale Ungleichheit ist im Ostteil der Stadt weniger ausdifferenziert als im Westteil, die größten Unterschiede lassen sich aber, unabhängig von Ost-West-Differenzierungen, zwischen der ärmeren Innenstadtbevölkerung und der reicheren Bevölkerung der Außenbezirke erkennen (SenGes 2004).

Das Resultat der beschriebenen Veränderungen der vergangenen 15 Jahre ist eine durchschnittliche Reduzierung der Einkommen, die die finanziellen Möglichkeiten zur Lebensgestaltung und auf dem Wohnungsmarkt für viele verengt hat, und die sich in den Teilräumen der Stadt unterschiedlich stark manifestiert.

<sup>33</sup> Jahresdurchschnittswerte, Statistisches Landesamt Berlin.

<sup>34</sup> Normalarbeitsverhältnisse sind gekennzeichnet durch Vollzeitbeschäftigung und einen unbefristeten Arbeitsvertrag außerhalb von Leiharbeitsverhältnissen (Oschmiansky/Schmid 2000: 1).

## 4.2 Entwicklung des Wohnungsmarktes

Die Angebots- und Nachfrageseite des Berliner Wohnungsmarktes erfahren in den 1990er Jahren einen radikalen Wandel. Die Ausgangssituation in der Stadt weist im Vergleich zu westdeutschen Großstädten viele Besonderheiten auf: 1990 vereinigen sich zwei Teilstädte, die unabhängig von ihren unterschiedlichen Regimezugehörigkeiten einen stark regulierten Wohnungsmarkt aufweisen. Dies drückt sich in einem hohen Anteil geförderter Wohnungen, in einem umfangreichen Wohnungsbesitz kommunaler bzw. landeseigener Wohnungsbaugesellschaften und in gesetzlich regulierten Mietpreisen aus. So war beispielsweise der Mietpreis für das Altbausegment im Ostteil bis zur Wende, aber auch im Westteil bis 1987 eingefroren (Krätke/Borst 2000: 165).

Berlin gilt als Mieterstadt mit einem nur sehr geringen Anteil von Eigentümern. Noch Ende der 1990er Jahre ist der Anteil selbst genutzten Wohneigentums in der Stadt mit 11% im Vergleich zu ca. 20% in Hamburg und über 23% in München sehr niedrig (Mikrozensus-Zusatzerhebung 1998, zit. nach empirica 2002: 67f, vgl. SenStadt 2000: 77). Aufgrund der politischen bzw. ideologischen Situation gab es in den beiden Stadthälften bis zur Wiedervereinigung keine Suburbanisierung in nennenswertem Umfang. Allerdings weist die Stadt aufgrund ihrer Ausdehnung seit Anfang des 19. Jahrhunderts Suburbanisierung im Inneren der heutigen Stadtgrenzen auf, die sich z.B. in peripheren Villengebieten oder zahlreichen Kleinsiedlungen der 1920er und 1930er Jahre zeigt. Neben der Bautätigkeit der 1990er Jahre ist diese frühe Suburbanisierung für die hohen Anteile von über 70% Ein- und Zweifamilienhäusern in einigen Berliner Randbezirken verantwortlich (Salchow 2002: 13)<sup>35</sup>.

Ein weiteres wichtiges Kennzeichen des Berliner Wohnungsbestandes ist der hohe Anteil von Altbauten aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, der sich auf fast ein Drittel des Gesamtwohnungsbestandes vor 1990 beläuft und der insbesondere den hoch verdichteten wilhelminischen Innenstadtgürtel prägt. Am Rande des Zentrums, zum Teil aber auch in peripheren Lagen, wurde dieser Bestand in der 1920er/30er und 1950er/60er Jahren durch Siedlungen in Zeilenbauweise nach den Grundsätzen der modernen aufgelockerten, funktionsgetrennten Stadt, aber auch durch einige Kleinsiedlungen mit Ein- bis Zweifamilienhäusern ergänzt. Auf diese Baualtersgruppen entfallen insgesamt rund 41% des Bestandes von 1990. Ein drittes wichtiges Element im Baubestand sind die zwischen den späten 1960er Jahren und 1990 fertig gestellten Wohnungen, die überwiegend in industrieller Bauweise, vor allem als Großwohnsiedlungen in Randlagen entstanden (27% des Bestandes, jeweils eigene Berechnungen auf Basis von Statistisches Landesamt Berlin 1991 und 1995).

In beiden Stadthälften herrschte unmittelbar vor und nach der Wende größte Wohnungsknappheit (vgl. Krätke/Borst 2000: 167). Vor dem Hintergrund dieser Ausgangsbedingungen setzte sich die Wohnungspolitik der 1990er Jahre nicht nur das Ziel, die akuten Wohnungsprobleme anzugehen; sie wollte auch Voraussetzungen dafür schaffen, die erwartete rasante Steigerung der Einwohner- und Haushaltszahlen aufzufan-

<sup>35</sup> Der Anteil der Gebäude mit Ein- und Zweifamilienhäusern an allen Wohngebäuden betrug im Jahr 2000 im Altbezirk Hellersdorf 74,2%, in Zehlendorf 70,7% und in Weißensee 67,5%, in den zentralen Altbezirken Friedrichshain und Mitte hingegen 0,6 und 2,3% (Salchow 2002: 13).

gen.<sup>36</sup> Neben diesen Erwartungen wurde der Wohnungsbau durch Förderprogramme und Subventionen von Bundesseite beeinflusst, die zu einer Explosion der Neubautätigkeit in Berlin führten. Insbesondere das bis 1996 laufende, aus Bundesmitteln finanzierte Investitionsförderprogramm Sonderabschreibung für Abnutzung (Sonder-AfA) für fremdvermieteten Neubau in Ostdeutschland trug in erheblichem Maße zu einer Steigerung des Bauvolumens bei (Schnur 1999). Als weiteres wichtiges Element der Wohnungsmarktentwicklung ist der in den 1990er Jahren entstandene neue Möglichkeitsraum der Suburbanisierung zu nennen. Er erlaubte denjenigen, die es sich leisten konnten, das nachzuholen, was man in Westdeutschland seit den 1970er Jahren vorgelebt hatte: Die Randwanderung in gering verdichtete Gebiete des Stadtumlands.

### **Wohnungsbau und Wohnungsmarktentwicklung seit 1990**

Zwischen 1993 und 2003 entstanden in Berlin knapp 150.000 neue Wohnungen. Zieht man die im gleichen Zeitraum durch Abriss verloren gegangenen Wohneinheiten ab, so verbleibt ein Überschuss von knapp 140.000. Der Gesamtwohnungsbestand steigerte sich in diesem Zeitraum um 8% auf rund 1.900.000 Wohnungen. Im an die Stadt grenzenden engeren Verflechtungsraum entstanden weitere 137.000 Wohneinheiten, so dass in der Stadtregion insgesamt etwas unter 300.000 neue Wohneinheiten fertig gestellt wurden (eigene Berechnungen auf Basis von SenStadt 2005a).

Sowohl in Berlin als auch im Umland erreichte der Bau neuer Wohnungen seinen Höhepunkt im Jahr 1997 und sinkt seitdem kontinuierlich. 2003 entsteht nur noch ein Zehntel der Menge neuer Wohnungen, die 1997 fertig gestellt wurden, womit die niedrigste Fertigstellungszahl seit Bestehen der Bundesrepublik erreicht ist (SenStadt 2005a: 11). Im Umland sind die neuen Fertigstellungen auf ein Drittel des Standes von 1997 gesunken, seit 1998 entstehen dort aber mehr neue Wohnungen als in Berlin (siehe Abb. 4.1). Die aktuelle Bautätigkeit in der Stadtregion Berlin weist gegenüber westdeutschen Großstädten ein sehr niedriges Niveau auf (relativ zur Bevölkerungszahl beispielsweise ein Fünftel der Region Frankfurt/Main, empirica 2005: 17).

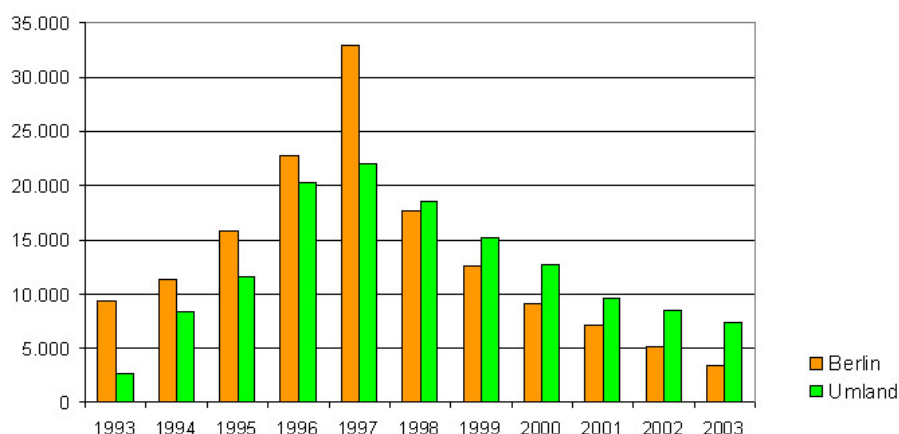


Abb. 4.1: Fertiggestellte Wohnungen in Berlin und im Berliner Umland 1993-2003.

Quelle: Eigene Abbildung auf Basis von SenStadt 2005a.

<sup>36</sup> In einer im Vergleich zu anderen Prognosen noch moderaten, aber dennoch zu optimistischen Schätzung ging das DIW Anfang der 1990er Jahre von einer Bevölkerungszunahme um über eine halbe Million auf über 4 Millionen bis 2010 aus (Schulz 1997, s.a. Häußermann/Kapphan 2000: 100).

Neben der quantitativen Entwicklung hat sich auch die Struktur des Wohnungsneubaus im Laufe der vergangenen 10 Jahre gewandelt. Wurden anfangs noch die meisten Wohnungen in Mehrfamilienhäusern erstellt, entsteht in Berlin seit dem Jahr 2000, im Umland bereits seit 1998, die Mehrheit der Wohnungen in Ein- und Zweifamilienhäusern (SenStadt 2005a: 28-31). Allerdings vollzieht sich diese relative Bedeutungsverschiebung auf sehr geringem Niveau.

Innerhalb der Berliner Grenzen lag der Schwerpunkt der Bautätigkeit in den Außenbezirken, und dort insbesondere in der östlichen Stadthälfte. Pankow und Weißensee mit je 15.000 neuen Wohnungen sind, gefolgt von Köpenick (knapp 10.000), die Hauptzonen des Wohnungsneubaus in Berlin während der 1990er Jahre. Unter den Innenstadtbezirken liegt der Altbezirk Mitte mit 6.000 neu geschaffenen Wohnungen an erster Stelle (SenStadt 2005a: 24f).

Die Hauptentwicklungstrends des Wohnungsbaus in Berlin lassen sich zusammenfassend wie folgt charakterisieren:

- Der Wohnungsneubau erreicht seine Hochphase in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre, fällt danach rasch aus einen Stand zurück, der fast einer Einstellung des Wohnungsbaus innerhalb der Stadtgrenzen gleichkommt.
- Der Neubau konzentriert sich zunehmend auf das Umland, allerdings auf niedrigem Niveau, und durchläuft eine Entwicklung hin zu kleineren Wohngebäuden und Wohnsiedlungen.
- Das suburbane Wohnungsangebot scheint auf einem im Vergleich zu westdeutschen Großstädten niedrigem Niveau bereits eine weitgehende Deckung des gegenwärtigen Bedarfs erreicht zu haben.

### ***Überangebot und Ausdifferenzierung von Teilmärkten***

Die starke Neubautätigkeit der 1990er Jahre vollzog sich zum Teil unabhängig von der Nachfrage, da sie durch hohe Subventionen gefördert wurde und von der Annahme eines starken Bevölkerungswachstums ausgegangen war. Innerhalb der Stadtgrenzen verteilt sich der um 140.000 gewachsene Wohnungsbestand auf weniger Menschen: Die Bevölkerungszahl der Stadt ist zwischen 1993 und 2003 um fast 90.000 gesunken – ein Resultat des Wanderungsverlustes in Höhe von nahezu 200.000 Personen an das Umland und des Sterbeüberschusses von knapp 80.000, die nur teilweise durch Wanderungsgewinne mit dem Ausland und dem restlichen Bundesgebiet kompensiert wurden (SenStadt 2005a: 48f, eigene Berechnungen).

Das Überangebot relativiert sich allerdings, wenn man die Entwicklung der Haushaltszahlen betrachtet, die vor allem mit einer Zunahme nicht-familialer Haushalte zusammenhängt. Insbesondere der gesamtgesellschaftliche Trend der Verkleinerung von Haushalten zeigt sich in Berlin in besonders deutlicher Form: Haushalte mit drei und mehr Personen machten 2003 nur mehr weniger als 20% der Bevölkerung der Stadt aus (SenStadt 2003: 52), der Anteil von Paarhaushalten mit Kind(ern) liegt nach Krätke und Borst (2000: 163) unter 15%. 2003 hat der Anteil der Einpersonenhaushalte in der Stadt die Marke von 50% überschritten, in einigen Innenstadtbezirken werden sogar Werte um 60% erreicht (SenStadt 2005a: 12).<sup>37</sup>

<sup>37</sup> In West-Berlin hatte der Anteil der Einpersonenhaushalte bereits 1980 die 50%-Marke erreicht, um danach gegen den bundesdeutschen Trend zurückzugehen (Kemper 2003: 236).

Diese Entwicklung führte dazu, dass die für die Wohnungsnachfrage maßgebliche Gesamtzahl der Haushalte trotz der zwischen 1993 und 2003 um knapp 90.000 abnehmenden Bevölkerung um 80.000 zunahm (SenStadt 2005a: 52), so dass längerfristig zumindest in einigen Segmenten des Wohnungsmarktes wieder stärkere Knappheit herrschen wird (vgl. empirica 2005: 32).

Bis auf Weiteres zeigt die undifferenzierte Betrachtung der Maßzahlen Wohnungsneubau und Haushaltsentwicklung jedoch ein Überangebot auf dem Berliner Wohnungsmarkt, mit dem nicht nur die generelle Wohnungsnot aus der Zeit Anfang der 1990er Jahre behoben zu sein scheint. Es existiert auch ein erheblicher Leerstand, der nach verschiedenen Quellen derzeit mit mindestens 100.000 beziffert wird.<sup>38</sup> Im Bestand der Wohnungsbaugesellschaften Marzahn und Hellersdorf erreichte der Leerstand Spitzenwerte von knapp 14 bzw. 15% Ende 2000 (SenStadt 2002: 39).

Gefördert durch großzügige Landes- und Bundessubventionen des Wohnungsbaus entstand ein Angebot, das quantitativ die Nachfrage übersteigt und qualitativ offenbar vielfach nicht den Bedürfnissen der zahlungskräftigen Nachfrager entspricht, wodurch weitere Leerstände produziert wurden. Insbesondere die durch die Sonder-AfA begünstigten Neubauten sorgten im Ostteil der Stadt für "städtebaulich und stadtentwicklungspolitisch zweifelhafte Investitionen", die "entscheidend zum Volumen und zur Struktur des heutigen Neubaubestandes beigetragen" haben (Schnur 1999: 2).

In Bezug auf einzelne Segmente des Wohnungsmarktes, muss die aus der allgemeinen Betrachtung herzuleitende Diagnose eines steigenden Wohnungsangebotes in Berlin aber deutlich differenziert werden (vgl. Häußermann/Kapphan 2000: 102). Tatsächlich haben die Entwicklungen der 1990er Jahre eine marktmäßige Differenzierung von Lagen und Wohnweisen befördert, wie sie die fordistische und sozialistische Teilstadt nicht kannten. Unterschiedliche Ressourcen und unterschiedliche Abhängigkeiten von Teilmärkten bewirken, dass sich die Wohnungsmarktentwicklung sehr unterschiedlich auf die Chancen der Individuen zur Verbesserung ihrer Wohnsituation auswirkte.

Die Diagnose eines Überangebotes trifft in erster Linie auf den Neubausektor zu, der sich ab Mitte der 1990er Jahre von einem knappen Anbieter- zu einem Nachfragermarkt entwickelte (Schnur 1999: 5). Das Segment verzeichnete Preisrückgänge, die zunächst nur die jüngste Neubaugeneration betrafen, schließlich aber alle nach 1950 erstellten Wohnungen erfasste (Krätke/Borst 2000: 179).

Eine entgegengesetzte Entwicklung nahm das auf Westberlin konzentrierte Sozialwohnungssegment. Aufgrund des Prinzips der Kostenmiete<sup>39</sup> blieb die Entwicklung in diesem Segment völlig unbeeinflusst von der Preisentwicklung der sonstigen Neubauten. In den 1990er Jahren kam es hier zu einer deutlichen Steigerung der Mieten, zum Teil über die

<sup>38</sup> Häußermann und Kapphan schätzen den Wohnungsleerstand 2000 in auf 60.000-100.000 (Häußermann/Kapphan 2000: 103). Für das Jahr 2002 konstatiert der Verband Berlin-Brandenburgischer Wohnungsunternehmen einen Rückgang des Leerstandes, wohingegen die Mikrozensus-Erhebung des Statistischen Landesamts eine Zunahme des Leerstandes auf 186.500 errechnet (Hentschel 2003).

<sup>39</sup> Nach dem Prinzip der Kostenmiete sollen die Mietzahlungen nur die laufenden Kosten für die im Sozialen Wohnungsbau geförderte Wohnung decken oder noch unter diesen Kosten liegen, sich aber nicht nach dem Marktniveau richten. Da die Gesamtkosten staatlich subventioniert sind, sollte so gewährleistet sein, dass die Kostenmieten unter dem über Marktmechanismen festgelegten Niveau liegen (vgl. Häußermann/Siebel 1996: 154).

Mittelwerte des Mietspiegels.<sup>40</sup> Wohnen in einer Sozialwohnung ist so zunehmend nur noch für die Personen eine vertretbare Option, deren Miete im Rahmen von Sozialhilfe/Arbeitslosengeld II als pauschaliertes Wohngeld finanziert wird (SenStadt 2000: 69, Krätke/Borst 2000: 188). Die 2003 vom Senat eingestellte Anschlussförderung des Sozialen Wohnungsbaus könnte zumindest in attraktiveren Wohnungen zu weiteren Mietsteigerungen führen (Wild 2003).

Das große, überwiegend zentral gelegene Altbausegment des Berliner Wohnungsbestandes erfuhr in den 1990er Jahren im Durchschnitt eine deutliche Aufwertung, die sich in ebenso deutlichen Mietpreissteigerungen ausdrückte. Krätke und Borst gehen in ihrer Analyse von Mietspiegeldaten für die Jahre 1994-1998 von Steigerungen von durchschnittlich 50% aus (Krätke/Borst 2000:189). Dabei ist der Altbau hinsichtlich der Ausstattung und der Bewertung von Lagen sehr stark ausdifferenziert, so dass zum Teil gegenläufige Entwicklungen innerhalb des Segmentes stattfanden. Der stärkste Impuls für das Altbausegment ging vom Altbausanierungsprogramm "Soziale Stadterneuerung" aus, das 110.000 Altbauwohnungen mit einem Schwerpunkt (70%) im Ostteil umfasste (Krätke/Borst 2000: 166) und die Verbesserung der Wohnsituation in diesem Segment zu einer Priorität der Bestandentwicklung in Berlin machte, auch wenn das zugrunde liegende Fördermodell vorwiegend auf die Mobilisierung privater Gelder setzte. In begehrten Innenstadtlagen sind die Altbaumieten zum Teil deutlich gestiegen: Gutachten des Stadtforschungsbüros TOPOS ermitteln Ende der 1990er Jahre in Gebieten mit Erhaltungssatzungen in Kreuzberg und Prenzlauer Berg durchschnittliche Steigerungen der Bruttokaltmieten von 21 bzw. 24% in Altbauwohnungen (zit. nach Krätke/Borst 2000: 180, 183). Hinter diesen Entwicklungen steht ein Nachfragedruck urban orientierter, zum Teil kaufkräftiger Personengruppen in bestimmten innerstädtischen Lagen, der die Abwanderungen anders orientierter Haushalte ins Umland zum Teil kompensieren konnte (s.u., vgl. Schnur 1999:6). Auf der anderen Seite stehen Innenstadtgebiete, die durch die Suburbanisierungsoption Abwanderungen verzeichneten, aber nicht in gleichem Maße neue bzw. andere Bevölkerungsgruppen anzogen. Hier verlief die Preisentwicklung in den 1990er Jahren weitaus weniger dynamisch, das Image ist schlechter und der Leerstand größer, so dass Teile dieser Gebiete Ende der 1990er Jahre im Rahmen des Programms Soziale Stadt zu städtischen Problemgebieten "mit besonderem Entwicklungsbedarf" erklärt wurden (siehe 4.4).

Die Förderung von Sanierung, Modernisierung und Privatisierung von Altbaubeständen machte insbesondere günstigere, unsanierte Wohnungen in diesem Segment zu einem immer knapperen Gut (Schnur 1999: 8, Häußermann/Kapphan 2000: 102, Krätke/Borst 2000: 208). Dies wirkte sich auch auf preisgünstigen Wohnungsbestand insgesamt aus: Der Wohnungsmarktbericht der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung ermittelt einen Rückgang des Anteils der Wohnungen mit einer Bruttokaltmiete von unter 5 Euro zwischen 1993 und 2002 von 83 auf 26% des Gesamtwohnungsbestandes (SenStadt 2005a: 16), wobei hier auch der Effekt gesetzlicher Mietanpassungen im Ostteil der

<sup>40</sup> Krätke/Borst (2000: 188) stützen sich auf das "Konzept zum Abbau von Mietungerechtigkeiten" der Senatsverwaltung für Bauen, Wohnen und Verkehr (1998), wenn sie seit 1991 von einer Steigerung der Nettokaltmiete und der Betriebskosten um fast 50% ausgehen. Der Wohnungsmarktbericht 2004 der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (2005) gibt die Entwicklung der Nettokaltmiete und der kalten Betriebskosten zwischen 1993 und 2003 allerdings mit nur 21% an. Der StEP Wohnen 2000 spricht von 14% der Sozialwohnungen, die "das Mietniveau des freien Wohnungsmarktes überschritten" hätten (SenStadt 2000: 69).

Stadt berücksichtigt werden muss. Die Knappheit an günstigen Wohnungen drückt sich auch darin aus, dass derselbe Bericht in einer dreijährigen Analyse von 150.000 Internet-Wohnungsangeboten bei Wohnungen über 6 Euro/qm doppelt so viele Angebote wie Gesuche findet, während bei Wohnungen unter 4 Euro dreimal so viele Gesuche wie Angebote aufgegeben werden (SenStadt 2005a: 15).

### ***Größere Vielfalt von Optionen und sinkende finanzielle Ressourcen***

Der Überblick zur Angebots- und Nachfrageentwicklung deutet, auch unter Vernachlässigung des starken Wohnungsbaus im Umland Berlins, auf gestiegene Optionen auf dem Wohnungsmarkt hin, die sich aus einer Zunahme der Wohnungen um 140.000 und einer geringeren Zunahme der Haushalte um 80.000 im Zeitraum 1993-2002 ergeben. Die genauere Betrachtung der Entwicklungen zeigt aber eine sehr stark differenzierte Entwicklung in den verschiedenen Wohnungsteilmärkten, zwischen Preisrückgängen und Überfluss auf der einen, starkem Preisanstieg und Knappheit auf der anderen Seite. Insbesondere das Wohnungsmarktsegment mit niedrigen Mieten hat sich verkleinert.

Verknüpft man diese Daten mit den sozialen Indikatoren der Berliner Bevölkerung, so zeigt sich, dass für bedeutende Teile der Nachfrager die Position auf dem Wohnungsmarkt durch sehr knappe Ressourcen bestimmt ist: Nach einem TOPOS-Gutachten zu Nachfragepotenzialen in Berlin können rund 40% der Bevölkerung mangels Ressourcen als "Sozialmieter" eingestuft werden, die auf günstigen Wohnungsbestand angewiesen sind (Topos/Schmoll 1998, vgl. SenStadt 2002: 22f, Sethmann 2004: 36). Damit kann nur eine Teil der Bevölkerung von den insbesondere in hochklassigeren Wohnungsmarktsegmenten gestiegenen Optionen profitieren und Wohnpräferenzen umsetzen, während die Konkurrenz um immer weniger vergleichsweise günstige Wohnungen in der ärmeren Hälfte der Bevölkerung sogar stärker wird.

Im Hinblick auf die Bedeutung von Ressourcen für die Ausgestaltung des Lebensstils muss die Situation in Berlin als noch schwieriger eingeschätzt werden, als sie in Abschnitt 3.2.3 für die Bundesrepublik beschrieben wurde: Die Lebenswirklichkeit der Stadt scheint für viele stärker von der Notwendigkeit bestimmt zu sein, mit wenig auszukommen und das unbedingt Notwendige zu sichern, als von einer distinktionsorientierten Ausdifferenzierung der Konsummuster. Dies gilt insbesondere für Wohnen: Die Mietbelastung der Ärmere stieg, gemessen an der Bruttokaltmiete der Wohngeldempfänger (2003 fast 200.000 Personen), zwischen 1993 und 2003 um fast 100%, von 3,66 auf 5,79 Euro (SenStadt 2005a: 55). Die oben zitierte TOPOS-Studie geht von einer Warmmietbelastung einkommensschwacher Haushalte in Innenstadtgebieten von knapp 40% des zur Verfügung stehenden Budgets aus; in Berlin haben rund 750.000 Haushalte aufgrund ihres Einkommens Zugang zum sozialen Wohnungsbau, der aber immer geringere Kapazitäten aufweist (SenStadt 2000: 69).

Auf der anderen Seite stehen Bevölkerungsteile, für die die Berliner Wohnungsmarkt- und Bevölkerungsentwicklung eine Situation schuf, in der Präferenzen und Wohnwünsche besser zu verwirklichen sind als je zuvor. Für diese Bevölkerungsgruppen herrscht eine im Vergleich zu den meisten deutschen Großstädten entspannte Wohnungsmarktsituation, in der sich lebensstilspezifische Wohnpräferenzen erfüllen lassen. Auf sie reagiert der Wohnungsmarkt, wenn er nach einer Phase des nachfrageunabhängigen sub-



ventionierten Massenwohnungsbaus nun verstärkt teurere Objekte am Stadtrand, Dachgeschossausbauten, Townhouses oder die verschiedenen unter dem Modebegriff "Loft" zusammengefassten disparaten Wohnformen in der Innenstadt vermarktet. Der Trend zu kleinteiligerem, aber dafür qualitativ hochwertigerem Wohnungsbau insbesondere innerhalb der Stadtgrenzen ist unter anderem durch diese Nachfragergruppe zu erklären (SenStadt 2005a: 11) und signalisiert das "Ende der nur quantitativ ausgerichteten Wohnungsmarktentwicklung in Berlin" (Krings-Heckemeier 2005). Zu den verstärkt auf besondere Qualitäten und Individualität setzenden Projekten gehören innerstädtische Projekte wie die Townhouses Friedrichswerder, die Entwicklung des Areals der ehemaligen Schultheiss-Brauerei am Kreuzberger Viktoriapark (vgl. Christoph et al. 2005: 30f), oder exklusiver Wohnungsbau am Stadtrand wie das modernistische Projekt "Q26 Wohnen am Wannsee" des Petruswerkes (vgl. Krings-Heckemeier 2005). Die sehr unterschiedliche Entwicklung der Wohnungsteilmärkte sorgt letztendlich für eine räumliche Umsortierung, die bestehende Ungleichheit kleinräumlich verdichtet und beschleunigt (vgl. Schnur 1999: 11). Wie sich dieses Muster in Wohnmobilitätsvorgängen ausdrückt, wird im folgenden Abschnitt beschrieben.

### 4.3 Wohnmobilität und sozialräumliche Entwicklung

Wie in den vorangegangenen Abschnitten deutlich wurde, schuf der verstärkte Wohnungsbau in den 1990ern diesseits und jenseits der Stadtgrenzen neue Optionen auf dem Wohnungsmarkt. Die Wohnungsmarktentwicklung löste Bevölkerungsbewegungen in Richtung des Umlandes, aber auch innerhalb der Stadtregion in einem Umfang aus, der in den vergangenen 50 Jahren wohl einmalig ist: "Die Bevölkerung wurde in den letzten zehn Jahren in Berlin so durcheinandergewirbelt wie in keiner anderen deutschen Stadt" (Neef 2002: 81). Die Abwanderung in das Umland war bereits im vorangegangenen Abschnitt ein Thema. In diesem Teil liegt der Schwerpunkt auf den Effekten von Abwanderung und innerstädtischer Mobilität innerhalb der Stadtgrenzen.

Das Ausmaß der Wohnmobilität in Berlin drückt sich in einem Wanderungsvolumen zwischen 1993 und 2003 von 11 Millionen, dem Dreifachen der Stadtbevölkerung, aus. Das Wanderungsvolumen hatte seinen bisherigen Höhepunkt 1998 mit knapp 1,2 Millionen erreicht, liegt aber 2003 immer noch bei ca. 90% dieses Höchstwertes (SenStadt 2005a: 72f). Auch die Umzüge, die grob gesprochen ungefähr die Hälfte des Volumens ausmachen, erreichten ihren Höhepunkt in den Jahren 1997/98, als jeweils ca. 450.000 Personen, also fast jede siebte, innerhalb der Stadtgrenzen umzog – knapp die Hälfte davon innerhalb des eigenen Bezirks (Schnur 1999: 6). Zwar ging seitdem die Umzugsrate parallel zu den anderen Mobilitätskennziffern leicht zurück, sie ist aber auch 2002 noch immer doppelt so hoch wie in Hamburg (nach Angaben des Verbandes Berlin-Brandenburgischer Wohnungsunternehmen, zit. in van Lessen 2003).

Diese insgesamt große Wanderungsdynamik der Gesamtstadt erfasst alle Teilräume, jedoch in unterschiedlichem Ausmaß. Das Anfang der 1990er geringere Wanderungsvolumen der Osthälfte hat sehr stark zugenommen, nach Kemper (2003: 241) betrug der Zuwachs zwischen 1991 und 2000 im Westteil 10%, im Ostteil aber 74%. Die Veränderungsdynamik durch Wohnmobilität ist also insgesamt im Ostteil höher als im Westteil und zeigt besonders differenzierte und kleinräumige Unterschiede zwischen Gebieten

mit Bevölkerungszu- und -abnahme (Kemper 2003: 237). Die Innenstadtgebiete sind mit über 20% der Bevölkerung, die jährlich an Umzügen beteiligt sind, besonders mobil, während die Bevölkerung in den westlichen Außengebieten die geringste Fluktuation aufweist: In Zwischenkriegsbauten und Eigenheimgebieten im Westteil ziehen jeweils nur 10% der Bevölkerung pro Jahr um (SenStadt 2005a: 74).

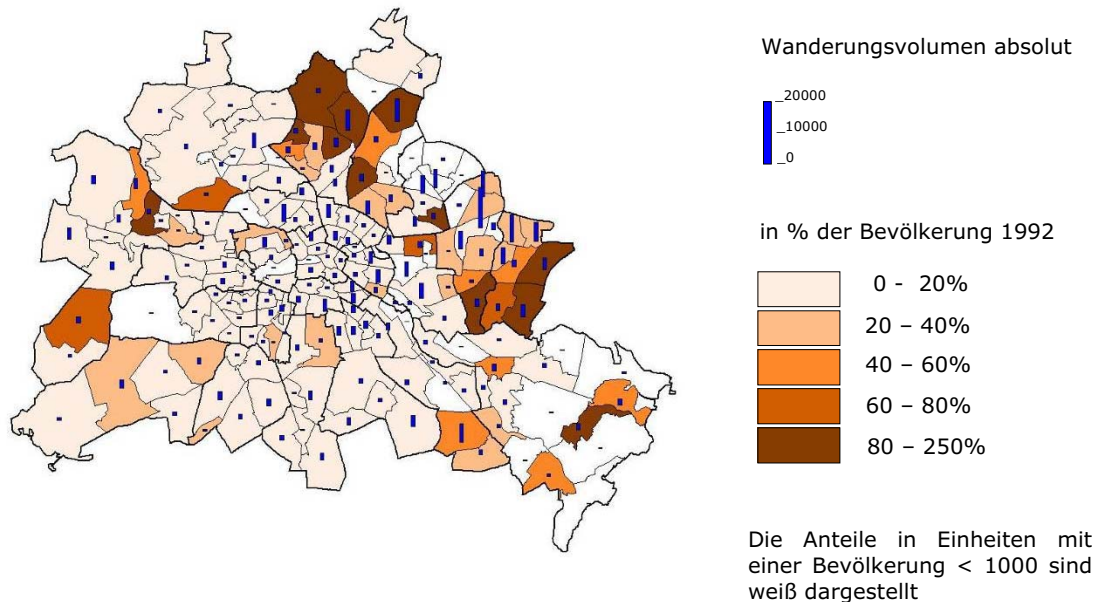


Abb. 4.2: Mobile und immobile Gebiete – Wanderungsvolumina 1994-2002 absolut und in Prozent der Bevölkerung 1992 in Statistischen Gebieten  
Eigene Darstellung, Datenquelle: Statistisches Landesamt Berlin

Abb. 4.2 verdeutlicht den Schwerpunkt des Wanderungsgeschehens im Ostteil der Stadt sowohl anhand des absoluten Wanderungsvolumens (Balken) als auch in seinem Verhältnis zur Bevölkerung vor Ort (Schattierungen). Im Norden und Südwesten setzen sich die Wanderungsvolumina in erster Linie aus Zuwanderungen in neu gebaute Wohnungen zusammen, im Osten handelt es sich vorwiegend um Abwanderungen aus Plattenbaugebieten (siehe Abb. 4.3). Die absoluten Werte sind auch in der Innenstadt, vor allem im Ostteil, sehr hoch. Die niedrigeren Absolutwerte in den Innenstadtgebieten zeigen durchweg Gebiete mit einem hohen Anteil von Plattenbauten (Mitte, Friedrichshain und der Norden von Prenzlauer Berg) bzw. Sozialem Wohnungsbau (im Nordwesten Kreuzbergs) an. Hier ist das Wanderungsvolumen deutlich niedriger als in den zentralen Altbaugebieten und in vergleichbaren Siedlungstypen am Stadtrand.

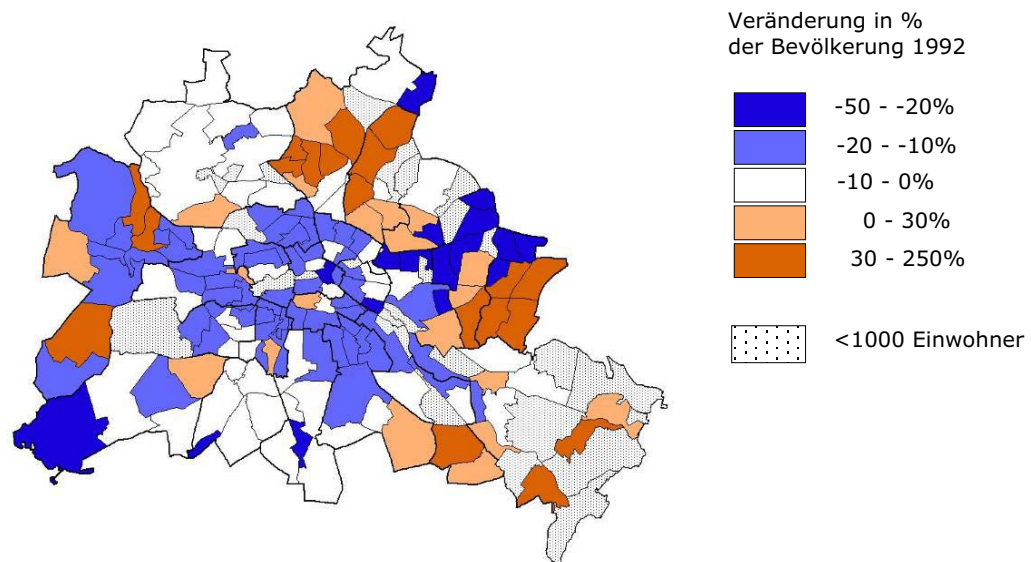


Abb. 4.3: Bevölkerungsgewinne und -verluste 1992-2002 in Statistischen Gebieten relativ zur Bevölkerung 1992. Eigene Darstellung, Datenquelle: Statistisches Landesamt Berlin

In Abb. 4.3 sind Bevölkerungsgewinne und -verluste im Zeitraum 1992-2002 dargestellt. Die Veränderungen entstehen nicht nur durch Wanderungen, es fließen auch, in geringerem Umfang, natürliche Bevölkerungsbewegungen (Geburten und Sterbefälle) mit ein. Während fast alle Innenstadtgebiete zwischen 1992 und 2002 Bevölkerung verlieren, ist am Stadtrand die Situation sehr differenziert: Gebiete mit hohen Verlusten in den nordöstlichen Großwohnsiedlungen (Ahrensfelde-Süd -34%, Marzahn Promenade und Alt-Hellersdorf je -31%) und Neubaugebiete mit den stärksten Gewinnen im Norden (Karow +250%, Buchholz +220%) liegen dicht beieinander (vgl. Kemper 2002: 253). Südlich der Plattenbaugebiete Hellersdorfs, die starke Bevölkerungsverluste verzeichnen, entstehen in den Kleinsiedlungen desselben Bezirks in Kaulsdorf und Mahlsdorf zahlreiche neue Einfamilienhäuser, wodurch sich die Bevölkerung im beobachteten Zeitraum um 50-90% erhöht – zum Teil besteht eine direkte Beziehung zwischen der einen und der anderen Entwicklung.

Die starken relativen Bevölkerungsverluste im Südwesten (Wannsee) von 20% setzen sich nur zu einem Viertel aus Wanderungsverlusten zusammen. Hier ist der größte Teil des Verlusts auf das hohe Durchschnittsalter der Bevölkerung und einen damit in Zusammenhang stehenden starken Sterbeüberschuss zu sehen. Neben der kleinräumigen sind auch großräumige Verlagerungen zu erkennen: Zwischen 1994-2004 nahm die Bevölkerung des Neubezirks Pankow um 12% zu, während Marzahn-Hellersdorf 15% seiner Bevölkerung verlor (empirica 2005: 23).

#### 4.3.1 Altersspezifische Wohnmobilitätsmuster

Im Wanderungsgeschehen und seiner diskursiven Verarbeitung in Berlin können zwei Haushaltstypen als Schlüsselgruppen identifiziert werden: Die erste Schlüsselgruppe sind Familienhaushalte der Mittelschicht, die als wachsende Haushalte ein dynamisches Element in der Stadtbevölkerung mit spezifischen Standortbedürfnissen darstellen. Auf-

grund ihrer tendenziellen Außenorientierung und ihrer überdurchschnittlichen Beteiligung an der Suburbanisierung, so wird in den 1990er Jahren immer wieder befürchtet, könnte der Stadt das überdurchschnittliche ökonomische Kapital sowie die sozial normierende und stabilisierende Wirkung dieser Gruppe verloren gehen.

Die zweite Schlüsselgruppe sind junge Erwachsene. Diese Gruppe ist die einzige, für die Berlin in den 1990er Jahren Wanderungsgewinne verzeichnet, zwischen 1994 und 2002 im Umfang von 150.000 Menschen. Sie ist überwiegend innenstadtorientiert und stellt einen wichtigen Vektor des Wandels dieser Gebiete dar, ist oft gut ausgebildet, ist im öffentlichen Raum überdurchschnittlich präsent und stellt stadtpolitisch einen wichtigen Imagefaktor dar (siehe 4.4).

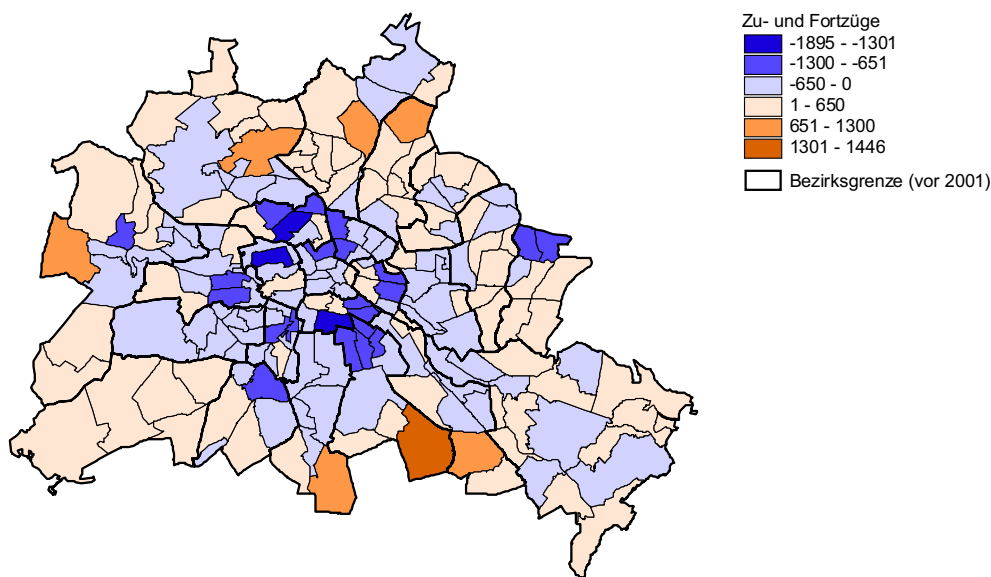


Abb. 4.4: Kumulierte Zu- und Abwanderungen der Altersklasse <6 Jahre 1994-2002 in statistischen Gebieten. Eigene Darstellung, Datenquelle: Statistisches Landesamt Berlin

Abb. 4.4 zeigt die über den Zeitraum 1994-2002 aufsummierten Saldi für die unter 6-Jährigen, die hier stellvertretend für Familienhaushalte auf der Ebene statistischer Gebiete betrachtet werden. Die Karte zeigt nur den inneren Teil einer größeren Suburbanisierungsdynamik, die über die Stadtgrenzen hinausreicht. Erkennbar sind aber die Wanderungstendenzen dieses Haushaltstyps in Richtung der äußeren Stadtbezirke: Fast alle innerstädtischen Gebiete zeigen für diesen Typ stark negative Tendenzen, die höchsten Abwanderungen verzeichnen die Altbaugelände Leopoldplatz (Wedding, -1.895), Urban (Kreuzberg, -1.454) und Turmstraße (Tiergarten, -1.365). Der Bestand der Unter-6-Jährigen nimmt dort zwischen 1994 und 2002 jeweils um ca. 40% ab. Die östlichen Innenstadtblöcke verlieren in ähnlichem Maße in dieser Altersgruppe. Ein positives Wanderungssaldo für Unter-6-Jährige weisen dagegen die Stadtrandgebiete Rudow im Süden, Staaken im Westen sowie Karow und Buchholz im Norden der Stadt auf. Die Wanderungsgewinne bei Unter-6-Jährigen liegen zwischen 1.450 (Rudow) und 813 (Karrow). Die Steigerungen sind in Karow und Buchholz mit über 400% am höchsten.

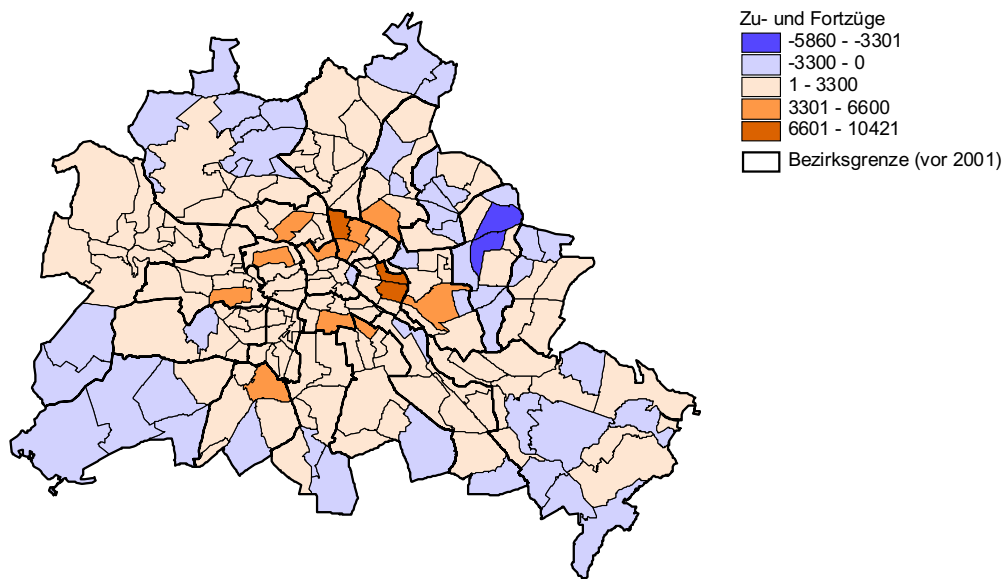


Abb. 4.5: Kumulierte Zu- und Abwanderungen der Altersklasse 18-<30 Jahre 1994-2002 in statistischen Gebieten. Eigene Darstellung, Datenquelle: Statistisches Landesamt Berlin

Die kumulierten Saldi für die jungen Erwachsenen zeigen ein komplett gegenteiliges Muster. Die innerstädtischen Bezirke Prenzlauer Berg, Friedrichshain, Wedding, Tiergarten, Charlottenburg und Kreuzberg weisen ausschließlich Wanderungsgewinne auf, die höchsten Werte erzielen die Gebiete Boxhagener Platz und Rigaer Straße in Friedrichshain (+10.400, +7.600) sowie Schönhauser Allee-Nord im Prenzlauer Berg (+7.800). Gemessen am Stand 1992 nahm die Bevölkerung in dieser Altersgruppe nur um rund 50% zu, allerdings ist die Gesamtbevölkerung insgesamt in dieser Zeit um 5-10% zurückgegangen. Starke Verluste gibt es – auch wegen der allgemeinen Wanderungsgewinne der Stadt in dieser Altersgruppe – kaum. Sie zeigen in erster Linie das lebenszyklisch bedingte Verlassen des Elternhaushaltes an (Kemper 2003: 247). Ausnahmen mit höheren Verlusten sind die Plattenbaugebiete Marzahner Promenade und Springpfuhl in Marzahn (-5.800 bzw. -3.700). Die Innenstadt zeigt insgesamt eine deutliche Zunahme junger Erwachsener und verliert Bevölkerung in allen anderen Altersgruppen. Dabei ist die altersspezifische Selektivität der Wanderungen (das Ausmaß der Unterschiede zwischen Gewinnen und Verlusten zwischen den Altersgruppen) aber in der östlichen Innenstadt größer als in der westlichen (Kemper 2003: 246).

#### 4.3.2 Demographische Effekte selektiver Wohnmobilität

Die Folge dieser demographisch selektiven Wohnmobilität ist eine "Neusortierung der Bevölkerung im Stadtgebiet" (Häußermann/Kapphan 2000: 132) in Form einer demographischen und sozialen Ausdifferenzierung der Bevölkerung zwischen den verschiedenen Teilen der Stadt. Nachfolgend wird die demographische Ausdifferenzierung anhand von Daten zum Bevölkerungsstand beleuchtet.

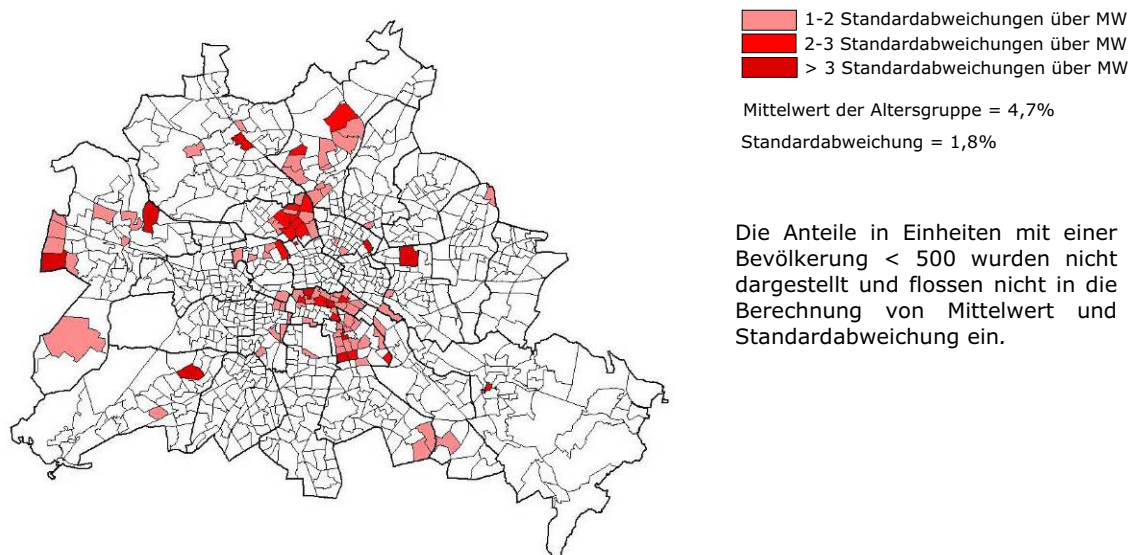


Abb. 4.6: Teilverkehrszellen mit überdurchschnittlichem Anteil von Unter-6-Jährigen 2002. Eigene Darstellung, Datenquelle: Statistisches Landesamt Berlin

Abb. 4.6 zeigt die Gebiete mit einem stark überdurchschnittlichen Anteil von Unter-6-Jährigen. Stark überdurchschnittlich heißt mindestens eine Standardabweichung über dem Mittelwert, in Zahlen ausgedrückt mindestens 6,5%. Die Gebiete lassen sich im Wesentlichen in zwei Kategorien einteilen: Zum einen handelt es sich um die randlich gelegenen Neubaugebiete, die in Abb. 4.4 als Gebiete der Suburbanisierung innerhalb der Stadtgrenzen mit Wanderungsüberschüssen für Unter-6-Jährige gekennzeichnet wurden. Hierzu gehören im Bezirk Spandau der Ortsteil Staaken und das Stadtentwicklungsgebiet "Wasserstadt Spandau" (Zitadelle) (jeweils 8,9 bzw. 10,3%), die Verkehrszelle Hermsdorfer Straße in Reinickendorf (9,2%) sowie verschiedene Gebiete in Pankow (6-8%). Zum anderen erkennt man auch zahlreiche westliche Innenstadtgebiete mit meist noch höheren Anteilen von Unter-6-Jährigen. Diese Gebiete, die nach Abb. 4.4 in den 1990ern Wanderungsverluste für Kleinkinder verzeichneten, weisen weiterhin die höchsten Anteile dieser Gruppe auf: Mehringplatz (9,8%) und Moritzplatz (9,2%) in Kreuzberg sowie Rathaus Neukölln (9,4%). Dabei handelt es sich zu einem hohen Anteil um Kinder, deren Eltern keine deutsche Staatsbürgerschaft besitzen (vgl. Kemper 2003, Häußermann/Kapphan 2000). Im südlichen Teil des Gebietes Prenzlauer Berg gibt es erste Anzeichen für einen, in den Jahren nach 2002 stärker erkennbaren, überdurchschnittlichen Anteil von Kleinkindern, der aber die Werte in den westlichen Innenstadtgebieten nicht erreicht.

Die Karte der Gebiete mit den größten Anteilen der Altersgruppe 27-45 Jahre (Abb. 4.7) lässt weite Teile des Wilhelminischen Ringes und der historischen Vorstädte im Bezirk Mitte hervortreten. Überdurchschnittliche Anteile (mehr als eine Standardabweichung über dem Durchschnitt, d.h. mindestens 37%) weisen die verschiedenen Gebiete auf, die im Laufe der letzten 20 Jahre populäre Wohnstandorte bei jungen Berlinern waren: Schöneberg, Kreuzberg, Friedrichshain, Prenzlauer Berg, der nördliche, von Altbau dominierte Teil des Altbezirks Mitte und Teile von Moabit. Die Gruppe steht im Haushaltslebenszyklus für die Postadoleszenzphase und die darauf folgende Konsolidierung. Auf-



grund ihrer Innenstadtorientierung wird sie häufig mit dem Begriff der "Urbaniten" umschrieben (vgl. Häußermann/Kapphan 2000: 127ff, Kemper 2003: 248).

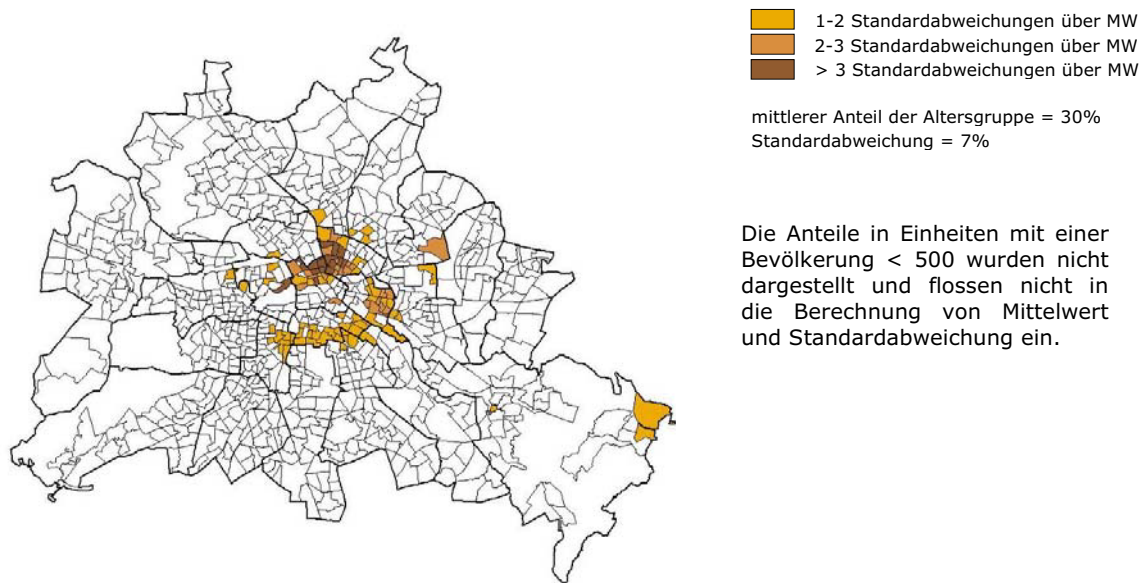


Abb. 4.7: Teilverkehrszellen mit überdurchschnittlichem Anteil von 27-45-Jährigen 2002. Eigene Darstellung, Datenquelle: Statistisches Landesamt Berlin

Die Karte verdeutlicht, dass die östlichen Innenstadtbezirke, obwohl sie auf weitaus niedrigerem Niveau gestartet waren, inzwischen die westlichen Innenstadtbezirke in Bezug auf den Bevölkerungsanteil der jüngeren Erwachsenen überholt haben (vgl. Kemper 2003: 250). In den Teilverkehrszellen Rosenthaler Platz und Dorotheenstadt (Mitte) sowie Kastanienallee und Wichertstraße (Prenzlauer Berg) werden Werte von über 55% erreicht.

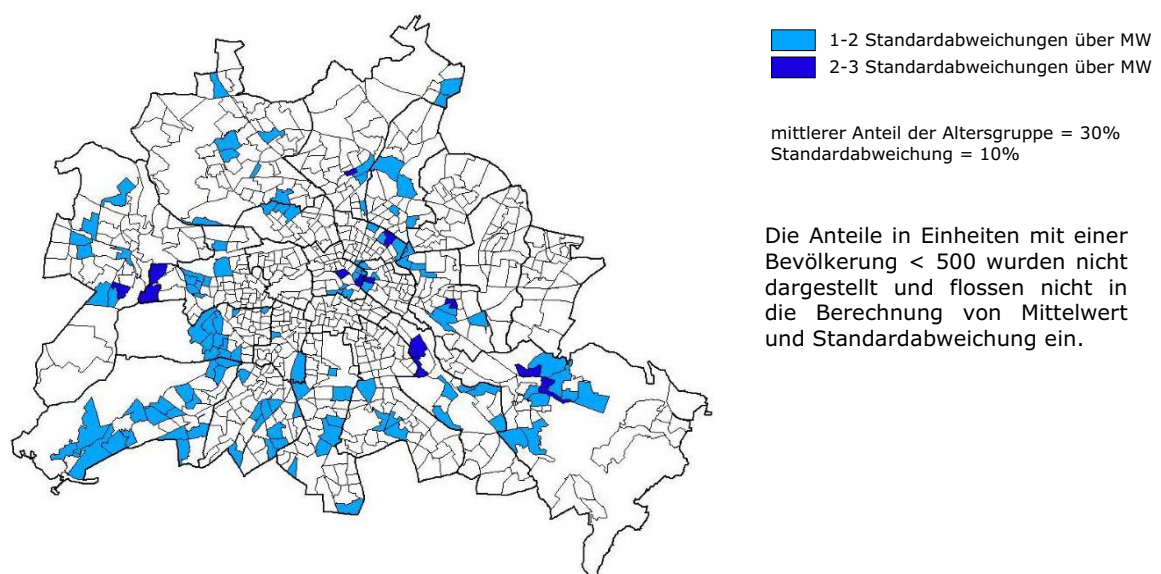


Abb. 4.8.: Teilverkehrszellen mit überdurchschnittlichem Anteil von über 55-Jährigen 2002. eigene Darstellung, Datenquelle: Statistisches Landesamt Berlin

Zu den Gebieten mit den größten Anteilen der Altersgruppe der Über-55-Jährigen (mindestens 40%) gehören die Innenstadtgebiete, in denen zwischen den 1960er und 1980er Jahren in großem Rahmen Wohnungen in Plattenbauweise entstanden. Hierzu zählen die Gebiete Michelangelostraße im Norden von Prenzlauer Berg, die Fischerinsel und die Stralauer Vorstadt in Mitte und das Gebiet Andreasstraße in Friedrichshain, wo der Anteil der Über-50-Jährigen jeweils zwischen 50 und 60% der Bevölkerung beträgt. Mit den westlichen Teilen von Wilmersdorf zeigt nur ein überwiegend von Altbau geprägtes Innenstadtgebiete stark überdurchschnittliche Anteile dieser Altersgruppe. Im Übrigen ist die ältere Bevölkerung in erster Linie in den äußeren Stadtgebieten überrepräsentiert, wobei auch hier das Segment der 1960er bis 1980er Jahre mit frühen Plattenbaugebieten wie Alt-Friedrichsfelde (Lichtenberg) aber auch früheren Zeilenbaugebieten wie Baumschulenweg (Treptow) häufig vertreten ist. In allen in den 1960er bis 80er Jahren entstandenen Gebieten mit einem hohen Anteil Älterer zeigt sich der Effekt eines kollektiven Alterungsprozesses der Erstbeziehergeneration der Gebiete, insbesondere dort, wo auch nach einer Entspannung des sehr starren Wohnungsmarktes ab 1990 aufgrund von Wohnzufriedenheit und Gebietsbindungen nur ein geringer Austausch stattfand.

Das Wanderungsgeschehen und seine Auswirkungen auf den Bestand weist insgesamt eine deutliche Ausdifferenzierung der Altersgruppen nach Innen- und Außenlagen sowie nach Gebietstypen auf. Diese Muster, die sich in den 1990er Jahren immer stärker ausprägen, können unter anderem als Versuch der Verwirklichung unterschiedlicher Standortbedürfnisse gewertet werden, die auch eine lebensstilspezifische Komponente beinhalten. Aufgrund welcher Bewertungen diese Wohnmobilitätsmuster entstehen, wird bei der Analyse der Primärdaten zu klären sein.

#### **4.3.3 Gebietsspezifische soziale Entwicklungen als Effekte selektiver Mobilität**

Nach der demographischen Differenzierung der Bevölkerungsentwicklung in Berlin werde ich nun die räumliche Differenzierung von Ressourcen und sozialen Problemlagen näher betrachten. Häußermann und Kapphann betonen, dass die hohe Fluktuation in den vergangenen 15 Jahren zur Ausprägung sozialer Unterschiede und zur "Ausdifferenzierung von suburbanen und städtischen Milieus" beigetragen habe (Häußermann/Kapphann: 2000: 151): Im Inneren der Stadt hätten sich die Differenzierungen verfeinert zwischen "jenen urbanen Milieus, die von sozialen Aufsteigern, Alternativkulturen und den neuen Mittelschichten mit ihren differenzierten Lebensstilen gebildet werden, [...] um die herum eine attraktive und distinguierte Infrastruktur entsteht" und den Quartieren mit den zurückbleibenden "Milieus der Verlierer" auf der anderen Seite. Ein wichtiges Element der sozioökonomischen Veränderung ist der Wegzug aus der Stadt in das Umland, denn dieser erfolgte sozial hoch selektiv und die daran Beteiligten werden gerne mit der Formel "Besserverdienende mit Kindern" beschrieben (Beyer et al. 2004: 53). Krätke und Borst (2000: 171) geben auf Basis von Daten für 1996 an, dass die Suburbanisierer je zur Hälfte aus West- und Ostteil der Stadt kamen, was aufgrund der geringeren Bevölkerungszahl im Ostteil in einer fast doppelt so hohen Suburbanisierungsquote resultiert. Die höchsten Abwanderungsquoten verzeichneten die



Randbezirke. Nach einer Studie der Senatsverwaltung für Bauen, Wohnen und Verkehr von 1997 waren die wichtigsten Wegzugsmotive Wohnumfeldbedingungen (Sicherheit, kinderfeindliches Umfeld) und die Wohnungsgröße (Senatsverwaltung für Bauen, Wohnen, Verkehr 1997: 14). In einer Untersuchung der Beteiligung von Erwerbstätigen an den Zu- und Wegzügen über die Stadtgrenzen im Zeitraum von 1994-97 kommen Häußermann und Kapphan zu dem Schluss, dass die Wegzüge zu einem höheren Verlust von Erwerbstätigen führten, als entsprechend des Bevölkerungsdurchschnitts zu erwarten gewesen wäre: In den Innenstadtbezirken war der Anteil Erwerbstätiger an allen Wegziehenden um fast acht Prozent höher als der Anteil an den Zuziehenden. Bei den Außenbezirken hingegen befanden sich etwas mehr Erwerbstätige unter den Zuziehenden als unter den Fortziehenden, d.h. die Suburbanisierung von Erwerbstätigen macht zum Teil schon innerhalb der Stadtgrenzen halt. Insgesamt gehen der Gesamtstadt zusätzlich zu dem negativen Wanderungssaldo durch die sozial Selektivität der Suburbanisierung Erwerbstätige in Höhe von 2% verloren (Häußermann/Kapphan 2000: 147).

Die Effekte der Wanderung im Hinblick auf eine soziale Ausdifferenzierung lassen sich anhand einfacher statistischer Kennzahlen zum Bevölkerungsstand erkennen: Kemper verdeutlicht anhand der wachsenden Streuung von Arbeitslosenzahlen über die 13 Stadtbezirke, dass sich die Polaritäten zwischen Gebieten mit relativ hoher und niedriger Arbeitslosigkeit zwischen 1993 und 2001 erhöhten, während er anhand der Einkommensentwicklung feststellt, dass sich globale Ost-West-Unterschiede reduziert haben. Die höhere Arbeitslosigkeit im Westteil identifiziert er als Effekt der im Durchschnitt deutlich höheren Arbeitslosigkeit der Gruppe der Ausländer – ohne diesen Effekt liegt die Arbeitslosigkeit in der Westhälfte leicht unter der der Osthälfte (Kemper 2003: 252). Weitere Datenquelle zur sozialen Entwicklung innerhalb der Stadt Berlin stehen in Form der Berichtswerke des Senats zu sozialräumlichen Dynamiken der Stadt zur Verfügung. Der *Sozialstrukturatlas* der Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz hat die Aufgabe, die Sozialstruktur Berlins in räumlicher und zeitlicher Differenzierung zu beschreiben, um so eine Grundlage für die Sozial- und Gesundheitsplanung zu schaffen (SenGes 2004: 1). Zwischen 1997 und 2004 erschienen bisher drei Ausgaben (Bezugsjahre 1995, 1997, 2002), die Diskussionen um eine Verschlechterung der Lebenschancen im allgemeinen und eine Polarisierung zwischen den Teilräumen der Stadt im Besonderen auslösten (vgl. Lehmann 2004, Miller 2004, Best/Gebhardt 2001a, Krätke/Borst 2000: 218ff).

Der Atlas stützt sich dabei auf insgesamt 25 Merkmale aus den Bereichen Demographie, Haushaltsstruktur, Bildung, Erwerbsleben, Einkommen und Gesundheit (SenGes 2004: 18), die in erster Linie durch Faktoranalysen zu übergreifenden Indikatoren verarbeitet werden: Zum einen wird ein Sozialindex-Faktor gebildet, interpretiert als Grad sozialer Betroffenheit, der mit Merkmalen wie hoher Sozialhilfe- und Arbeitslosenquote, niedrigen Einkommen und fehlendem Berufsabschluss korreliert. Zum anderen ein Statusindex, der mit hohen Bildungstiteln, Erwerbstätigen- sowie Angestellten- und Selbständigenanteilen korreliert (ibid.: 20). Da die Daten auf Basis von Teilgebieten (und nicht Individuen) in Faktoranalysen eingehen, sind die beiden Indikatoren aber eher als typische mehrdimensionale Merkmalskombinationen auf Gebietsebene zu interpretieren, denn als die eindimensionalen, leicht interpretierbaren Konstrukte ("soziale Belastung"), die sie aufgrund ihrer Benennung im Atlas suggerieren, zu beschreiben. So korrelieren

beispielsweise die Anteile von Männern, jungen Menschen, Ausländern und Einpersonenhaushalten mit dem Sozialindex, wodurch hohe Anteile dieser Gruppen aufgrund typischer Korrelationen zwischen mehreren Merkmalen auf Gebietsebene automatisch als hohe soziale Belastung interpretiert werden. Ein hoher Anteil junger Erwachsener, wenige Kinder, viele Alleinerziehende und kleine Haushalte erhöhen hingegen den Wert des Statusindex, tragen also zu Faktorwerten bei, die nach der im Atlas vorgegebenen inhaltlichen Interpretation des Faktors den Status der Teilgebiete erhöhen (ibid.: 20, vgl. auch die Kritik in Krätke/Borst 2000: 219). Mit diesen zur Vorsicht mahnenden Einschränkungen gibt der Sozialstrukturatlas einen Überblick über Tendenzen der räumlichen und zeitlichen Dimension sozialer Differenzierung der Bevölkerung Berliner Teilgebiete auf Bezirks- und kleinräumiger Ebene (Verkehrszellen) als Effekte von selektiver Migration und *in-situ*-Veränderungen.

Die räumliche Differenzierung des Sozialindex in Berlin (Bezugsjahr 2002) zeigt deutlich negative, als Belastung interpretierte, Sozialindexwerte in der Innenstadt, vor allem in den westlichen Bezirken, während die Außenbezirke Zehlendorf, Steglitz und Köpenick die günstigsten Werte aufweisen (SenGes 2004: 26). Der Statusindex, der im Kern hohe Bildungstitel anzeigt, weist hingegen die höchsten Werte in den östlichen Innenstadtbezirken auf, in der Reihenfolge Prenzlauer Berg, Mitte und Friedrichshain, während die niedrigsten Werte in Neukölln, Spandau und Wedding zu verzeichnen sind (ibid.: 29f). Damit spiegeln die Werte der östlichen Innenstadtbezirke die Zuzugsbewegung von jungen, gut ausgebildeten Personen in den 1990er Jahren wider, die das durchschnittliche Bildungsniveau deutlich erhöht haben. Aufgrund der strategischen Bedeutung von Bildung für Arbeitsmarktchancen und Einkommen (siehe 3.2.3) kann dies als soziale Aufwärtsentwicklung der Gebiete gedeutet werden (ibid.: 32).

Auf der kleinräumlichen Ebene der Verkehrszellen wird ein anderes Verfahren zur Bildung des Sozialindex mit weniger Variablen angewandt.<sup>41</sup> Die Faktorwerte für den Sozialindex zeigen eine homogen hohe "Belastung" für die Verkehrszellen aller westlichen Innenstadtgebiete mit Ausnahme einiger Zellen in Charlottenburg, Wilmersdorf und Schöneberg und homogen niedrige ("günstige") Werte für den Berliner Südwesten (ibid.: 40f). Innerhalb der östlichen Innenstadtgebiete sind es vor allem die Plattenbaugebiete (Michelangelostraße in Prenzlauer Berg, Andreasstraße in Friedrichshain), die sich positiv vom durchschnittlichen Indexwert des Gebietes unterscheiden (ibid.: 47).

Verkehrszellen mit einem hohen Neubauanteil (Karow und Blankenburg in Pankow, Mahlsdorf und Kaulsdorf in Hellersdorf) befinden sich unter den Gebieten mit der niedrigsten "Belastung". In Großwohnsiedlungen werden zwar zumeist überdurchschnittliche "Belastungen" ausgewiesen (Lipschitzallee und Wutzkyallee in der Gropiusstadt, das Märkische Viertel und große Teile von Marzahn-Hellersdorf, ibid.: 41), jedoch liegen diese meist deutlich unter denen der westlichen Innenstadtgebiete.

<sup>41</sup> Analog zum Atlas 1997 und 1999 werden für die räumliche Gliederung auf Verkehrszellenebene nur die vier Variablen 18-35-Jährige, Ausländeranteil, Arbeitslosenquote und Sozialhilfeempfänger verwendet und gemeinsam mit disaggregierten Daten höherer Ebenen einer Faktoranalyse unterzogen, in der nur ein Faktor, genannt Sozialindex (soz. Belastung) extrahiert wird, der mit allen vier Variablen hoch bzw. mittelstark korreliert (ibid. 38).

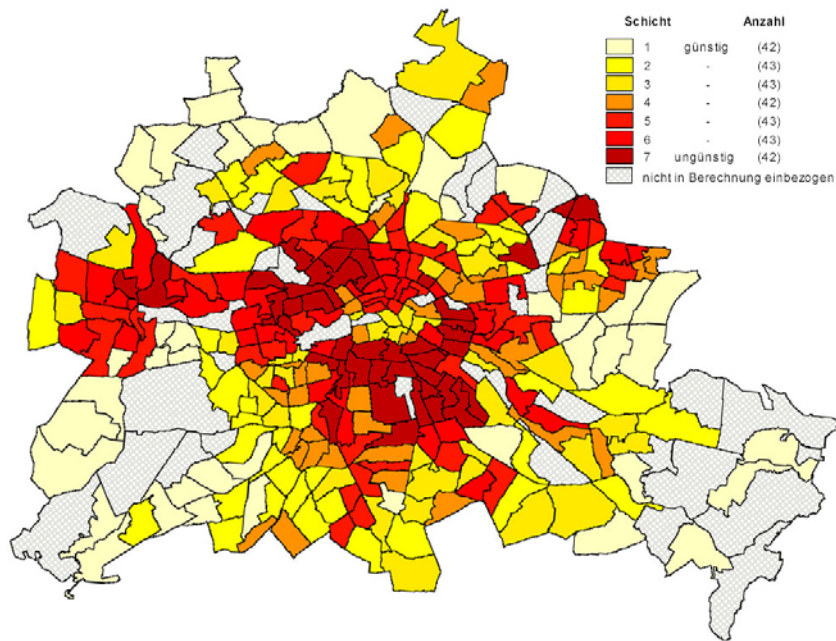


Abb. 4.9: Sozialindex auf Verkehrszellenebene 2003. Quelle: SenGes 2004: 46.

Die zeitliche Entwicklungsdynamik wird im Sozialstrukturatlas 2004 auf Basis eines Vergleichs der Daten des Jahres 2002 mit 1995 (Bezirksebene) bzw. 1998 (Verkehrszellenebene) untersucht (ibid.: 54). Die Position von Bezirken im Sozialindex-Ranking aller (Alt-)Bezirke zeigt als auffälligstes Ergebnis den Aufstieg der Bezirke Köpenick und Prenzlauer Berg um sechs bzw. vier Plätze. Den stärksten Abstieg zeigt Marzahn, vor allem aufgrund einer Erhöhung der Sozialhilfedichte (ibid.: 56).

Eine zweite dynamische Betrachtung der Entwicklung des Sozialindex erfolgt anhand einer faktoranalytischen Ordnung der Differenzwerte des Sozialindex zwischen zwei Bezugsjahren (ibid.: 53f).<sup>42</sup> Der als Sozialindex  $\Delta t$  bezeichnete Faktor, der im wesentlichen die Veränderungen der Anteile von Sozialhilfebeziehenden, Arbeitslosen und Personen ohne Schulabschluss wiedergibt, korreliert mittelstark mit dem Sozialindex, was inhaltlich so interpretiert wird, dass Regionen mit schlechter Sozialstruktur auch eine Veränderungsdynamik nach unten zeigen (ibid.: 59). Im Ergebnis hat sich der Sozialindex  $\Delta t$  zwischen 1995 und 2002 im Durchschnitt aller Bezirke um 4 Prozentpunkte verschlechtert – der Altbezirk Zehlendorf zeigt mit 1% die geringste, der Altbezirk Wedding mit 8% die größte Verschlechterung (ibid.: 60). Deutlich positive Abweichungen von der durchschnittlichen Veränderung in Berlin weisen fast nur die Außenbezirke auf (sowie die Innenstadtbezirke Mitte und Charlottenburg). Negative Veränderungen sind in den Innenstadtbezirken sowie in den Außenbezirken Marzahn und Hohenschönhausen zu verzeichnen.

Zur kleinräumigen Betrachtung der zeitlichen Veränderung zwischen 1998 und 2002 wird auf einen Faktor zurückgegriffen, der die Veränderung von Sozialhilfebezug und Arbeitslosigkeit angibt. Unter den zehn Verkehrszellen mit den günstigsten Veränderun-

<sup>42</sup> Eine Faktoranalyse mit standardisierten Differenzwerten der betrachteten Variablen soll Aussagen über über- bzw. unterdurchschnittliche, positive oder negative Veränderungen im Vergleich zu den anderen Teilräumen erlauben. Es werden zunächst fünf Faktoren extrahiert, von diesen wird aber nur der dritte, als Sozialindex  $\Delta t$  bezeichnete Faktor, der die Veränderungen der Anteile von Sozialhilfebeziehenden, Arbeitslosen und Personen ohne Abschluss wiedergibt, für weitere Analysen verwendet (SenGes 2004: 54-58), da die inhaltliche Aussagekraft der anderen Faktoren begrenzt ist.

gen ist der Bezirk Mitte viermal vertreten; das Teilgebiet Alt-Stralau in Friedrichshain (Stadtentwicklungsgebiet Rummelsburger Bucht) und Teilgebiete mit aufgelockerter Bebauung in Wasserlagen Köpenicks. Die zehn Gebiete mit der am stärksten negativen Veränderungsdynamik liegen fast ausschließlich in Marzahn-Hellersdorf. Einige Gebiete im südlichen Prenzlauer Berg zeigen auch eine deutlich positive Entwicklung im Vergleich zum Berliner Durchschnitt (v.a. Kastanienallee, Kollwitzplatz, Böttzowviertel).

Bei aller aus den oben genannten Gründen gebotenen Vorsicht zeigt der Sozialstrukturatlas 2004 eine Verstärkung der sozialen Ungleichheit zwischen den Teilräumen der Stadt. Eine deutliche positive Abweichung in Bezug auf Sozialhilfe und Arbeitslosigkeit zeigt sich in allen äußeren Gebieten mit Ausnahme der Großwohnsiedlungen in Ost und West. Die zeitlich-dynamische Betrachtung zeigt zudem, dass Gebiete der östlichen Innenstadt relativ zur allgemeinen Verschlechterung in Berlin im betrachteten Zeitraum deutliche Verbesserungen verzeichnen. Hinzu kommt bei diesen Gebieten ihre führende Position im Bezug auf den Statusindex, der ein Entwicklungspotenzial anzeigt, das in diesen zentralen östlichen Teilgebieten größer ist als an irgendeinem anderen Ort in Berlin. So ergibt sich eine zweite Differenzierung zwischen den nach Aussagen des Sozialstrukturatlas tendenziell aufsteigenden innerstädtischen Gebieten im Ostteil und absteigenden im Westteil (Kreuzberg, Wedding, Tiergarten) sowie Gebieten, die auf hohem Niveau stabil bleiben (Charlottenburg, Wilmersdorf).

Die Berichtsreihe *Monitoring Soziale Stadtentwicklung* betrachtet sozialräumlichen Wandel in Berlin aus einer noch stärker dynamischen Perspektive als der Sozialstrukturatlas. Die Zielstellung dieser Berichte besteht darin, "solche Quartiere rechtzeitig erkennen zu können, in denen sich sozial problematische Entwicklungen vollziehen bzw. eine Verbesserung der sozialen Situation eintritt" (SenStadt 2003: 7) und gegebenenfalls Maßnahmen zu empfehlen (ibid.: 12). Dies geschieht anhand ähnlicher Daten wie im Sozialstrukturatlas, allerdings werden diese um Wanderungskennziffern (Volumen, Gewinne, Verluste) ergänzt. Kern der Charakterisierung der Entwicklung ist die Zuordnung der Berliner Teilräume (Verkehrszellen) zu zehn Typen von "Gebieten mit ähnlicher Entwicklungstendenz" auf Basis einer Clusteranalyse (Abb. 4.10).

Fünf dieser Typen mit insgesamt 28% der Berliner Bevölkerung wird auf Basis der Analyse eine "problematische Entwicklung" attestiert, für die "dringend ein stadtentwicklungspolitisches Eingreifen" empfohlen wird (SenStadt 2003: 9). Gründe sind die Zunahme von Sozialhilfe und Arbeitslosigkeit, Wanderungsverluste und/oder ein hohes Wanderungsvolumen. Zu den blau und rot eingefärbten Clustern mit der ungünstigsten Entwicklung zählt nahezu die gesamte westliche Innenstadt, hinzu kommen die Plattenbaugebiete in Hellersdorf und Marzahn, große Teile Spandaus sowie Teile der Großwohnsiedlung Gropiusstadt. Ausnahmen von der negativen Tendenz in den westlichen Innenstadtgebieten ist der südwestliche Rand (Charlottenburger und Schöneberger Süden sowie Wilmersdorf). Die östliche Innenstadt wird noch deutlicher als beim Sozialstrukturatlas mit einer aufsteigenden Tendenz gekennzeichnet. Darunter sticht insbesondere die Gebietskategorie mit günstigster Entwicklung (Cluster 19 – hohe Wanderungsgewinne, sehr geringe Arbeitslosigkeit und Sozialhilfedichte, geringster Fortzug von Kindern unter 6 Jahren) hervor, der mehrere Verkehrszellen im Bezirk Mitte sowie eine Verkehrszelle mit großen Neubaubeständen in Friedrichshain (Alt-Stralau) zuge-

ordnet sind. Der Schwerpunkt der Gebiete mit günstigster Entwicklung liegt aber in Villengebieten und Kleinsiedlungen der peripheren Regionen der Stadt. In Gebieten dieser Kategorie wohnen über 20% der Berliner Bevölkerung (SenStadt 2003: 29).

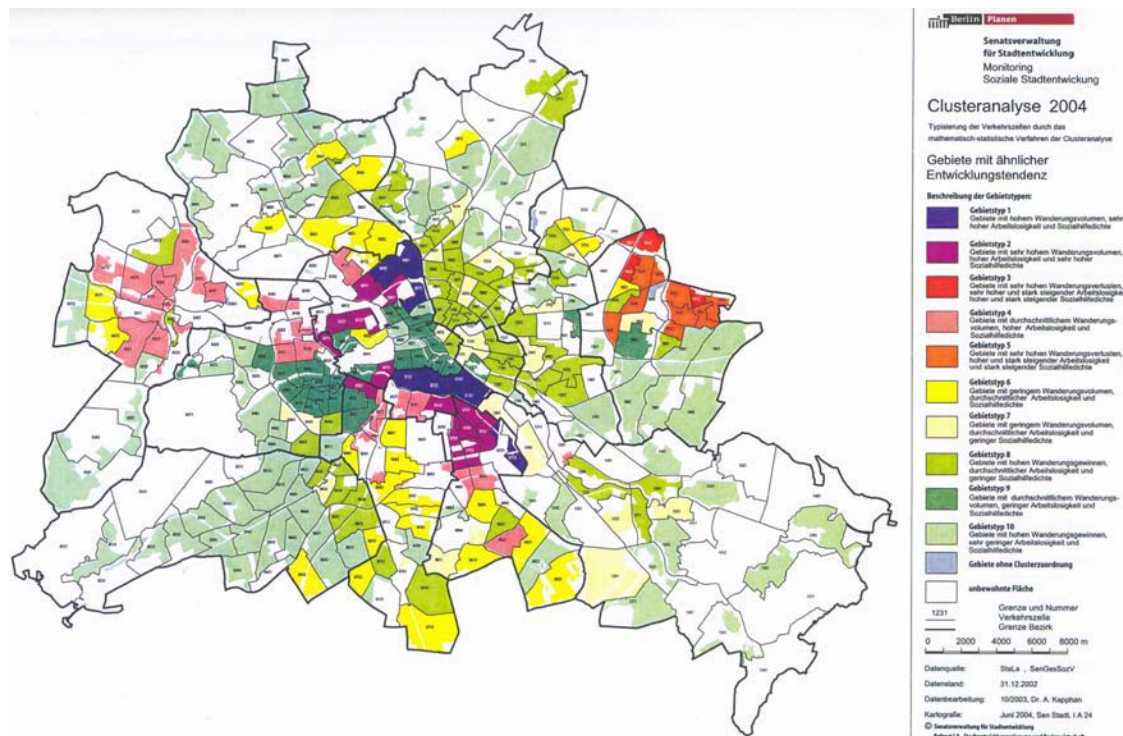


Abb. 4.10: Gebiete mit ähnlicher Entwicklungstendenz aus dem Monitoring Soziale Stadtentwicklung. Quelle: SenStadt 2003: 4.

Das Monitoring Soziale Stadtentwicklung bestätigt die unterschiedliche Entwicklungsdynamik zwischen inneren und äußeren Gebieten. Ausnahme von den als unproblematisch eingestuften Entwicklungen der Randgebiete sind Teile der Großwohnsiedlungen, v.a. die Plattenbaugebiete in Marzahn und Hellersdorf. Außerdem unterscheidet die Analyse zwischen der deutlich positiven Entwicklung in den östlichen Innenstadtgebieten von dem als problematisch eingestuften westlichen Teil.

Die für Berlin verfügbaren amtlichen Daten und Berichtswerke verzeichnen eine deutliche regionale Ausdifferenzierung der sozialen Problemlagen in der Stadt. Die Ausdifferenzierung der Arbeitslosigkeit und des Sozialhilfebezugs lassen darauf schließen, dass sich die Teilräume der Stadt immer stärker nach dem der dortigen Bevölkerung zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel unterscheiden. Auch hier ist eine deutliche Innen-Außen-Differenzierung erkennbar, allerdings stellen vor allem Großwohnsiedlungen negative und die östlichen Innenstadtgebiete positive Ausnahmen von dieser Regel dar. Die östlichen Innenstadtgebiete verzeichnen durch selektive Mobilität vor allem eine relative Aufwärtsdynamik in Bezug auf den Bildungsstand. Damit ist in Berlin nicht nur eine demographische, sondern auch eine starke vertikale Dimension der Differenzierung erkennbar.

#### 4.3.4 Bauliche und soziale Aufwertung in den östlichen Innenstadtgebieten

Die Wiedervereinigung der beiden Stadthälften bringt den Ostteil stärker in Bewegung als den Westteil. Die hohen Fluktuationsraten in den östlichen zentralen Altbaubezirken, der Zuzug von Westdeutschen, die einsetzende Investitionstätigkeit und die Förderung der baulichen Aufwertung der Gebiete im Rahmen von Stadterneuerungsgebieten seit Mitte der 1990er nähren eine zum Teil sehr kontrovers geführte Diskussion um die Feststellung und Bewertung einer Veredelung und sozialen Aufwertung der Gebiete, insbesondere der Altbaugebiete der Altbezirke Prenzlauer Berg, Mitte und Friedrichshain. Gentrification ist spätestens seit den 1980er Jahren (Smith/Williams 1986, Zukin 1987), etwas später auch in Deutschland (Blasius/Dangschat 1990) ein wichtiges Thema der Stadtforschung zur Beschreibung einer Trendumkehr der Wohnmobilitätspräferenzen bestimmter Bevölkerungsgruppen hin zu den Innenstadtgebieten (vgl. 3.4.6). Mit dem politischen Umbruch gab es in Ostberlin die Möglichkeit, den sozialen Transformationsprozess großer, potenziell begehrter zentrumsnaher Gebiete mit Altbaubeständen bei ihrer Überführung von einem planwirtschaftlichen in einen kapitalistischen Kontext in Echtzeit zu erforschen und mit den US-amerikanischen Modellen zu vergleichen. Im Unterschied zu weitgehend markoliberalen Bedingungen auf der US-amerikanischen Seite waren hier jedoch die enger staatlich festgesetzten Rahmenbedingungen in deutschen Städten zu berücksichtigen (vgl. Bernt 1998: 18f). Auf Grund des Lebensstilbezugs des Konzepts Gentrification und der besonderen Rolle, die es in der Berliner Diskussion um sozialräumliche Entwicklung seit 1990 spielt, werde ich nachfolgend am Beispiel des Bezirks Prenzlauer Berg versuchen, einige wesentliche Elemente der dort zu verzeichnenden Aufwertungstendenzen wiederzugeben.

Die Wohnmobilitätsdynamik im Prenzlauer Berg gehört zu den höchsten der Stadt. Nach Häußermann, Holm und Zunzer (2002: 73) entspricht die Zahl der Zu- und Fortzüge über die Bezirksgrenzen zwischen 1990 und 1999 etwa dem doppelten Wert der Bezirksbevölkerung. Seit Mitte der 1990er Jahre kamen jeweils knapp 40% der von außerhalb des Bezirks Zuziehenden aus West-Berlin oder den alten Bundesländern. Gegen Ende der 1990er Jahre verschob sich das relative Gewicht zugunsten der letztgenannten Gruppe (ibid.: 74). Der Bezirk entwickelte sich gewissermaßen zum Zugangstor Westdeutschlands nach Ostberlin.<sup>43</sup>

Maßgeblich für die bauliche Entwicklung des Bezirks Prenzlauer Berg war die Festlegung von Sanierungsgebieten in einem erheblichen Teil des Altbaubestandes (ca. 30.000 Wohnungen) ab 1993. In diesen Gebieten wurde ein Dispositiv aus Gesetzen, Regelwerken (Sozialplan, Mietobergrenzen, Genehmigungsverfahren) und Institutionen (Sanierungsbeauftragte, Mieterberatung) eingesetzt, um die Bautätigkeit und den Erhalt der sozialen Zusammensetzung der Bevölkerung zu kontrollieren. Insgesamt wurden bis Ende 1999 40% der Wohnungen in den Sanierungsgebieten in Prenzlauer Berg erneuert, zwei Drittel davon umfassend (ibid.: 60). Für einen ebenso großen zusätzlichen Teil

<sup>43</sup> Die mehrfach angezeifelte Vermutung von Häußermann und Kapphann, dass im Rahmen der hohen Mobilität zwischen Prenzlauer Berg und dem Westteil der Stadt nicht nur Bevölkerung ausgetauscht wurde, sondern dass es sich bei der West-Ost-Komponente "zu einem hohen Anteil um Rückwanderer handelt", die nur zwischenzeitlich Prenzlauer Berg verlassen hatten (Häußermann/Kapphann 2000: 119), kann auch nach den Ergebnissen der Erhebung "Mobilität in Berlin" angezeifelt werden: Von unseren Befragten im Untersuchungsgebiet Winsstraße (Prenzlauer Berg) wohnten Ende 1990 knapp 50% außerhalb Berlins und nur 37% in einem Ostberliner Stadtbezirk.

des Altbaubestandes des Bezirks wurden Erhaltungsgebiete mit festgelegten Mietobergrenzen ausgewiesen (Häußermann/Holm/Zunzer 2002: 58f).

Der Einsatz dieser Instrumente ist in einen Wandel der Stadterneuerungspolitik eingebettet: An Stelle des bis in die 1980er Jahre in Westberlin bestehenden, stark regulierten, interventionistischen Sanierungsregimes trat in den neuen Sanierungsgebieten ein Modell, das stärker darauf setzte, durch Moderation, Beratung und gesetzliche Regelungen nur noch den Rahmen für private Investitionstätigkeit vorzugeben (Häußermann/Holm/Zunzer 2002). Dieses neue Modell der Stadterneuerung bot größere Spielräume für die privatwirtschaftlichen Akteure im Sanierungsprozess und konnte insbesondere dazu genutzt werden, das Sanierungsziel des "Erhaltes der Zusammensetzung der Bevölkerung" von Investorensseite zu unterlaufen (Bernt 2003: 238, Häußermann/Holm/Zunzer 2002: 204f).

Häußermann, Holm und Zunzer zeigen in ihrer Studie von Fallbeispielen<sup>44</sup> aus Prenzlauer Berg, wie der Wandel der Stadterneuerungspolitik die Bewohnerschaft unterschiedlich befähigte, sich gegen eine Verdrängung zur Wehr zu setzen: Das neue, stärker auf Verhandlung setzende Verfahren der Stadterneuerung habe diejenigen Bewohner bevorzugt, die qua kulturellem und sozialem Kapital dazu in der Lage waren, ihre Rechte gegenüber Hauseigentümern einzufordern und durchzusetzen, während andere, denen Informationen und juristisches *know how* fehlten, sich eher einschüchtern ließen, ungesetzliche Forderungen seitens des Vermieters zu akzeptieren oder gegen den eigenen Willen auszuziehen. Trotz des einforderbaren Rechts der Mieter, nach der Sanierung zu bleiben, führte die Sanierung zu einem verstärkten Wegzug: In den untersuchten Fallbeispielen lag die Wegzugsquote nach der Modernisierung bei ca. 50% der vor der Sanierung dort wohnenden Haushalte und damit höher als die durchschnittliche Mobilität im Gebiet (ibid.: 208). Durch Umlagemöglichkeiten der Sanierungskosten auf die Mieter, zum Teil aber auch illegale Mieterhöhungen (insbesondere bei Abschlüssen neuer Mietverträge) und die insgesamt hohe Fluktuation, so die Autoren der Studie, haben die Mieten bei Neuvermietungen inzwischen das Marktniveau erreicht (ibid.: 207). Die Umwandlung ehemals günstiger Mietwohnungen in Eigentumswohnungen habe ein Übriges dazu beigetragen, dass sich die Sozialstruktur des Gebietes deutlich verändert habe.

Als Fazit nehmen die Autoren an, die Motive der Bevölkerungsveränderungen und mithin der sozialen Aufwertung der Bevölkerungsstruktur "bewegen sich so letztlich zwischen den beiden Polen Verdrängung [...] und freier Entscheidung zum Wegzug" (Häußermann/Holm/Zunzer 2000: 219). Die Einordnung der Mieter zwischen diesen Polen, so kann eine der Kernaussagen der Studie zusammengefasst werden, hängt zum einen von Bleibensentscheidungen und Wohnpräferenzen, zum anderen aber von Ressourcen, insbesondere dem kulturellen und sozialen Kapital, ab. Der Einfluss der staatlichen Regulation der Erneuerung wird in der Studie in erster Linie darin gesehen, dass keine vollständige Verdrängung der Bevölkerung stattfand und dass die soziale Aufwertung bisher räumlich sehr fein differenziert und zeitlich gestreckt verlief (ibid.: 219).

Die Untersuchung einer größeren Stichprobe intraregionaler Wegzüge aus den Sanierungsgebieten des Prenzlauer Bergs zwischen 1994 und 1999 (argus 2000: 4f) stellt ebenfalls große Wegzugsdynamiken fest: Von 45.000 beobachteten Umzügen zog mit

<sup>44</sup> 24 Häuser mit unterschiedlicher Sanierungsintensität, drei davon ohne jegliche Erneuerung.



8% ein vergleichsweise kleiner Teil der Befragten in das Berliner Umland; je 40% der Befragten blieben im Bezirk (jedoch außerhalb der Sanierungsgebiete) oder zogen in andere Bezirke der östlichen Stadthälfte; die restlichen 17% zogen in Stadtbezirke des Westteils (ibid.: 3). Eine Mehrheit der Weggezogenen, die den Bezirk verließen, zog in Außenbezirke, vorwiegend im nordöstlichen Sektor der Stadt (vgl. Abb. 4.11).

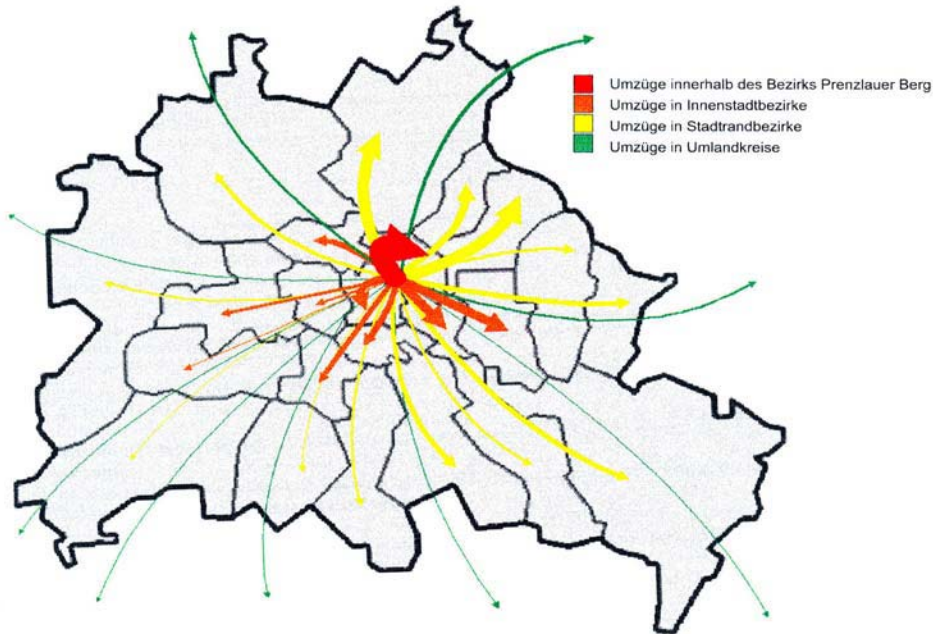


Abb. 4.11: Fortzüge aus den Sanierungsgebieten in Prenzlauer Berg 1994-99.

Quelle: argus 2000: 2, graphisch leicht verändert.

Anhand einer repräsentativen Befragung einer Stichprobe von 486 Haushalten, die der o.g. Grundgesamtheit entnommen wurden, konnten Aussagen über die soziale Zusammensetzung und die Wegzugsmotive der Befragten getroffen werden, die allgemeine Erkenntnisse über die Hintergründe des Bevölkerungsaustauschs in Prenzlauer Berg von der Seite der Wegziehenden vermitteln. Nach Haushaltsformen handelt es sich bei den Wegziehenden in überdurchschnittlichem Maße um Haushalte mit Kindern unter 18 Jahren (27%) und um Menschen, deren Ausbildungsniveau, Erwerbsbeteiligung und Einkommen über dem Durchschnitt der Fortzugsgebiete lagen (ibid.: 68f). Die verschiedenen Wegzugsrichtungen in die Innenstadt, in die Außenbezirke und in das Umland werden in der Studie mit Hilfe biographischer und lebenszyklischer Elemente den Lebensstilpolen Suburbaniten und Urbaniten zugeordnet (ibid.: 70). Daneben wird auch deutlich, dass ältere Personen, Personen mit niedrigeren Bildungsabschlüssen und Arbeitslose eher im Gebiet blieben bzw. die östlichen Außenbezirke zogen - im letztgenannten Fall zu 50% in Plattenbaugebiete (ibid.: 30, 71).

Die in der argus-Studie erhobenen Umzugsgründe (Mehrfachnennungen waren möglich) sind in erster Linie haushalts- und wohnungsbezogen, allerdings gaben 44% der Befragten auch die Unzufriedenheit mit dem Wohnviertel an. Dieser Grund ist deutlich lebensstilspezifisch differenziert, insofern die Befragten mit Umzugszielen am Stadtrand diesen Umzugsgrund noch häufiger nannten (67% der Befragten mit Umzugsziel Umland, 65% westlicher Stadtrand, 59% östlicher Stadtrand, ibid.: 44). Immerhin 23% der Befragten (34% im Gebiet Kollwitzplatz) spezifizierten die Unzufriedenheit mit dem Wohngebiet in



Bezug auf Belästigungen durch Gastronomie und Veranstaltungsorte (ibid.: 61) und nannten so einen Aspekt, der deutlich mit der Umwandlung der Gebiete in Verbindung steht. Eine weitere Erkenntnis dieser Studie zur Beziehung zwischen Stadterneuerung und Wegzug ist, dass nicht nur die mit der Sanierung verbundenen Unannehmlichkeiten für ein knappes Viertel ein Wegzugsgrund war, sondern dass fast ebenso viele Befragte (22%) das Ausbleiben einer Erneuerung der eigenen Wohnung bzw. des Hauses als Umzugsgrund angaben (ibid.: 76).

Nach den Auswertungen der argus-Studie handelt es sich bei einem nicht unerheblichen Teil der aus den Sanierungsgebieten in Prenzlauer Berg Weggezogenen um Menschen, die ihre Mobilität zur Optimierung der Lebenssituation und zur Verwirklichung von Präferenzen nutzten: 86% der Befragten beurteilten ihre neue Wohnsituation als Verbesserung, nur 3% als Verschlechterung (ibid.: 65f). Die Ergebnisse können aber auch nicht eindeutig in diesem Sinne interpretiert werden, denn offenbar wurde auch ein schwer zu quantifizierender Teil der Weggezogenen durch Vermieter, eine sich verändernde Wohnsituation oder schlechte Zukunftsperspektiven im Gebiet zu dieser Entscheidung bewegt.

Insgesamt kann der unbestreitbare Bevölkerungsaustausch in Prenzlauer Berg nur zu einem Teil als direkte Verdrängung aufgrund von Mietsteigerungen und fehlenden Ressourcen gewertet werden. Auch lebensstilspezifische Präferenzen, neue Optionen und die nötigen Ressourcen zu ihrer Realisierung spielten für die Wegzüge eine Rolle (vgl. Häußermann/Kapghan 2000: 127). Mit steigender Veränderungsdynamik der sozialen Zusammensetzung des Bezirks hat sich aber die veränderte Sozialstruktur zu einem den Wandel verstärkenden Moment entwickelt. Bei immer kleiner werdenden kostengünstigen Beständen im Gebiet verfügen die neu Zuziehenden zusätzlich zu einer urbanen Orientierung tendenziell auch über immer mehr kulturelles und ökonomisches Kapital – der wahrscheinlich von vielen Zuziehenden unbeabsichtigte Effekt einer immer homogener werdenden Sozialstruktur setzt ein.

Entsprechend der sich verändernden Bevölkerungsstruktur wandelt sich auch die Infrastruktur und wird zu einem zusätzlichen, den Bedeutungswandel des Bezirks verstärkenden und die Wanderungen strukturierenden Faktor. So weist Holm (1999: 34) auf den Wandel auf die Rolle der gruppenspezifischen Aneignung öffentlicher Räume und der Prägung gewerblicher Einrichtungen hin: Eine Infrastruktur von Cafés und Kneipen, Naturkost- und Delikatessenläden sei gleichzeitig ein Indikator der bisherigen und ein Motor der kommenden sozialen Entwicklung des Gebiets, da sie sich an Konsumentengruppen mit spezifischen Ressourcen und Lebensstilen richte. Auch diese subtilere Form von Verdrängung ist ein Kennzeichen der weichen, postfordistisch regulierten Variante von Aufwertung (Häußermann/Holm/Zunzer 2002: 210).

Es mehren sich die Zeichen dafür, dass das Gebiet für viele der Zugezogenen keine Durchgangsstation während der Ausbildung darstellt, sondern dass sich durch Konsolidierung der Bevölkerung vor Ort der Sozialstatus des Gebiets erhöht. Parallel dazu verändern sich die Haushaltsstrukturen im Gebiet, so dass Prenzlauer Berg mittlerweile zu einem Standort für begüterte, urban orientierte Familienhaushalte geworden ist (Bernien 2005). Unter den konkreten politischen Rahmenbedingungen der Stadterneuerung in Prenzlauer Berg machten vor allem Personen mit geringen kulturellen Ressourcen ihre Rechte nicht geltend. Einmal in Gang gesetzt, hat schließlich die schiere Übermacht

der in die Wege geleiteten kulturellen und ökonomischen Dynamik einer sich wandelnden Sozial- und Infrastruktur Teile der Verbliebenen zum Wegzug bewegt. Die Initiierung der Dynamik war aber insbesondere dadurch möglich, dass Personen mit überdurchschnittlicher Kapitalausstattung und Wohnpräferenzen, die sich in Prenzlauer Berg nicht verwirklichen ließen, das Feld geräumt hatten. Insofern fand eher ein kalter, langwieriger lebensstilspezifischer Austausch statt, der sukzessive Preissteigerungen nach sich zog, als eine heiße, schnelle und rein ökonomisch bestimmte Verdrängung. Allerdings ist der Prozess auch noch nicht abgeschlossen.

#### **4.4 Die stadtpolitische Regulation des Wohnungsmarktes**

Bisher wurde in diesem Kapitel städtischer Wandel in erster Linie als Ergebnis der Angebots- und Nachfrageentwicklung dargestellt. In diesem Teil stehen nun stadtpolitische Steuerungsmechanismen im Mittelpunkt, die auf die Umverteilung der Bevölkerung einwirken, und auf diese Weise möglicherweise lebensstilspezifische Effekte erzielen. Für diese Betrachtung können auch die Thesen zu den Effekten der Stadtpolitik aus den weiter oben dargestellten politökonomischen Ansätzen herangezogen werden.

Unter Stadtpolitik werden Instrumente verstanden, mit denen Entwicklungsziele und Leitbilder definiert, Prozesse und Entwicklungen reguliert und erwünschte und unerwünschte Präsenzen bestimmter Bevölkerungsgruppen und Nutzungen im Raum festgelegt werden können. Nachfolgend sollen drei stadtentwicklungspolitische Trends nachgezeichnet werden, die die Verteilung von Bewohnern über die Stadt beeinflussen.

##### ***Wandel in der staatlichen Förderung und tendenzielle Aufgabe von Steuerungskapazität***

Die wichtigste Entwicklung der Stadtpolitik in Berlin während der letzten 15 Jahre ist die deutlich nachlassende Bereitschaft und Fähigkeit der öffentlichen Akteure zur Steuerung der Stadtentwicklung. Ein Grund hierfür ist die desolate Haushaltslage Berlins<sup>45</sup>, die zu einer zum Anfang des neuen Jahrtausends deutlich nachlassenden Fördertätigkeit führte und die in der programmatischen Aussage "öffentliche Förderung nur noch für öffentliches Eigentum" des früheren Stadtentwicklungssenators Strieder zum Ausdruck kommt (zit. nach Häußermann/Holm/Zunzer 2002: 223).

Abgesehen von der Haushaltslage und anderer spezifisch lokaler Entwicklungspfade der Stadtpolitik ordnet sich diese Veränderung in einen allgemeinen Trend der Aufgabe von Steuerungskapazitäten ein. Die staatliche Steuerungsfunktion durchläuft einen tendenziellen Wandel in Richtung weicherer, kleinteiligerer und weniger kostenintensiver stadtpolitischer Instrumente. Idealtypisch sollen privatwirtschaftliche und zivilgesellschaftliche Akteure stärker in die Politik einbezogen werden, während sich der (lokale) Staat mehr und mehr auf die Setzung eines Rahmens beschränkt. Für die Stadterneuerungspolitik wurde dieser Wandel als Übergang von einem fordistischen zu einem postfordistischen Regime beschrieben (vgl. Bernt 1998, 2003, Häußermann/Holm/Zunzer 2002, Schnur 1999: 3). Mit diesem Wandel werden Rentabilitätskriterien in der Stadtpolitik wichtiger, zum einen, weil weniger Mittel eingesetzt werden,

<sup>45</sup> Ende 2004 beliefen sich die Schulden des Landes Berlin auf rund 55 Milliarden Euro (Senatsverwaltung für Finanzen 2006: 24).

zum anderen, weil privatwirtschaftliche Akteure stärker als zuvor beteiligt werden (vgl. Häußermann/Holm/Zunzer 2002: 114). In diesem Kontext wird das Leitbild der "unternehmerischen Stadt" beschworen, nach welchem die Schaffung eines attraktiven Standorts Vorrang vor der sozialen Umverteilung habe (Heeg 2001).

Die in Berlin für die verschiedenen Stadtentwicklungsprogramme getätigten Ausgaben werden ab Ende der 1990er Jahre immer drastischer reduziert bzw. eingestellt: Dies gilt beispielsweise für den Sozialen Wohnungsbau, der 1995 noch mit rund zwei Milliarden Euro in Berlin gefördert wird (erster und zweiter Förderweg) und 2002 eingestellt wurde. Das Fördervolumen für die Soziale Stadterneuerung wird von rund 140 Millionen Euro Mitte der 1990er Jahre ebenfalls auf 0 Euro im Jahr 2002 zurückgefahren. Die Plattenbausanierung erfährt dasselbe Schicksal von einem ähnlich hohen Ausgangsniveau (SenStadt 2005a: 38, 40, 46, empirica 2003: 63f).

Ein wichtiges Feld der staatlichen Regulierung ist die Subventionierung des Neubaus von Wohnungen. Wie weiter oben dargestellt, stand hierbei zunächst die Bedarfsdeckung angesichts der Erwartung einer hohen Bevölkerungszunahme im Mittelpunkt, später rückte das Ziel, konkurrenzfähige Angebote für ins Umland abwandernde zahlungskräftige Bewohner zu schaffen, stärker in den Vordergrund. Neben anderen Bundessubventionen (Eigenheimpauschale bis 2005) wurde der Wohnungsbau bis 1996 durch die Förderung für Neubauten im Ostteil der Stadt in Form direkter Sonderabschreibungen (Sonder-AfA) unterstützt (s.o.).

In Reaktion auf die Bevölkerungs- und Steuereinbußen, die ab 1997 verstärkt einsetzten, proklamierte das Land Berlin 1997 die "Eigentumsstrategie 2000", um den Wohnungsbau im Bereich des selbst genutzten Eigentums zu forcieren (SenStadt 2000: 77, Krätke/Borst 2000: 191). Zielvorgabe war, innerhalb von zehn Jahren 150.000 Berliner durch Förderung des Eigenheimbaus, durch Nachverdichtung in zentralen Lagen und Verstärkung der Umwandlung von Miet- in Eigentumswohnungen innerhalb des Bestandes der landeseigenen Wohnungsbaugesellschaften zum Erwerb von Wohneigentum zu bewegen und so eine Verdoppelung der Eigentümerquote zu erreichen (ibid.: 77). Erklärtes Ziel insbesondere der "Mieterprivatisierung" war die Erhöhung der Wohngebietsbindung, wofür der negative Effekt einer Verringerung des Angebots an Mietwohnungen "zur Versorgung von Mieterhaushalten mit niedrigem Einkommen" in Kauf genommen wurde (SenStadt 2000: 18). Aufgrund der immer schlechteren Haushaltslage wurden die Subventionen des Wohnungsneubaus 2002 schließlich eingestellt (SenStadt 2005a: 16).

In den unteren Segmenten des Wohnungsangebotes stellt der Soziale Wohnungsbau traditionell ein wichtiges Instrument der Berliner Stadtentwicklungspolitik dar. Mit den oben beschriebenen Entwicklungen des Wohnungsangebots, der Mobilität und der sozialräumlichen Polarisierung geriet die Berliner Politik des Sozialen Wohnungsbaus zunehmend in eine Zwickmühle: Aufgrund zum Teil über dem Marktniveau liegender Mieten und neuer Wohnungsmarktoptionen erhöhte sich der Anteil derjenigen Bewohner, die ihre Miete durch Transfereinkommen bezahlten. In Teilen des Bestandes war nicht mehr die große Masse der Bevölkerung vertreten, sondern eine soziale Abwärtsentwicklung zu konstatieren, der entgegengesteuert werden sollte. Ende der 1990er beschloss der Senat für Sozialwohnungsbestände in Gebieten, "in denen die Abwanderung einkommensstärkerer Haushalte zu verstärkter Entmischung geführt hat bzw. dort, wo

eine solche zu befürchten ist", "aus sozialstrukturellen Erwägungen" eine Senkung bzw. Aussetzung der Fehlbelegungsabgabe für Bewohner, die über der Bemessungsgrenze lagen (SenStadt 2000: 69).

Auf der anderen Seite reduzierte sich der Bestand an Sozialwohnungen durch auslaufende Belegungsbindungen und die geringe Förderung von Neubau im 1.Förderweg während der 1990er Jahre. Im Jahr 2003 wurde die Anschlussförderung für den Sozialen Wohnungsbau eingestellt, wodurch nun sukzessive die Grundförderung für 28.000 verbleibende Wohnungen im Sozialen Wohnungsbau entfällt (SenStadt 2005a: 13) und sich der Bestand (1998: 287.000 + 156.000 Wohnungen mit Belegbindung im Ostteil, SenStadt 2000: 69) zunehmend verringern wird. Aufgrund des sinkenden Bestandes und der nachlassenden Attraktivität durch zum Teil unattraktive Mieten kann der Soziale Wohnungsbau immer weniger seine Steuerungsfunktion wahrnehmen, über staatliche Subventionen qualitativ hochwertiges und bezahlbares Wohnen für breite Schichten der Bevölkerung unabhängig von der Marktentwicklung zur Verfügung zu stellen (vgl. Häußermann/Siebel 1996: 150).

Eine weitere Form der Aufgabe von Steuerungskapazität stellt der Verkauf von landeseigenen Wohnungen an ehemalige Mieter, insbesondere aber – in großen Stückzahlen – an Kapitalgesellschaften dar. Nach dem Altschuldenhilfegesetz mussten sich die Ostberliner (kommunalen) Wohnungsbaugesellschaften verpflichten, 36.000 Wohnungen aus ihrem Bestand zu veräußern, wobei den Mietern beim Kauf Vorrang zu gewähren war. 1994 wurden auch die Wohnungsbaugesellschaften aus dem Westteil verpflichtet, 30.000 Wohnungen "vorrangig den Mietern zum Kauf" anzubieten (SenStadt 2000: 77, Krätke/Borst 2000: 197).

Bis Ende 2000 waren im Westteil rund ein Drittel des Solls von gut 30.000 Wohnungen aus dem Bestand landeseigener Wohnungsbaugesellschaften verkauft worden, davon rund 75% zur Selbstnutzung an Mieter, Mietergemeinschaften und Genossenschaften, der Rest ging an private Investoren und Zwischenerwerber. Im Ostteil war das vom Senat vorgegebene Soll von über 36.000 fast erfüllt worden, allerdings gingen hier 80% an Investoren und Zwischenerwerber (SenStadt 2002: 36f).

Im Zuge der sich zuspitzenden Finanzkrise des Landes wurden seit 1998 immer größere Bestände der Wohnungsbaugesellschaften im Paket an private Immobilienfirmen und Fondsgesellschaften verkauft. Den Anfang machte 1998 der Verkauf von 29.000 Wohnungen der landeseigenen Gehag für 650 Mio. DM (Krätke/Borst 2000: 208). Zwischen 2001 und 2003 wurden weitere 32.000 Wohnungen privatisiert. Weniger als 10% wurde an Mieter und Genossenschaften verkauft, aber 85% an Unternehmen (davon rund 60% an große private Unternehmen oder Fondsgesellschaften, Abgeordnetenhaus Berlin 2004, eigene Berechnungen). 2004 wurde schließlich die Wohnungsbaugesellschaft GSW mit einem Bestand von 65.000 Wohnungen für 405 Millionen Euro an eine Investmentgesellschaft verkauft (Wild 2006). Gegenwärtig befinden sich noch rund 270.000 Wohnungen im Eigentum landeseigener Wohnungsbaugesellschaften (Thomsen 2006, Investitionsbank Berlin 2007). Das politische Ziel der Privatisierung durch Verkäufe an die Mieter wird immer weniger umgesetzt.

Neue stadtentwicklungspolitische Programme wie "Soziale Stadt" und "Stadtumbau", die den Trend einer Aufgabe von Steuerungspotenzial abschwächen, bewegen sich im Ver-

gleich etwa zum Sozialen Wohnungsbau auf einem finanziellen Niveau, das kaum ins Gewicht fällt: Für Maßnahmen im Programm "Soziale Stadt" gibt das Land Berlin pro Jahr weniger als 10 Millionen Euro aus, die Ausgaben für die Stadtumbau-Programme bewegen sich auf ähnlichem Niveau (Investitionsbank Berlin 2007). Allerdings ist die Förderhöhe nicht mit der Steuerungsintensität gleichzusetzen – die neuen Programme gewinnen durch die Mobilisierung neuer Akteure auch an Effizienz. Dennoch ist der radikale Bruch in der Berliner Politik, der insbesondere durch die Aufgabe des Sozialen Wohnungsbaus und die Privatisierung städtischer Wohnungsbaugesellschaften entstand, nicht zu übersehen.

### ***Von der Politik gegen Verdrängung zur Politik gegen Verslumung***

Vor dem Hintergrund der beschriebenen sozialräumlichen Entwicklung der Stadt und den sinkenden Ausgaben orientiert sich die Stadtentwicklungspolitik immer stärker an dem Bedrohungsszenario der sozialen Entmischung durch selektiven Wegzug und immer weniger an dem der Verdrängung einkommensschwacher Bevölkerungsgruppen (Krätke/Borst 2000: 186). Dieser Trend lässt sich zum Beispiel daran ablesen, dass die Instrumente der Erhaltungs- und Milieuschutzesatzungen, die durch Mietobergrenzen und den Schutz vor der Umwandlung von Miet- in Eigentumswohnungen die städtebauliche Gestalt und die Zusammensetzung der Bevölkerung erhalten sollen, nicht mehr entschieden weiterverfolgt werden (Krätke/Borst 2000: 186). Deutlicher Ausdruck des stadtentwicklungspolitischen Schwerpunktes einer "Politik gegen *Verslumung*" ist das 1999 in Berlin eingerichtete Quartiersmanagement im Rahmen des Bund-Länder-Programms "Soziale Stadt" (SenStadt 2005b).

War Mitte der 1990er Jahre "Aufwertung" noch ein, je nach Perspektive, doppeldeutiger Begriff, hat ihn die Stadtentwicklungspolitik angesichts der sozialen Entwicklung in Teilräumen sowohl in den Stadtumbau-Programmen als auch im Programm "Soziale Stadt" zur offiziellen Strategie entwickelt.<sup>46</sup> In diesen Trend lässt sich auch die oben beschriebene Entwicklung der Sozialen Stadterneuerung einordnen: Selbst mit den relativ hohen Investitionen Mitte der 1990er Jahre war die "Quadratur des Kreises" (Häußermann/Holm/Zunzer 2002: 34), mit dem Programm der Sozialen Stadterneuerung den maroden Altbaubestand durch die Subventionierung privater Investitionen zu sanieren und gleichzeitig die soziale Zusammensetzung der Bevölkerung zu erhalten, nicht gelungen.<sup>47</sup> Angesichts der nun zu verzeichnenden Entwicklung einer Stadterneuerung ohne öffentliche Förderung wird das Ziel der Einhaltung von Mietobergrenzen und der Schutz gegen Verdrängung de facto aufgegeben (Häußermann/Holm/Zunzer: 223). Der Berliner Wohnungsmarktbericht 2006 fasst die veränderte Ausrichtung der Stadterneuerung wie folgt zusammen:

"Der Einsatz öffentlicher Fördermittel konzentriert sich nunmehr auf die Verbesserung der lokalen sozialen und kulturellen Infrastruktur und die Aufwertung des Wohnumfeldes. Um die städtebauliche Qualität der Gebiete auch

<sup>46</sup> In den Förderrichtlinien des Stadtumbau Ost sind Rückbau und Aufwertung die genannten Ziele (siehe <http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/stadtumbau/de/foerderung/index.shtml> (11.4.06). In der Neuausrichtung des Programms Soziale Stadt ist von sozialer Stabilisierung und Aufwertung die Rede (siehe [http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/quartiersmanagement/download/sozstadt\\_neuausrichtung.pdf](http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/quartiersmanagement/download/sozstadt_neuausrichtung.pdf), (11.4.06)

<sup>47</sup> Pro Wohneinheit waren die Ausgaben allerdings weitaus geringer als in den älteren Westberliner Sanierungsgebieten (Bernt 2003: 336).

weiterhin zu sichern und zu verbessern, wird künftig verstärkt auch privates Engagement und der Einsatz privaten Kapitals notwendig sein. Hierbei ist u.a. auch die Möglichkeit der Wohneigentumsbildung zu berücksichtigen" (Investitionsbank Berlin 2007: 40).

Insgesamt lässt sich der Trend von einer Politik gegen Verdrängung zu einer Politik gegen *Verslumung* so charakterisieren, dass die attraktiveren und marktwirtschaftlich funktionierenden Teile der Stadt und des Wohnungsbestandes dem Markt überlassen werden, während die gefährdeten Gebiete mit relativ geringem Mitteleinsatz aufgewertet werden sollen. Im ersten Fall haben Bevölkerungsgruppen mit niedrigeren Einkommen geringere Chancen, sich zu behaupten, im letztgenannten Fall wird die sich verabschiedende Mittelklasse explizit zum Maßstab einer Ideologie der sozialen Mischung, die die Wohnstandortwahl von Mittelklassen und deutschen Familien in der Rolle sieht, die früher Kanarienvögel in Bergwerken hatten.

### ***Imagepolitik und Attraktivitätssteigerung als sozial selektive Stadtpolitik***

Parallel zum Abbau der meisten stadtentwicklungspolitischen Programme, die über die Förderung baulicher Maßnahmen die Verteilung der Bevölkerung in der Stadt beeinflussen sollten, wird Stadtentwicklungspolitik nunmehr weiter definiert und richtet sich stärker an der Verbesserung der Attraktivität und des Images der Stadt aus.

Zum attraktiven Standort gehört nach dieser Lesart die Orientierung an den Bedürfnissen strategisch wichtiger Bewohnergruppen, wozu insbesondere die in den politökonomischen Ansätzen zentralen urban orientierten Mittelschichten gehören, im Hinblick auf passende Wohnungs- und Konsumangebote, kulturelle Infrastruktur und Sicherheitspolitik (vgl. Ronneberger et al. 1999: 9, Heeg 2001). Dies geschieht zum Teil aus der Erkenntnis, dass die Versuche der historisierenden und normalisierenden Arbeit an einem neuen Berlin-Image durch die offiziellen Akteure mutmaßlich weniger zur Attraktivität der Stadt beigetragen haben als die subkulturellen Strömungen, die sich ohne oder gegen die offizielle Politik entwickelten. In jüngerer Zeit lässt sich nun ein Trend erkennen, Teile der subkulturellen Dynamik einzufangen und zu officialisieren. Dies geschieht nicht nur für die Zielgruppe der Touristen, sondern auch für ortsansässige Bewohnergruppen, die sich flanierend durch die Stadt bewegen und die kulturelle und kommerzielle Infrastruktur nutzen (Häußermann/Colomb 2003). Insofern handelt es sich bei dieser Stadtpolitik im weitesten Sinne eher um ein sozial und nicht nach Herkunft differenziertes Projekt der Attraktivitätssteigerung der Stadt. Stadtpolitik als Verbesserung der Bedingungen für kaufkräftige Mittelklassen orientiert sich an Schlüsselgruppen und bezieht sich räumlich selektiv auf ausgewählte, zumeist zentrale Orte. Ihr Ausdruck sind gebaute Räume, die das kulturelle Kapital der Stadt erhöhen, wie die Berliner Museumsinsel, Orte, die sich für Konsum und Dienstleistungen eignen, wie der Potsdamer Platz, und hochkulturelle, zunehmend aber auch populärkulturelle Ereignisse von internationaler Anziehungskraft, wie Sportveranstaltungen oder der Karneval der Kulturen. Die Förderung von Festivals verdeutlicht, wie Stadtpolitik trotz sinkender finanzieller Möglichkeiten privaten Initiatoren helfend unter die Arme greift, sobald die Maßstabebene eines Projektes eine Wichtigkeit erreicht, die es für das Image der Stadt als dienlich erscheinen lassen.

Die abnehmende staatliche Steuerungsfunktion trägt ihrerseits dazu bei, dass im Berlin der 1990er eine Verschärfung der sozialräumlichen Polarisierung einsetzt. In der ersten Hälfte der 1990er Jahre ist die Stadtentwicklungspolitik noch geprägt von einer relativ weiten Streuung von Mitteln für unterschiedliche Gebietstypen und Bevölkerungsgruppen. Mit knapper werdenden fiskalischen Mitteln, der Abwanderung von Steuerzahlern und einer Verschärfung der sozialen Situation innerhalb der Stadtgrenzen wird die Ausrichtung der politischen Instrumente selektiver und konzentriert sich auf die potenziellen Stabilisatoren aus der Mittelklasse, deren Ansprüche allmählich zu einem Leitmotiv der Stadtentwicklungspolitik werden, wodurch sich politökonomische Thesen bestätigen:

"Ins Zentrum der politischen Aufmerksamkeit rücken die Lebensstile der finanzstarken Mittelschichten, deren Ansprüche an den städtischen Raum befriedigt werden sollen. Aus dieser Perspektive ist Stadtentwicklungspolitik Standortmarketing für das 'Unternehmen Stadt'" (Ronneberger et al. 1999: 9).

Den selbstreflexiven, urban orientierten Mittelklassen kommt dabei die Aufgabe zu, durch ihr Verbleiben innerhalb der Stadtgrenzen die Gesamtstadt in fiskalischer Hinsicht zu konsolidieren; als Bewohner der als problematisch eingestuften Viertel diese in sozialer Hinsicht zu stabilisieren und als Teil eines urbanen Ambientes die Bedingungen der Stadt für den internationalen Standortwettbewerb zu verbessern. Insofern kann die weiter oben aus der politökonomischen Perspektive hergeleitete These einer tendenziellen Ausrichtung der Stadtpolitik an bestimmten, für das Image der Stadt relevanten Gruppen bestätigt werden.

Das Programm "Soziale Stadt" zeigt, dass es weiterhin auch eine Politik für Bevölkerungsgruppen mit geringeren Ressourcen gibt, die als territorialisierte Sozialpolitik Ausgleich schaffen soll und dies auch mit zum Teil innovativen Mitteln macht. Im stadtpolitischen Gesamtkontext stellt es aber eher die gering ins Gewicht fallende Ausnahme dar, die die Regel bestätigt.

## 4.5 Zwischenfazit

Das Bild des Wandels der Verteilung der Bevölkerung über den Raum in Berlin ist bestimmt von radikalen Veränderungen auf der Angebots- und der Nachfrageseite. Der Wohnungsmarkt hat sich in quantitativer Hinsicht entwickelt und bietet eine bessere Versorgung im Vergleich zum Stand Anfang der frühen 1990er Jahre. Dies gilt insbesondere deshalb, weil sich die Bevölkerung nicht gemäß den euphorischen Erwartungen entwickelt hat. In qualitativer Hinsicht hat sich das Wohnungsangebot insbesondere im suburbanen Raum erheblich ausdifferenziert.

Die Spielräume innerhalb dieses erweiterten Wohnungsangebots sind für große Teile der Bevölkerung geprägt von abnehmenden finanziellen Möglichkeiten. Die neuen, kostspieligeren Optionen sind nur für einen Teil der Bevölkerung zugänglich, während das Angebot im Niedrigpreissegment knapper wird. Für viele Berliner ist Wohnen kein Wunschkonsum, sondern stark von materiellen Zwängen beherrscht. Auf der anderen Seite hat sich die Situation der finanzstärkeren Bevölkerungsgruppen auf dem Wohnungsmarkt verbessert: Die Berliner, die über entsprechende Ressourcen verfügen, können seit Mitte der 1990er tatsächlich besser ihre Präferenzen auf dem Wohnungsmarkt umsetzen.

Vor diesem Hintergrund entsteht in Berlin in den 1990er Jahren eine Wohnmobilitätsdynamik, die zu einer erheblichen Umverteilung der Bevölkerung in der Stadt führt. Die wesentlichen Trends sind Bevölkerungsverluste in der Innenstadt und in den Plattenbaugebieten im Nordosten und Bevölkerungsgewinne in weiten Teilen der äußeren Stadtgebiete und im suburbanen Raum in Zusammenhang mit neu errichteten Siedlungen und Wohngebäuden.

Die Selektivität der Wanderungsströme lässt sich anhand der Vorstellung von überwiegend aktiven und überwiegend passiven Bevölkerungsgruppen nachvollziehen: Wie anhand der Suburbanisierung gezeigt wurde, sind die Außenwanderer mit überdurchschnittlichen finanziellen Ressourcen ausgestattet. An dieser Wanderungsbewegung sind alle Alterstypen außer den jungen Erwachsenen beteiligt. Die letztgenannte Gruppe stellt eine Gegenbewegung zu diesem Trend dar, indem sie sich überwiegend in den Innenstadtgebieten niederlässt und zu einer Angleichung der demographischen Bedingungen in der östlichen Innenstadt zu der westlichen führt.

Die passiven Gruppen sind die Gruppen, die ihre Position nicht verbessern können, was insbesondere dann bedeutsam wird, wenn sie in einem als unattraktiv bewerteten Gebiet zurückbleiben: Hierzu gehören die Bewohner der Plattenbaugebiete, in geringerem Maße der westlichen Großwohnsiedlungen und von Teilen der westlichen Innenstadt, die in den Berichtswerken des Senats auffällig werden. Wie sich vor allem anhand von Bildungstiteln erkennen lässt, erfahren immer weitere Teile der östlichen Innenstadt allmählich eine Anhebung der Sozialstruktur, die den vorangegangenen Wegzug besser verdienender Bevölkerung in den Randbereich des Agglomerationsraums kompensiert.

Die verschiedenen Gebiete selektiver Bevölkerungsgewinne und -verluste zeigen, dass Entwicklungen nicht in alle Richtungen verlaufen: Abgesehen von postadoleszenten Haushalten ziehen die Bewohner der Großwohnsiedlungen nicht in Innenstadtgebiete, sondern bestenfalls in andere Siedlungen der Außenbezirke oder des suburbanen Raums. Auch die typischen Wanderungsströme aus den nunmehr verjüngten Innenstadtgebieten in die Großwohnsiedlungen sind versiegt.<sup>48</sup>

Die hinter den verschiedenen Wohnmobilitätsdynamiken stehenden Handlungsorientierungen spitzen Häußermann und Kapphann mit den beiden Idealtypen der Suburbaniten und Urbaniten zu (Häußermann/Kapphann 2000: 127ff): Erstere seien typischerweise Familienhaushalte mit einem Bedürfnis nach Sicherheit, Wohn- und Parkraum und sozialer Homogenität auf hohem Niveau, die oft vor Schul- und Wohnumfeldproblemen der Innenstadt flüchteten (ibid.: 128). Letztere trafen eine bewusste Entscheidung für die Innenstadt, obwohl ihre finanziellen Mittel auch Suburbanisierung ermöglichen würden. "Diese Personen unterscheiden sich von den Randwanderern durch ihren Lebensstil, der stark berufsbezogen oder auf die urbanen kulturellen Einrichtungen bezogen ist" (ibid.: 129). Kurze Wege zu den verschiedenen Einrichtungen seien "der entscheidende Grund dafür, warum diese Bevölkerungsgruppe sich nicht an der Umlandwanderung beteiligt" (ibid.: 129).

<sup>48</sup> Versuche der in den nordöstlichen Plattenbaugebieten ansässigen Wohnungsbaugesellschaften, im Altbaubezirk Friedrichshain neue Bewohner zu rekrutieren, schlugen fehl. Unter den Wohnungsbeständen der WBG Marzahn kommen 60% der Neumieter aus dem eigenen Bestand, der Rest aus angrenzenden Gebieten ähnlichen Bautyps (SenStadt 2003: 41).

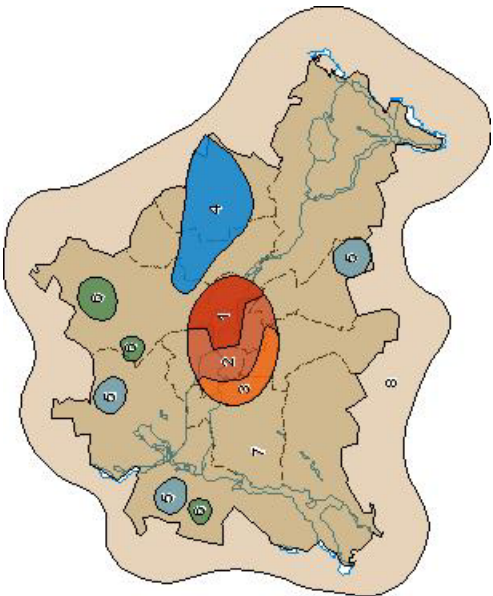


Die besondere Aufmerksamkeit, die in Wissenschaft und Stadtentwicklungspolitik diesen beiden Gruppen zu Teil wird, hat ihre Berechtigung in den Dynamiken, die ihre Umzüge in anderen Stadtgebieten auslösen. Dennoch liegt zwischen den beiden Polen der Urbanen und Suburbanen noch ein weites Feld von Mischtypen und Handlungslogiken, die zwar weniger spektakulär und augenfällig sind, dafür aber die Normalität in weiten Teilen der Stadt abbilden. Insbesondere die stabilen Bevölkerungsgruppen und Gebiete bleiben in der Problemwissenschaft Stadtsoziologie und in den Handlungskonzepten der Stadtpolitik unterbelichtet. Die vor dem Hintergrund eines um neue Optionen erweiterten Wohnungsmarktes entstehenden Wohnmobilitätsdynamiken lassen sich nur durch gleichzeitige Betrachtung von Präferenzen und Ressourcen erklären und passen so zu den in Kapitel 4 identifizierten wesentlichen Dimensionen des Lebensstils.

Die Entwicklungen innerhalb der Stadt zeigen im Ergebnis nicht unbedingt feine, sondern eher größere Unterschiede in Form einer sozialräumlich polarisierten Entwicklung zwischen Gebietstypen. Der sich im Laufe der 1990er Jahre allmählich aufweichende Rahmen stadtpolitischer Regulation mildert zwar die Auswirkungen sozialräumlicher Polarisierung; mit einer zunehmenden Aufgabe von Steuerungskapazitäten im Wohnungsbestand und im Wohnungsneubau vermag die Berliner Stadtentwicklungspolitik aber nicht, diesen Trend anders zu gestalten, so dass sich sozialräumliche Unterschiede immer deutlicher manifestieren. Angesichts einer zeitweise relativ dramatischen ökonomischen und sozialen Situation in der Hauptstadt wird eine Politik der Aufwertung gerechtfertigt, die sich an den Interessen der Schlüsselgruppen der imagefördernden, gebildeten Urbanen und der potenziellen Suburbanen misst, deren stabilisierendes Potenzial für die Stadt bewahrt werden soll. Auf der anderen Seite gilt es, die städtischen Problemgebiete so gut es geht vor der "Verslumung" zu bewahren.

Als Grundlage für die im folgenden Kapitel vorzunehmende Einordnung der Untersuchungsgebiete werden zum Abschluss dieses Kapitels die wichtigsten Trends der Entwicklung nach Gebietstypen zusammengefasst (Abb. 4.12). Die auf Ebene der Gesamtbevölkerung anhand von Arbeitslosigkeit und Armut erkennbare soziale Polarisierung wird über die Wohnungsmarktentwicklung und die große Wanderungsdynamik zu einer immer stärkeren sozialräumlichen Polarisierung. Damit erscheint die These einer vielfach geteilten Stadt Berlin (Krätke/Borst 2000: 214) mit immer größeren aber auch kleinräumigeren Unterschieden durchaus plausibel. Die zunehmende soziale Differenzierung von Wohnstandorten drückt sich etwa auch darin aus, dass der Berliner Mietspiegel seit 1997 neben materiellen Aspekten (Dichte, Verkehrsanbindung etc.) erstmals auch das Image in die Klassifizierung von Wohnlagen einfließt (Krätke/Borst 2000: 181).

Für die Neubewertung städtischer Teilräume sind die Merkmale Lage (innen/außen, sekundär: Ost/West) und Bebauungstyp (z.B. Altbau, Kleinsiedlung, Großwohnsiedlung) entscheidende Elemente, die sich in den Umzugsbewegungen und diesen zugrunde liegenden Handlungslogiken wieder finden. Mit einer Verschneidung dieser Merkmale kann man die groben Züge der sozialräumlichen Entwicklung in Berlin relativ gut beschreiben, wie in der nachfolgenden Übersicht anhand einiger wichtiger Gebietstypen der Stadt skizziert wird:

	Innenstadt	Innerstädtischer Altbaubestand Ost (1)	Hohe Fluktuation; Wegzug eines großen Teils der Bevölkerung an den Stadtrand, Zuzug von jüngeren Haushalten mit hohem kulturellem, zunehmend auch ökonomischem Kapital > allmählich flächenhaftes Ausgreifen der Aufwertungstendenzen, insbesondere in Bezug auf kulturelles Kapital > z.T. Trend einer lebenszyklischen Veränderung der postadoleszenten Haushalte in Familienhaushalte <i>in situ</i> <i>Beispiele: Prenzlauer Berg, Friedrichshain, Teile von Mitte</i>	
		Innerstädtischer Altbaubestand West	Typ A (2)	Hohe Fluktuation, hohe Arbeitslosigkeit und Armut vor allem der geringer qualifizierte Teil der Bevölkerung, ein Teil der Mittelschicht wandert in Randgebiete ab > Abwertung, z.T. inselhaft Aufwertungstendenzen <i>Beispiele: Kreuzberg, Tiergarten, Wedding, Neukölln-Nord</i>
			Typ B (3)	Geringe Fluktuation, zum Teil hohe Anteile älterer Bevölkerungsgruppen > Stabilität <i>Beispiele: Wilmsdorf, Charlottenburg-Süd, Schöneberg-Süd</i>
		Großwohnsiedlungen Ost (4)	Negative Bewertung in weiten Teilen der Bevölkerung, hohe Fluktuation, starker Wegzug der finanziell besser gestellten Bewohnerschaft in Einfamilienhausgebiete, hohe Leerstände > mittlere bis deutliche Abwertung <i>Beispiele: Plattenbaugebiete in Marzahn-Hellersdorf, Hohenschönhausen</i>	
	äußere Gebiete	Großwohnsiedlungen West (5)	Negative Bewertungen, mangels Ressourcen geringerer Wegzug in Einfamilienhausgebiete, z.T. Probleme wegen unattraktiver Kostenmieten, geringe Leerstände > leichte Abwertung <i>Beispiele: Gropiusstadt, Märkisches Viertel</i>	
		Gebiete mit Neubau und Nachverdichtung > 1990 (6)	Ost	Starker Zuzug, in erster Linie von Familienhaushalten mit mittlerem bis hohem ökonomischem Kapital > deutliche Aufwertung <i>Beispiele: Kaulsdorf, Mahlsdorf, Karow-Nord, Staaken</i>
			West	
		Sonstige äußere Gebiete (7)	Ost	Geringe Fluktuation, eher Wanderungsgewinne, jedoch Alterungseffekte der Erstbeziehergeneration > Stabilität <i>Beispiele: Zeilenbaugebiete in Treptow und Lichtenberg</i>
			West	
	Umland (8)	Bevölkerungsgewinne durch Suburbanisierung		

Tab. 4.1: Gebietstypen mit besonderen Mobilitätsdynamiken in Berlin  
Die Grafik ist an das Modell von Kemper (2003: 244) angelehnt.

## 5 Lebensstile, place utility und Handlungslogiken der Wohnmobilität in Berlin

Dieses Kapitel widmet sich der empirischen Analyse des Raumbezuges von Lebensstilen anhand von Daten aus einer quantitativen und einer qualitativen Erhebung, die im Rahmen des Forschungsprojektes "Mobilität in Berlin" in zehn Berliner Untersuchungsgebieten erhoben wurden. Dazu werde ich zunächst das Forschungsprojekt, in dessen Kontext die Daten erhoben wurden, in Abschnitt 5.1 vorstellen. Dazu gehören die Erhebungsmethoden und Inhalte der quantitativ-standardisierten (5.1.1) und der qualitativen Datenerhebung (5.1.2) sowie die Vorstellung der zehn Berliner Untersuchungsgebiete, in denen die Erhebung durchgeführt wurde (5.1.3).

Im Anschluss daran werde ich die Fragestellung dieser Arbeit zur Bedeutung von Lebensstilen für Wohnmobilitätshandlungen, die in den vorangegangenen Kapiteln präzisiert wurde, in ein untersuchungsleitendes Modell überführen, das *place utility* und Handlungslogiken als Ausdruck des Lebensstils im übergeordneten Kontext der Handlungsbedingungen verortet (5.2). In Anlehnung an dieses Modell wird in Abschnitt 5.3 aus den Daten der Fragebogenerhebung ein standardisierter Zugang zu Handlungslogiken der Wohnmobilität verfolgt. Dazu bilde ich analog zu einer von Otte (2004) vorgeschlagenen und erprobten Methode Lebensstiltypen und nutze diese zur Untersuchung unterschiedlicher Wohnmobilitätsmuster und Standortverteilungen. Da sich das Verfahren nach Otte deutlich vom Mainstream der empirischen Lebensstilforschung unterscheidet, werde ich vor der eigentlichen Analyse das Verfahren und die Typen etwas detaillierter beschreiben.

In der Auseinandersetzung mit der empirischen Lebensstilforschung in Kapitel 3 wurde bereits erörtert, dass ergänzend zu den aus standardisierten Daten gewonnene Typisierungen auch qualitativen Zugänge zu Lebensstile verwendet werden sollten, die den sozialen Sinn von Lebensstilen besser erfassen können. Hierfür werden in Abschnitt 5.4 qualitative Interviewdaten analysiert, die es erlauben, Definitionen von *place utility* und Handlungslogiken der Wohnmobilität im Zusammenhang mit lebensstilspezifischen Wirklichkeitsmodellen zu betrachten.

### 5.1 Kontext der Datenerhebung

Die Daten, die in den folgenden empirischen Analysen verwendet werden, entstammen dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekt "Stadt der kurzen Wege", das am Geographischen Institut der Humboldt-Universität zu Berlin von 2002 bis 2005 durchgeführt wurde. Ziel des Projektes war es, die Rolle kurzer Wege im Mobilitätsverhalten der Berliner Bevölkerung zu analysieren und so die Möglichkeitsbedingungen für die Realisierung des Leitbildes einer "Stadt der kurzen Wege" herauszuarbeiten. Drei Teilprojekte befassten sich mit dieser Frage aus der Perspektive je einer Mobilitätsform: der Wohnmobilität, der Nutzung des Wohnumfeldes und der Einkaufsmobilität. Auf der Grundlage gemeinsamer Datenerhebungen und aufeinander abgestimmter Auswertungen wurden Schlussfolgerungen für die Realisierungsmöglichkeiten des Leitbildes der Stadt der kurzen Wege aus der Perspektive gelebter Mobilität formuliert (vgl. Gebhardt/Joos/Martin 2005, Martin 2006).

### 5.1.1 Die standardisierte Bewohnerbefragung

Im November/Dezember 2002 wurde durch die Bearbeiter der drei Teilprojekte gemeinsam mit Studierenden des Geographischen Instituts der HU Berlin eine standardisierte Fragebogenerhebung in zehn Untersuchungsgebieten (siehe auch 5.1.3) durchgeführt. Erfragt wurden Daten zur Wohnmobilität, zur Wohnumfeldnutzung und zum Einkaufen, zu sozioökonomischen und demographischen Merkmalen und zum Lebensstil der Befragten (siehe Anhang I). Die Befragung war zuvor über Aushänge durch die Wohnungsbaugesellschaften und Pressemeldungen in lokalen Anzeigebältern angekündigt worden.

Zur Auswahl der Haushalte in den Untersuchungsgebieten kam das in raumbezogenen empirischen Verfahren bewährte *Random-Route-Verfahren* zum Einsatz (vgl. Diekmann 1999: 332). Durch die Festlegung von Regeln soll in diesem Verfahren sichergestellt werden, dass die Interviewer die Auswahl der zu Befragenden in einem Gebiet nicht beeinflussen und somit für alle Personen der Grundgesamtheit annähernd die gleiche Wahrscheinlichkeit besteht, für die Befragung ausgewählt zu werden. Dafür wird zunächst eine Route durch das Untersuchungsgebiet festgelegt und bestimmt, an jeder wievielten Tür zu klingeln ist.

Der Befragungszeitraum wurde so gewählt, dass auch der außerhalb des Haushaltes arbeitende Teil der Bevölkerung angetroffen werden konnte. Innerhalb der ausgewählten Haushalte wurde durch die Geburtsfrage die zu befragende Person im Alter von mindestens 16 Jahren zufällig bestimmt. Die so ausgewählten Personen erhielten bei der Abgabe des Fragebogens eine kurze Erklärung, gleichzeitig wurde ein Abholtermin vereinbart, zu dem noch offene Fragen geklärt werden konnten. Hier wurde auch die Bereitschaft erfragt, in einer späteren Projektphase an einem qualitativen Interview teilzunehmen (siehe 5.1.2). Ein kleines Geschenk (Telefonkarte, Kinogutschein, Postkarten u.ä. im Wert von je 3 Euro) sollte für zusätzliche Motivation sorgen. Die Studierenden erhielten für Ihre Arbeit eine Aufwandsentschädigung für jeden ausgefüllten Fragebogen.

Von insgesamt ca. 2.200 verteilten Fragebögen konnten mit diesem Verfahren 1.720 ausgefüllt abgeholt werden, was einer Rücklaufquote von 78% entspricht. Davon waren 1.709 Fragebögen zumindest in weiten Teilen auswertbar. Die Zahl der Verweigerungen bereits vor Abgabe des Fragebogens lässt sich nicht genau rekonstruieren. Sie lag in jedem Fall höher als zuvor angenommen bei mindestens 60% der Kontakte. Negative Abweichungen der in den Untersuchungsgebieten erhobenen Daten im Vergleich zu Kontrolldaten des Statistischen Landesamtes Berlin auf Blockebene zeigen sich teilweise beim Ausländeranteil und dem Anteil älterer Menschen. Vor allem in den Gebieten mit den höchsten Ausländeranteilen (Chamissoplatz, Beusselstraße, Gropiusstadt) liegt der Ausländeranteil der Stichprobe deutlich unter dem der Blockdaten (13% gegenüber 35%, 10% gegenüber 31% und 2% gegenüber 19%). Über 65-Jährige sind ebenfalls in den meisten Gebietsstichproben unterrepräsentiert, allerdings in deutlich geringerem Maße als Ausländer.<sup>49</sup> Die Daten des Statistischen Landesamtes können aber nur annä-

<sup>49</sup> Vermutlich verweigerten beide Gruppen, Ausländer und ältere Menschen, überdurchschnittlich häufig, da sie eher Schwierigkeiten beim Ausfüllen des Fragebogens erwarteten. Bei den älteren Menschen mag die Verzerrung zusätzlich (etwa in der Großwohnsiedlung West) auf die Präsenz von Altenwohnheimen innerhalb der abgegrenzten Gebiete zurückzuführen sein. Für einen Teil der Gruppe

herungsweise Auskunft über die Repräsentativität der Stichprobe geben, da einige Untersuchungsgebiete statistische Blöcke schneiden und somit keine exakten Vergleichsdaten vorliegen. Die Anteile aller anderen Altersgruppen auf Gebietsebene entsprechen zumindest annähernd den Anteilen, wie sie anhand von Meldedaten zu erwarten sind.

Die Auswertung der standardisierten Befragung im Rahmen dieser Arbeit basiert auf einer Stichprobe von Befragten ( $n=1.574$ ), die auf die Personengruppe reduziert wurde, für die ausreichende Daten für eine Lebensstil-Zuordnung nach der weiter unten vorgestellten Methode vorhanden waren (siehe 5.3.1). Inhaltlich greift die Auswertung vor allem auf die für das Teilprojekt Wohnmobilität erhobenen Daten zurück. Neben Angaben zur objektiven und subjektiven Wohnsituation in Bezug auf die Wohnung und das Wohnviertel stehen aus diesem Datensatz die Gründe für den letzten Umzug, eine Wohn- und Haushaltsbiographie sowie Nutzungsweisen und Einstellungen zum Wohnen (Wohnstile) zur Verfügung. Anhand von Lebensstiltypen werden aus diesen Daten verschiedene mögliche Zugänge zu *place utility* und Handlungslogiken der Wohnmobilität erprobt und auf die Differenzierung zwischen den Typen hin untersucht (vgl. Anhang I).

### 5.1.2 Qualitative Bewohnerinterviews

Ende 2003 wurden aus dem Kreis der Befragten aus der standardisierten Erhebung 61 Teilnehmer für Bewohnerinterviews, mindestens 5 pro Untersuchungsgebiet, ausgewählt und kontaktiert. In der standardisierten Erhebung ein Jahr zuvor hatten sich rund 550 Personen bereit erklärt, ein vertiefendes Interview durchzuführen und ihre Telefonnummer hinterlassen.

Für die Fragestellungen des Teilprojektes "Wohnmobilität in Berlin" sollte die Interviewstichprobe die Gesamtstichprobe im Hinblick auf die Merkmale Alter, Lebensstiltyp, Berufsstatus und Nationalität in möglichst großer Breite repräsentieren. Bei der Auswahl der zu interviewenden Personen waren aber auch Merkmale der Befragten, die für die anderen Teilprojekte relevant waren (etwa das Einkaufsverhalten) zu berücksichtigen. Im Ergebnis kann die Interviewstichprobe nicht in jedem Gebiet die Breite der Gesamtstichprobe repräsentieren. Dies gilt insbesondere für das Merkmal Ethnizität: Nur ein Befragter aus den Bewohnerinterviews hat keine deutsche Nationalität, zwei weitere haben zwei Staatsangehörigkeiten.

Aufgrund der gemeinsamen Erhebung dreier Teilprojekte waren auch Kompromisse in Bezug auf die Befragung selbst notwendig: Zum einen waren in den Interviews die Interessen dreier Teilprojekte zu berücksichtigen, so dass ein relativ langer, sehr differenzierter Leitfaden entstand. Dies strapazierte zum Teil die Befragten und machte es auch für die Befragenden mitunter schwer, eine natürliche Gesprächsatmosphäre herzustellen. Ein zweiter notwendiger Kompromiss bestand darin, aufgrund des hohen Zeitaufwandes einen großen Teil der Interviews durch studentische Hilfskräfte des Projektes durchführen zu lassen (Ich selbst führte fünf der 61 Interviews durch). Im Ganzen gesehen sind die Interviews thematisch eng geführt und relativ stark durch einen Leitfaden vorstrukturiert. Der Leitfaden gliedert sich in die Bereiche Wohnen, Wohnviertel, Freizeit und Versorgung, Einkaufsmobilität sowie Bewohner, soziale Kategorien und soziale Beziehungen. Die für diese Auswertung relevanten Fragen stammen aus den ers-

---

der Ausländer liegt es auch nahe, von einem Misstrauen gegenüber den Interviewern aufgrund von Erfahrungen mit staatlichen Institutionen im Zusammenhang mit Datenerhebungen auszugehen.

ten beiden und aus dem letzten Teil des Leitfadens und werden im Folgenden wiedergegeben:

<p><b>I. WOHNEN</b>          Als Einstieg würden wir gerne von Ihnen wissen, seit wann Sie hier im Gebiet wohnen und wie es dazu kam, dass Sie hierher gezogen sind?          Wenn sie jetzt mal zurückdenken an Ihre persönliche Wohnsituation vor zehn Jahren? [wenn erst später erfolgt: seit Zuzug nach Berlin]. Wie zufrieden sind Sie da heute im Vergleich zu damals?          Sehen Sie Ihre Zukunft eher hier im Gebiet oder woanders? Glauben Sie, dass Sie in nächster Zeit wieder umziehen werden? [ggf. wohin?]          In welchen Gegenden Berlins möchten Sie auf keinen Fall wohnen?          Wie würden Sie am liebsten wohnen? [Vorlage der Fototafel]</p> <p><b>II. WOHNVIERTEL</b>          [...]          Stellen Sie sich vor, Sie würden morgen hier wegziehen, was würde Ihnen am meisten fehlen?          Gibt es bestimmte persönliche Erlebnisse, die Sie mit dieser Wohnung oder dem Wohnviertel verbinden?          Wie hat sich aus Ihrer Sicht Ihr Wohnviertel verändert, seit Sie hier wohnen?          Was müsste sich hier im Gebiet Ihrer Meinung nach verändern?          Was fehlt Ihnen hier besonders?</p> <p><b>III. FREIZEIT UND VERSORGUNG</b>          [...]</p> <p><b>IV. EINKAUFSMOBILITÄT</b>          [...]</p> <p><b>V. DIE BEWOHNER – SOZIALE KATEGORIEN – SOZIALE BEZIEHUNGEN</b>          Wenn Sie jemandem beschreiben wollen, was so für verschiedene Leute hier bei Ihnen im Viertel wohnen, was sagen sie da?          Können Sie sich selbst auch so einem Typ zuordnen?          Verbinden Sie diese Typen von Bewohnern mit bestimmten Orten im Viertel?          Welche Art von Kontakten haben Sie mit den Leuten in Ihrem Haus und in Ihrem Wohngebiet insgesamt?          Gibt es manchmal Ärger zwischen den Bewohnern in Ihrem Gebiet? Aus welchem Anlass?          [...]</p>
--

Die Fragen des Projektes Wohnmobilität wurden möglichst offen gestaltet, indem eher zum Erzählen anregende "wie"-Fragen an Stelle von "warum"-Fragen gestellt wurden (vgl. Becker 1998: 58ff). Die Frage nach der eigenen Wohnbiographie, "wie es dazu kam, dass Sie hierher gezogen sind" diente als Einstieg. Damit sollten aus Sicht der Befragten am Beispiel des Zuzugs in das Gebiet die Gründe für Wohnmobilität, die Bewertung verschiedener Nutzensaspekte und die konkrete Lebenssituation, in die dieser Umzug eingebettet war, erfasst werden. Mit einer Frage nach der gegenwärtigen Wohnzufriedenheit, eventuellen Umzugsabsichten und -motiven wurde die Brücke in die Gegenwart geschlagen. Eine Frage nach persönlichen Gunst- und Ungunstregionen innerhalb der Stadt und bevorzugten Wohnformen ("In welchen Gegenden Berlins möchten Sie auf keinen Fall wohnen?", "Wie würden Sie am liebsten wohnen?") zielte auf Definitionen von *place utility*. Im ersten Fall in Bezug auf bestimmte Wohnviertel, im zweiten auf bestimmte Wohnformen, wofür eine Fototafel mit sieben durch Buchstaben gekennzeichneten Wohnsituationen vorgelegt wurde (siehe Abb. 5.23). Im Interviewteil zum Wohnviertel wurde der Nutzenaspekt mit der Frage "Was würde Ihnen bei einem Wegzug am meisten fehlen?" wieder aufgenommen und dann gezielt auf das Wohnviertel bezogen ("Wie hat sich aus Ihrer Sicht Ihr Wohnviertel verändert, seit Sie hier wohnen?", "Was müsste sich hier im Gebiet Ihrer Meinung nach verändern?", "Was fehlt Ihnen hier besonders?").

Eine Frage nach den Bewohnern im Gebiet ("Wenn Sie jemandem beschreiben wollen, was so für verschiedene Leute hier bei Ihnen im Viertel wohnen, was sagen sie da?") diente schließlich dazu, die Repräsentationen von Ungleichheit auf Gebietsebene zu rekonstruieren, ohne dabei Kategorien oder Ungleichheitsdimensionen vorzugeben.

Ein Interview dauerte im Durchschnitt 50 Minuten. Die Interviews wurden mit MD-Rekordern aufgezeichnet und in das computerlesbare mp3-Format umgewandelt. Externe Bearbeiter übertrugen die Audio-Dateien der Interviews in einen geschriebenen Text, wofür etwa das Fünffache der Interviewzeit nötig war. Zum Abhören der Aufnahme während der Transkription kam die Shareware *Transcription-Buddy* zum Einsatz, die durch Fußpedale ähnlich wie ein analoges Kassettenabspielgerät steuerbar ist.

Ziel der Transkription ist es, gesprochene Sprache und lebendige Interaktion in einer den Zielen und Fragestellungen der Arbeit angemessenen Weise in die Schriftform zu übersetzen. Dabei stellt sich angesichts des hierbei unvermeidlichen Datenverlustes das Problem von Verfremdung und Auslassung der Originaldaten (Mruck 2000, Pätzold 2005). Zur Vereinheitlichung dieser Übersetzung diente ein im Projekt erarbeiteter Transkriptionsleitfaden, der Regeln für die Darstellung der zum Verständnis wichtigsten Eigenschaften gesprochener Sprache festlegte:

- Unterscheidung der Interviewer "A:", "B:" von dem/den Interviewten "X:", "Y:"
- Darstellung besonderer BETONUNGEN
- Darstellung gleichzeitigen Sprechens "(unterbricht: )"
- Markierung von kürzeren: ". " ". " "..." oder längeren "(5)" Pausen mit Angabe der Dauer in Sekunden
- Kennzeichnung unverständlicher "(...)" bzw. nicht eindeutig verständlicher Passagen durch Klammern
- Übertragung von Füllwörtern wie "äh" oder "hm"
- Verzicht auf Interpunktion.

Die projektinterne Festlegung der Transkriptionsregeln richtete sich nach dem allgemeinen Grundsatz, nur solche Merkmale des Gesprächs zu transkribieren, die auch tatsächlich interpretiert werden.<sup>50</sup> Bei der Darstellung von Interviewpassagen erwies sich aber auch schon diese Darstellung als zu weit entfernt von üblichen, auch sozialwissenschaftlichen Lesegewohnheiten, um ein schnelles Verständnis des Inhaltes beim Lesen der Transkription zu ermöglichen. Deshalb wurde für Vorträge, Publikationen und für diese Arbeit eine zweite, einfachere Version von zitierten Transkriptionspassagen erstellt, welche etwa die zahlreichen Pausenzeichen und "ähms" auslässt. Auch wurden ursprünglich bei der Transkription nicht gesetzte Interpunktionen nun durch eine sparsame Interpunktion, abermals aus Gründen der Lesbarkeit, ersetzt.

Zur Verwaltung, Kodierung und Auswertung der für den Bereich Wohnmobilität relevanten Teile der Transkripte diente die qualitative Analysesoftware *atlas.ti*. Analysen im engeren Sinne wurden mit dieser Software nicht durchgeführt. Die Interviews wurden zunächst offen bzw. deskriptiv kodiert und erst allmählich, entlang der Forschungsfragen, zu abstrakteren und hierarchisch organisierten Codes (z.B. "Bedeutung des Wohnviertels", "Wohnviertel: Architektur und Städtebau") verdichtet (vgl. zur Kodiermethode Strauss 1994: 56ff).

Bei der gemeinsamen Auswertung quantitativer und qualitativer Daten stellt sich notwendigerweise die Frage nach der Verbindung. Sie ist zwar ein Anliegen in sozialwissen-

<sup>50</sup> Damit war dieser Transkriptionsleitfaden im Vergleich zu den Standards qualitativer Forschung wie z.B. HIAT und GAT sehr knapp bemessen (vgl. Kowal/O'Connell 2000).

schaftlich arbeitenden Disziplinen und der Geographie (vgl. Meier Kruker/Rauh 2005: 2), aufgrund unterschiedlicher Validitätskriterien, zuweilen auch unterschiedlicher Erkenntnismodelle beider Ansätze aber nicht selbstverständlich. In dieser Arbeit sollen durch die Kombination qualitativer und quantitativer Auswertungen die Schwächen beider Ansätze, das Problem der Verallgemeinerbarkeit der qualitativen Ergebnisse und das Problem der Informationsreduktion bei quantitativen Daten<sup>51</sup> kompensiert werden. Wie weiter oben in Kapitel 2 und 3 gezeigt wurde, lässt sich gerade die zu den Grundlagen des Lebensstilansatzes gehörende Differenzierung von Lebenswelten und Wirklichkeitsmodellen mit "common sense" Heuristiken und Wissensbeständen nicht mehr sicher beschreiben (Kelle 2001: Absatz 42), so dass ein genaueres Nachfragen mit qualitativen Verfahren hilfreich ist.

Die Verknüpfung der qualitativen und quantitativen Daten erfolgt entlang eines überwiegend aus qualitativen Daten hergeleiteten Handlungsmodells, das die Einflussfaktoren des Lebensstils benennt und anhand der Begriffe *place utility* und Handlungslogiken der Wohnmobilität die lebensstilspezifische Differenzen typisiert und auslotet (siehe 5.2). Stehen bei der quantitativen Analyse die Erprobung eines alternativen Verfahrens zur allgemeinen Typisierung von Lebensstilen und die auf Basis dieser Typen erkennbaren Unterschiede im Mittelpunkt, geht es bei der qualitativen Untersuchung um die Rekonstruktion und Überprüfung des sozialen Sinns und um die Generierung zusätzlicher Hypothesen zur Bedeutung und dem Sinngehalt lebensstilspezifischer Unterschiede in Bezug auf Wohnmobilität.

### 5.1.3 Die Untersuchungsgebiete

Die zu analysierenden Daten aus dem Forschungsprojekt wurden in zehn Untersuchungsgebieten erhoben. Nach baulichen Merkmalen und Lagekriterien wurden die fünf Gebietstypen Altbau überwiegend unsaniert, Altbau überwiegend saniert, Kleinsiedlung, Zeilenbaugebiet und Großwohnsiedlung bestimmt. Anhand statistischer Daten und Begehungen wurde für jeden Gebietstypen je ein Vertreter im Ostteil und im Westteil der Stadt ausgewählt (Abb. 5.1).

Es liegt nahe, dass aus der Datenerhebung in den zehn Untersuchungsgebieten keine repräsentativen Aussagen für die Stadt Berlin gewonnen werden können. Die anhand von Bebauung und Lage typisierten Gebiete können in beschränktem Maße als typisch für andere Gebiete mit ähnlichen Eigenschaften angesehen werden, auch wenn hier Eigenlogiken in Bezug auf Ausstattung, Lage, Entwicklung zu beachten sind. Die Gebiete als vermeintlich homogene, abgeschlossene Einheiten stehen aber auch nicht im Mittelpunkt dieser Untersuchung. Vielmehr geht es darum, wie die Befragten diese (und andere) Gebiete in ihren Handlungsweisen auf sich beziehen und wie diese Bezüge mit Lebensstilen in Zusammenhang stehen, was für dasselbe Wohngebiet in sehr unterschiedlicher Weise geschehen kann.

---

<sup>51</sup> oder: "qualitative data lack abstraction, quantitative meaning" (Kleining/Witt 2001: Absatz 70).



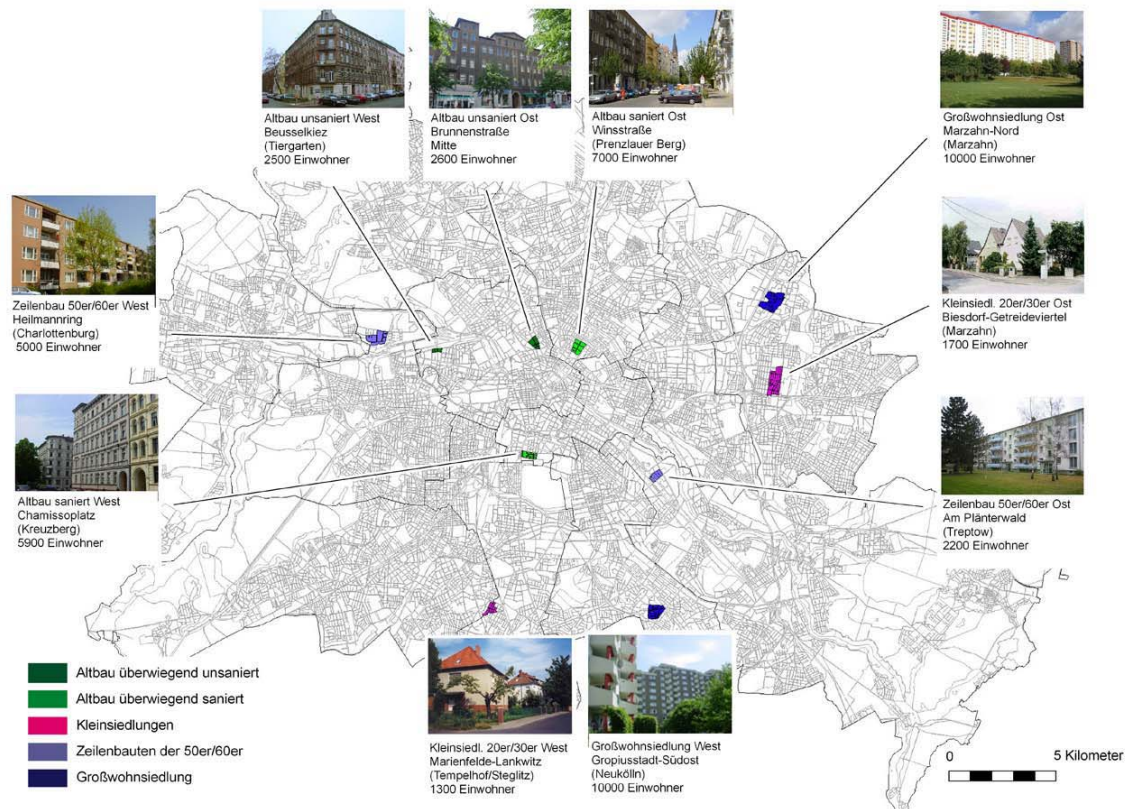


Abb. 5.1: Untersuchungsgebiete nach Gebietstyp. Eigene Darstellung.

Vor diesem Hintergrund werde ich im Folgenden die zehn Untersuchungsgebiete anhand ihres städtebaulichen Entstehungskontextes, der Ausstattung des Gebietes und der Lage innerhalb der Stadt vorstellen. Mit Hilfe verschiedener Sekundärdaten zur Bevölkerungsstruktur ordne ich die Gebiete außerdem in den in Kapitel 4 dargestellten Gesamtkontext der Berliner Entwicklung der letzten Jahre ein. Schließlich werden die Gebiete auch anhand der in der standardisierten Erhebung gewonnenen Daten über die Zusammensetzung der Stichprobe, die Wohnsituation und Wohnmobilitätsmuster charakterisiert.

### ***Brunnenstraße (Altbau überwiegend unsaniert, Ost)***

Das Untersuchungsgebiet Brunnenstraße liegt im nördlichen Teil des Altbezirks Mitte in innerstädtischer Lage: An der nördlichen Gebietsgrenze, entlang der Bernauer Straße, verlief bis 1989 die Berliner Mauer. Die Brunnenstraße grenzt das Gebiet im Osten, die Invalidenstraße im Süden und die Ackerstraße im Westen ein. Es wird von der Strelitzer Straße in Nord-Süd-Richtung durchschnitten.

Stadtentwicklungsgeschichtlich ist das Gebiet ein Teil der bereits im 18. Jahrhundert entstandenen Rosenthaler Vorstadt, das älteste erhaltene Gebäude im Gebiet ist die von Schinkel geplante Elisabethkirche aus den 1830er Jahren. Der größte Teil der Bebauung stammt aus dem Zeitraum 1860-1880 und entspricht der dichten und gemischten Bebauung mit Hinterhöfen und Seitenflügeln, die auf Grundlage des Hobrechtplans von 1862 in weiten Teilen der damaligen Stadt entstand. Im Gebiet gab es offensichtlich nur wenige Kriegszerstörungen, bis zum Fall der Mauer aber auch kaum Sanierungsmaß-

nahmen. Unmittelbar nach der Wende waren zahlreiche Gebäude im Gebiet von Restitutionsforderungen betroffen.

1994 wurde das Gebiet vom Berliner Senat zum Teil eines größeren Sanierungsgebietes im Rahmen der "sozialen Stadterneuerung" erklärt. Galten Anfang des Jahrtausends nur ca. 20% der Wohnungen als saniert (Kleinhans et al. 2003: 67), hat sich der Sanierungsstand seitdem auf ca. 70% der Wohnungen erhöht.<sup>53</sup> Außerdem sind in den letzten Jahren zahlreiche Maßnahmen zur Wohnumfeldverbesserung und zur Sanierungen öffentlicher Gebäude durchgeführt worden. Die Wohnbevölkerung verzeichnet Zuwächse insbesondere bei Kleinkindern. Parallel zu diesen Veränderungen hat sich auch die Gewerbestruktur erheblich in Richtung gehobener Dienstleistungen verändert (vgl. Kleinhans et al. 2003: 68). Der Prozess der baulichen und sozialen Aufwertung im Altbezirk Mitte hat deutlich erkennbar auch das Gebiet an der Brunnenstraße erreicht. Nach Daten des Sozialstrukturatlas Berlin aus der Verkehrszelle Arkonaplatz, zu dem das Untersuchungsgebiet gehört, betrug der Anteil der Arbeitslosen an der Bevölkerung zwischen 15 und 65 Jahren 11%, der Anteil der Sozialhilfebezieher an der Gesamtbevölkerung 4% (SenGes 2004: 312ff und 323ff). Der erste Wert liegt leicht, der zweite deutlich unter dem Berliner Durchschnitt von 12 bzw. 7% (ibid.).

Mit einem Durchschnittsalter von knapp 33 ist die Gebietsstichprobe der Brunnenstraße aus der standardisierten Erhebung die jüngste aller zehn Gebiete. 92% der Befragten sind jünger als 45 Jahre (die Vergleichsdaten des Statistischen Landesamtes weisen einen Anteil dieser Altersgruppe von 82% aus). Ein knappes Drittel der Befragten wohnt in jüngeren Einpersonenhaushalten, es folgen Familien mit 17%, jüngere Paarhaushalte mit 16% und Wohngemeinschaften mit 12%.<sup>54</sup>

Das Bildungsniveau der Befragten ist in diesem Gebiet besonders hoch: Je 40% geben die Hochschulreife bzw. einen Hochschulabschluss als höchsten Bildungstitel an. Mit 31% befindet sich allerdings ein großer Teil der Befragten noch in Ausbildung (vermutlich in erster Linie im Studium).



Abb. 5.2: Übersicht  
Brunnenstraße

<sup>52</sup> Zum Vergleich sind alle folgenden Luftbilder der Untersuchungsgebiete in diesem Maßstab abgebildet.

<sup>53</sup> Gebietsprofil im Internet-Angebot der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung: [www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/stadterneuerung/de/rosenthaler/index.shtml](http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/stadterneuerung/de/rosenthaler/index.shtml) (10.05.2007).

<sup>54</sup> Für die Unterscheidung zwischen älteren und jüngeren Einperson- und Paarhaushalten wurde eine Grenze bei  $\geq 50$  Jahren für Paarhaushalte und bei  $\geq 60$  Jahren für Einpersonenhaushalte festgelegt. Sinn dieser Zuordnung ist es, die älteren Haushalte so eindeutig wie möglich im Haushaltslebenszyklus als nicht mehr wachsende Haushalte klassifizieren zu können. Damit wird also angenommen, dass die Umwandlung eines Einpersonenhaushaltes in einen Paarhaushalt und die Umwandlung eines Paarhaushaltes in einen Familienhaushalt relativ unwahrscheinlich ist. Diese Annahme hat sich bei der noch unveröffentlichten retrospektiven Analyse von Haushaltsbiographien bestätigt.

22% der Befragten aus der Gebietsstichprobe wohnen in einer Substandardwohnung.<sup>55</sup> Die durchschnittliche Wohndauer in der jetzigen Wohnung ist in diesem Gebiet mit gut vier Jahren am niedrigsten, die Umzugshäufigkeit in den letzten beiden Jahren vor der Erhebung am höchsten unter allen Gebieten der Stichprobe: 54% waren in diesem Zeitraum umgezogen. Der Anteil der Befragten, die einen Umzug in den nächsten zwölf Monaten für eher oder sehr wahrscheinlich halten, ist mit über 35% der höchste in allen Untersuchungsgebieten.

Die Zufriedenheit der Befragten mit ihrer Wohnung ist im Verhältnis zur Gesamtstichprobe durchschnittlich: Knapp 80% sind eher oder sehr zufrieden.<sup>56</sup> Dies gilt für fast alle Aspekte, am wenigsten noch für das Verhältnis zum Vermieter. Die Zufriedenheit mit dem Wohngebiet ist (im Gegensatz zur Gesamtstichprobe) noch höher. Positiv hervorgehoben werden die ÖPNV-Anbindung und die Ausgehmöglichkeiten, die Sicherheit und das Image des Gebiets. Etwas negativer werden Anzahl und Qualität der Grünflächen und Spielplätze bewertet.

### ***Beusselstraße (Altbau überwiegend unsaniert, West)***

Das Untersuchungsgebiet Beusselstraße liegt unmittelbar innerhalb des nördlichen S-Bahn-Rings im Altbezirk Tiergarten, zwischen Sickingen-/Siemensstraße im Norden, der Berlichingenstraße im Westen, der Wittstocker Straße im Süden und der Waldstraße im Osten. Der größte Teil der Wohngebäude im Gebiet wurde in den 1890er Jahren im wilhelminischen Mietskasernenstil erbaut. In den 1950er/60er Jahren sind durch Kriegszerstörungen entstandene Baulücken mit Zeilenbauten aufgefüllt worden. In der Nähe des Gebietes, vor allem entlang des S-Bahn-Ringes, befinden sich großräumige Gewerbeflächen; auch das Gebiet selbst ist als Mischgebiet von Gewerbenutzungen geprägt, weist aber gleichzeitig eine sehr hohe Bevölkerungsdichte auf.

Die beiden westlichen Blöcke des Untersuchungsgebietes waren von 1994-2006 Teile eines Sanierungsgebietes, in dessen Verlauf auch Maßnahmen im Wohnumfeld durchgeführt wurden. Nach Angaben der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung ist etwa die Hälfte der als sanierungsbedürftig eingestuften Wohnungen saniert worden.

Seit 1999 ist das Untersuchungsgebiet Teil des Programmgebietes Moabit-West im Rahmen des Quartiersmanagement-Verfahrens (Soziale Stadt). Zu den im Gebiet identifizierten Problemen gehören die Qualität des öffentlichen Raums, die hohe Lärm- und



Abb. 5.3: Übersicht  
Beusselstraße

<sup>55</sup> Eine Wohnung wird hier dem Substandard zugeordnet, wenn eines der Ausstattungsmerkmale Bad, moderne Heizung oder Toilette nicht in der Wohnung vorhanden ist.

<sup>56</sup> Die Zufriedenheit mit der Wohnung und mit dem Wohngebiet wurden auf einer 5-stufigen Skala, von "nicht zufrieden" über "teils teils" bis "sehr zufrieden" gemessen (siehe Anhang I). Der Mittelwert für die Zufriedenheit mit der Wohnung über die Gesamtstichprobe liegt bei 3,99 (also eher zufrieden), das Mittel für die Zufriedenheit mit dem Wohngebiet bei 3,85.

Schadstoffemission durch Verkehr, die Fluktuation der Bevölkerung und als problematisch beurteilte soziale Beziehungen.<sup>57</sup> Im Gutachten des QM-Verfahrens werden u.a. die hohe Arbeitslosigkeit und die schlechte Wohnqualität des Gebietes hervorgehoben. Der östliche Bereich des QM-Gebietes, in dem der größte Teil des Untersuchungsgebiet liegt, gilt vergleichsweise als "etwas konsolidiert" (empirica 2003).

In der über das Untersuchungsgebiet hinausreichenden Verkehrszelle beträgt sowohl der Anteil der Arbeitslosen als auch der der Sozialhilfebezieher 16% und ist damit stark überdurchschnittlich.<sup>58</sup> Anhand des für die Verkehrszelle im Sozialstrukturatlas 2003 (vgl. Abb. 4.9) ermittelten Sozialindex liegt das Gebiet entsprechend auf einem der hinteren Ränge (SenGes 2004: 312ff und 323ff).

Mit einem Durchschnittsalter von 37 Jahren ist die Stichprobe des Gebiets Beusselstraße jünger als der Durchschnitt aller Befragten der Erhebung (43 Jahre). Jeweils knapp ein Viertel der Befragten wohnen in jüngeren Einpersonenhaushalten und Familienhaushalten; jüngere Paarhaushalte mit 19% und Wohngemeinschaften mit 12% sind ebenfalls stark im Gebiet vertreten. Das formale Bildungsniveau der Befragten entspricht in etwa dem Durchschnitt aller Befragten der Erhebung. Gut die Hälfte hat mindestens Abitur. Der Anteil von Auszubildenden (inklusive Studium) ist mit 24% relativ hoch, der Anteil von Rentnern ist besonders niedrig. Der Ausländeranteil in der Stichprobe ist mit 13% deutlich niedriger als der anhand der Meldedaten auf Blockebene ermittelte Wert von 35%.

21% der Befragten wohnen in Substandard-Wohnungen. Der Anteil der Eigentümerhaushalte ist mit 12% mit Abstand der höchste unter den Altbaugebieten der Erhebung. Im Mittel wohnen die Befragten seit sieben Jahren in ihrer jetzigen Wohnung. 44% der Gebietsstichprobe sind innerhalb der letzten beiden Jahre umgezogen, was eine der höchsten Mobilitätsraten aller Gebiete darstellt. Mit 32% hält ein relativ großer Teil der Befragten einen Umzug in den nächsten zwölf Monaten für zumindest "eher wahrscheinlich" (im Vergleich zu 21% der Gesamtstichprobe).

Die Zufriedenheit mit der Wohnung ist im Gebiet leicht unterdurchschnittlich und betrifft insbesondere die Ausstattung. Deutlich unterdurchschnittlich ist die Zufriedenheit mit dem Wohnviertel. Sie erreicht zwar im Mittel noch die Bewertung "teils teils", ist damit aber mit Abstand die niedrigste aller Untersuchungsgebiete. Die Teilaspekte, die hier besonders negativ bewertet werden, sind (in dieser Reihenfolge) das Erscheinungsbild und die Sauberkeit, das Image, die Umweltsituation, die Ausgehmöglichkeiten, die Qualität und die Anzahl der Grünflächen und Spielplätze sowie Einrichtungen für die Freizeit. Die ÖPNV-Anbindung und die Erreichbarkeit des Arbeits- oder Ausbildungsplatzes entsprechen hingegen den Bewertungen in den übrigen Gebieten oder liegen leicht darüber.

<sup>57</sup> So die Gebietscharakteristik auf den Internetseiten des QM-Moabit-West, <http://www.moabitwest.de/Das-Gebiet-Moabit-West-Charakteristik-Besonderheiten-Probleme.162.0.html> (12.05.07).

<sup>58</sup> Werte für ganz Berlin: 12 bzw. 7%. Es gilt die oben genannte Definition von Arbeitslosigkeit als Anteil der Arbeitslosen an den 15-65-Jährigen. Diese Definition gilt auch für die Angaben für die anderen Untersuchungsgebiete.



**Winsstraße (Altbau überwiegend saniert, Ost)**

Das Untersuchungsgebiet Winsstraße im Altbezirk Prenzlauer Berg umfasst sieben Straßenblöcke zwischen den Verkehrsachsen Greifswalder Straße im Osten und Prenzlauer Alle im Süden. Im Norden ist das Gebiet durch die Christburger Straße, im Süden durch die Heinrich-Roller-Straße begrenzt. Die ursprüngliche wilhelminische Bebauung des Gebietes aus den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts ist an den Blockrändern fast lückenlos erhalten.

Abgesehen von den beiden nördlichen Blöcken ist das Untersuchungsgebiet seit 1995 Teil eines Sanierungsgebietes. Bis 2005 sind nach Angaben der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung rund die Hälfte der als sanierungsbedürftig eingestuften Wohnungen saniert worden.<sup>59</sup> Im Bereich der öffentlichen Infrastruktur und im öffentlichen Raum wurden in den vergangenen Jahren zahlreiche Erneuerungsmaßnahmen durchgeführt. Auf einer Baulücke an der Marienburger Straße entstand unter Bürgerbeteiligung eine Grünfläche "Marie", die das Defizit an wohnungsnahen Grünflächen im dicht bebauten Gebiet beheben soll. Für die Attraktivität des Gebietes spricht die Schaffung zahlreicher neuer Dachgeschosswohnungen.

Mit einem Arbeitslosenanteil von 12% liegt das Gebiet im Berliner Durchschnitt, der Anteil der Sozialhilfebezieher liegt mit 5% etwas darunter (SenGes 2004:

312ff und 323ff). Eine deutliche soziale Aufwärtsentwicklung im Gebiet ist anhand der Entwicklung des Einzelhandels und der Dienstleistungen, des rasch zunehmenden Anteils sanierter Häuser und der im Gebiet anzutreffenden Bevölkerungsgruppen augenscheinlich. Sie wird auch von der aktuellen Sozialberichterstattung des Senats bestätigt.<sup>60</sup>

Das Durchschnittsalter der Gebietsstichprobe ist mit 35 das zweitniedrigste aller Untersuchungsgebiete. 81% der Befragten sind jünger als 45 – dieser Wert der Stichprobe entspricht den Meldedaten auf Blockebene. Seit dem Fall der Mauer hat eine erhebliche Verjüngung der Bevölkerung stattgefunden. Mit 40% ist der Anteil jüngerer Einperso-



Winsstraße  
Typ Altbau überwiegend saniert  
(Ost), innerstädtische Lage  
Einwohner: 7.000  
Stichprobe: 179 (2,6%)

Datenquellen  
Luftbild: SenStadt 2004 (veränd.)  
Foto: eigene Aufnahme

Abb. 5.4: Übersicht  
Winsstraße

<sup>59</sup> Sanierungsgebiet Prenzlauer Berg-Winsstraße <http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/stadterneuerung/de/winsstr/index.shtml> (12.05.2007)

<sup>60</sup> Im Monitoring Soziale Stadtentwicklung (siehe Kapitel 4) wird das Untersuchungsgebiet 2004 einem Cluster mit hohen Wanderungsgewinnen, durchschnittlicher Arbeitslosigkeit und geringer Sozialhilfedichte zugeordnet. Im Jahr 2006 wird das Gebiet einem Cluster zugeordnet, dass mit den Eigenschaften hohe Fluktuation, sehr hohe Wanderungsgewinne, unterdurchschnittliche und stark abnehmende Arbeitslosigkeit sowie unterdurchschnittliche Sozialhilfedichte charakterisiert wird. Bezugsebene sind jeweils Verkehrszellen, die Klassifizierung gilt jedoch für alle Verkehrszellen im südlichen Prenzlauer Berg. Die Charakterisierung ist zwar aufgrund des gewählten Verfahrens der Clusteranalyse sehr unscharf, sie bestätigt jedoch, dass die noch in den späten 1990er Jahren für die Gebiete im südlichen Prenzlauer Berg gebrauchte soziale Problemrhetorik (u.a. begründet durch Bevölkerungsfuktuation und Alleinerziehendenhaushalte) mittlerweile auch offiziell als überholt gilt.

nenhaushalte besonders hoch, die zweitwichtigste Gruppe sind Familienhaushalte (21%), gefolgt von jüngeren Paarhaushalten (13%) und Wohngemeinschaften (11%). Mit 70% der Befragten, die mindestens Abitur haben, weist die Stichprobe dieses Gebietes ein hohes Bildungsniveau auf. Insbesondere der Anteil der Befragten in Ausbildung ist mit 27% überdurchschnittlich, auch der Anteil Selbständiger ist mit 17% sehr hoch. Prägender für die Stichprobe sind aber die Angestellten mit knapp 35%. Diese Eigenschaften der Stichprobe finden sich darin bestätigt, dass der Bezirk Prenzlauer Berg im Sozialstrukturatlas beim Statusindex mittlerweile den ersten Rang unter den Berliner Bezirken einnimmt (SenGes 2004).

32% der Befragten wohnen in einer Substandardwohnung, der Anteil selbst nutzender Wohnungseigentümer ist mit gut 2% gering. 40% der Befragten waren im Zeitraum von zwei Jahren vor der Erhebung umgezogen. Die durchschnittliche Wohndauer in der jetzigen Wohnung beträgt sechs Jahre – das Gebiet kann damit als besonders mobil bewertet werden. Ein gutes Viertel der Befragten hält einen Umzug innerhalb der nächsten zwölf Monate für wahrscheinlich.

Die Zufriedenheit der Befragten aus dem Gebiet Winsstraße mit der Wohnung liegt leicht unter dem Durchschnitt aller Befragten, die Zufriedenheit mit dem Gebiet ist etwas größer und leicht überdurchschnittlich. Beide Werte entsprechen in etwa der Einschätzung "eher zufrieden". Bei der Wohnung werden am ehesten Helligkeit, Ausstattung und Renovierungszustand negativer beurteilt – der Rest entspricht den Werten anderer Gebiete. Das Wohnviertel wird hinsichtlich der Möglichkeiten zum Einkaufen und Ausgehen besonders positiv eingeschätzt. Auch Image und Sicherheit werden höher bewertet als im Mittel aller Befragten. Negativ zu Buche schlagen vor allem die Parkplatzmöglichkeiten sowie Anzahl und Qualität der Grünflächen.

### ***Chamissoplatz (Altbau überwiegend saniert, West)***

Das Untersuchungsgebiet Chamissoplatz ist Teil der Tempelhofer Vorstadt im Altbezirk Kreuzberg. Es ist begrenzt von der Bergmannstraße im Norden, der Fidicinstraße im Süden, der Straße Am Tempelhofer Berg im Westen und der Heimstraße im Osten. Das Gebiet um den Chamissoplatz ist - vergleichbar zum Gebiet Winsstraße - von attraktiver gründerzeitlicher Architektur geprägt. Die heutige Bebauung entstand ab 1880 überwiegend durch private Bauherren in der typischen dichten gründerzeitlichen Form mit Vorderhaus, Hinterhaus und Seitenflügeln.

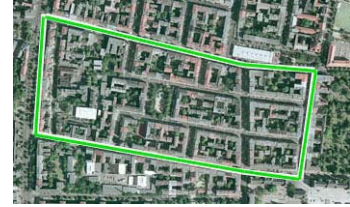
Im Unterschied zu vielen anderen Gebieten dieser Form in Berlin überstand die wilhelminische Bebauung sowohl den Zweiten Weltkrieg als auch die Sanierungsmaßnahmen der Nachkriegszeit weitgehend unbeschadet. Das Gebiet wurde – gegen den Zeitgeist – bereits 1964 zum "geschützten Baubereich" erklärt (Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1987). 1979 erfolgte aufgrund großer Mängel im baulichen Zustand und in der Ausstattung der Wohnungen die Ausweisung eines Sanierungsgebietes in einem Bereich, der fast identisch mit dem Untersuchungsgebiet ist. Es handelt sich um ein Stadterneuerungsgebiet der "zweiten Generation" (Berning et al. 2003: 64), das bereits den weitgehenden Erhalt der Bausubstanz und der Sozialstruktur zum Ziel hatte, wozu auch die zahlreichen Hausbesetzungen um den Chamissoplatz in den 1980er Jahren beigetragen haben. Im Unterschied zu den späteren Stadterneuerungsgebieten fällt dieses Gebiet noch unter das fordistische Stadterneuerungsregime (vgl. Häußer-

mann/Holm/Zunzer 2002) mit hohen staatlichen Investitionen und einem starken, dirigistischen Sanierungsträger. Die Rolle des Sanierungsträgers wurde im Gebiet am Chamissoplatz von der Gemeinnützigen Wohnungsbau AG Groß-Berlin GEWOBAAG eingenommen. Zum Zeitpunkt der Entlassung des Sanierungsgebiets 2003 galten 80% der Wohnungen als umfassend saniert (gesoplan/stadtgestalten 2004: 17).

Ein langsamer Wandel der Bevölkerungsstruktur drückt sich in der Entwicklung der Geschäfte und sonstigen Dienstleistungen im Gebiet aus: Die Zahl der Cafés, Delikatess- und Weinläden und der exklusiveren Bekleidungsgeschäfte hat in den letzten Jahren sichtbar zugenommen. Aufgrund der auch durch die Sanierung erhöhten Attraktivität des Gebietes wird jüngst eine weitere überdurchschnittliche Aufwertung des Wohnstandards sowie eine Umwandlung von Miet- in Eigentumswohnungen befürchtet (Sethmann 2003, gesoplan/stadtgestalten 2004: 77). In den letzten 25 Jahren hat sich der Anteil von Bewohnern mit hohen Bildungsabschlüssen erheblich erhöht, die Haushalte haben sich deutlich verkleinert. Die Arbeitslosen- und Sozialhilfebezieheranteile auf der Verkehrszellenebene, die exakt dem Untersuchungsgebiet entspricht, liegen mit 16 bzw. 11% aber noch deutlich über dem Berliner Durchschnitt (SenGes 2004: 312ff und 323ff). Nach der Studie von gesoplan/stadtgestalten (2004) ist davon auszugehen, dass insbesondere die nichtdeutsche Bevölkerung kaum an der sozialen Aufwärtsentwicklung im Gebiet teilgenommen hat: Sie zeichnet sich weiterhin durch niedrige Bildungsabschlüsse aus (gesoplan/stadtgestalten 2004: 73).

Mit gut 37 Jahren weist die Stichprobe auch dieses Gebiets ein relativ niedriges Durchschnittsalter auf. Ein Drittel der Befragten lebt in Einpersonenhaushalten, gut 21% in Familienhaushalten, auch jüngere Paarhaushalte und Wohngemeinschaften sind mit 13 bzw. 12% wichtige Haushaltsformen. Das Bildungsniveau der Befragten im Gebiet ist noch etwas höher als im Gebiet Winsstraße, fast 40% haben einen Hochschulabschluss. Angestellte sind mit 28% etwa durchschnittlich im Gebiet vertreten, die Anteile von Auszubildenden (19%), Selbständigen (12%) aber auch von Arbeitslosen (15%) sind überdurchschnittlich. Der mit 31% relativ hohe Ausländeranteil im Gebiet wird von der Stichprobe mit einem Anteil von 10% bei weitem nicht erreicht.

4% der Befragten wohnen in der eigenen Wohnung. Der Anteil von Substandard-Wohnungen ist mit 20% relativ hoch. Die Umzugshäufigkeit ist etwas höher als im Gebiet Winsstraße, also deutlich über dem Mittel der Gebiete. Die durchschnittliche Wohndauer in der jetzigen Wohnung beträgt sechs Jahre. Überdurchschnittlich aber nicht untypisch für die Altbaugebiete der Stichprobe ist der relativ hohe Anteil von 26% der Befragten, die einen Umzug innerhalb der nächsten zwölf Monate zumindest für "eher wahrscheinlich" halten.



Chamissoplatz  
Typ Altbau überwiegend saniert  
(West), innerstädtische Lage  
Einwohner: 5.900  
Stichprobe: 137 (2,3%)

Datenquellen  
Luftbild: SenStadt 2004 (veränd.)  
Foto: eigene Aufnahme

Abb. 5.5: Übersicht  
Chamissoplatz

Während die Zufriedenheit mit der Wohnung im Gebiet leicht über dem Durchschnitt liegt, erreicht die Zufriedenheit mit dem Wohnviertel den höchsten Wert aller Untersuchungsgebiete.<sup>61</sup> Spitzenwerte werden auch in den Teilaspekten der Wohngebietszufriedenheit Versorgung mit Dienstleistungen, Einkaufsmöglichkeiten, Image, Sicherheit und Bewohnerschaft erzielt; außerdem werden die Ausgelmöglichkeiten und die ÖPNV-Anbindung positiv bewertet. Schlechter als im Mittel der Gesamtstichprobe schätzen die Befragten dieses Gebietes die Parkplatzsituation und die öffentlichen Grünflächen ein.

### **Biesdorf-Getreideviertel (Kleinsiedlung Ost)**

Das Untersuchungsgebiet Biesdorf-Getreideviertel liegt im Altbezirk Marzahn. Es ist im Süden durch eine S-Bahntrasse, im Westen durch die Oberfeldtstraße, im Norden durch den Kornmandelweg und im Osten durch die Hauptverkehrsachse des Blumberger Damms begrenzt. Das Gebiet ist eine Kleinsiedlung der 30er Jahre. Auf von der Stadt Berlin angekauftem Bauland ließ die "Gemeinnützige Wohnstättenbau-Gesellschaft" Doppelhäuser errichten, von denen die ersten im Jahr 1935 fertig gestellt wurden. Das Gebiet entspricht städtebaulich dem Typ der architektonisch und sozial konservativen Einfachsiedlungen im Nationalsozialismus. Typisch sind die sehr kleinen Grundstücke und Doppelhausgrundrisse, die steilen Dächer sowie die hinter den Häusern gelegenen Kleingärten zur Selbstversorgung. Allerdings wurde nicht das gesamte Gebiet in dieser Weise bebaut. Die zahlreichen Lücken und unbebauten Parzellen, die die erste Erschließung übrig ließ, wurden zum Teil zu DDR-Zeiten, vermehrt jedoch nach dem Fall der Mauer mit kleinen bis mittelgroßen Einfamilienhäusern aufgefüllt.

Der Anteil von Sozialhilfebeziehern im dem Gebiet weitgehend entsprechenden Verkehrszelle liegt bei 1%, die Arbeitslosigkeit ist mit 7% ebenfalls sehr deutlich unter dem Berliner Mittel (SenGes 2004: 312ff und 323ff). Beide Werte sind die niedrigsten aller Untersuchungsgebiete.

Das Durchschnittsalter der Befragten aus dem Getreideviertel in Biesdorf ist mit 51 (gemeinsam mit Marienfelde) das höchste aller Gebiete. Mit 36% weisen Familienhaushalte einen besonders hohen Anteil an der Stichprobe auf, daneben sind ältere Paarhaushalte mit 16% und Befragte, die noch bei ihren Eltern wohnen mit 7% ebenfalls überdurchschnittlich häufig vertreten. Die Befragten in Biesdorf haben zu 45% ei-



Biesdorf-Getreideviertel  
Typ Kleinsiedlung (Ost),  
Stadtrandlage  
Einwohner: 1.700  
Stichprobe: 142 (8,4%)

Datenquellen  
Luftbild: SenStadt 2004 (veränd.)  
Foto: eigene Aufnahme

Abb. 5.6: Übersicht Biesdorf

<sup>61</sup> Der Wert beträgt 4,3; ein Wert von 4 entspricht auf der vorgegebenen fünfstufigen Skala der Einschätzung "eher zufrieden", 5 bedeute "sehr zufrieden", siehe Anhang I.



nen Hochschulabschluss und damit ein sehr hohes Bildungsniveau. Der Anteil von Angestellten ist hier mit 44% der höchste aller Gebiete. Eine zweite wichtige Gruppe sind Rentner mit 28%.

Der Anteil der selbstnutzenden Eigentümer unter den Befragten ist mit 92% der mit Abstand höchste aller Untersuchungsgebiete. Der Anteil von Substandardwohnungen ist mit unter 4% besonders niedrig. Im Bezug auf die Wohnmobilitätsmuster kann das Gebiet als besonders immobil angesehen werden: Im Durchschnitt wohnen die Befragten seit 21 Jahren in ihrer jetzigen Wohnung, nur 9% aller Befragten waren in den letzten beiden Jahren umgezogen. Diese Stabilität kommt auch darin zum Ausdruck, dass nur 3% der Befragten einen Umzug innerhalb der nächsten zwölf Monate für eher wahrscheinlich halten und niemand einen Umzug für sehr wahrscheinlich hält.

Die durchschnittliche Zufriedenheit der Befragten mit der Wohnung liegt genau zwischen den Kategorien eher und sehr zufrieden und ist somit die höchste aller Gebiete. Die Zufriedenheit mit dem Gebiet ist ebenfalls deutlich überdurchschnittlich. Die höchsten Werte werden für die ÖPNV-Anbindung, Grünflächen und nachbarschaftliche Beziehungen erreicht. Mit dem niedrigsten Wert aller Gebiete werden die Einkaufsmöglichkeiten bewertet.

### ***Marienfelde (Kleinsiedlung West)***

Die Kleinsiedlung Marienfelde erstreckt sich entlang der Friedrichsrodaer Straße, die an dieser Stelle gleichzeitig die Bezirksgrenze zwischen den Altbezirken Tempelhof und Steglitz markiert. Die südliche Begrenzung des Untersuchungsgebiets bilden der Hohenbornweg und die Kiepertstraße. Im Westen ist das Gebiet durch den Falkenhausenweg, im Norden durch die Beißstraße begrenzt, im Osten durch die Ester- und die Bruno-Möhring-Straße. Als südlicher Annex wurde eine weitere Zeile von Kleinsiedelstellen entlang der Friedrichsrodaer Straße in das Untersuchungsgebiet mit aufgenommen. Das Untersuchungsgebiet ist von verschiedenen Bautypen und Entstehungsformen geprägt, es dominieren jedoch Reihenhäuser in der Schlichtbauweise der frühen 1930er Jahre mit angeschlossenen Kleingärten. Den Kern des Untersuchungsgebietes bildet die im zentralen Teil gelegene Siedlung Mariengarten. Sie ist in den Jahren 1930/31 vorwiegend in Form von Reihen- und Doppelhäusern mit Kleingärten als Arbeitslosen-Siedlungsbau entstanden (Fabarius 2001: 166). Diese Siedlung ist ein Produkt der katholischen Sozial- und Wohnungspolitik in der ausgehenden Weimarer Republik – Bauherrinnen waren zwei katholische Wohnungsbaugesellschaften. Inmitten der Siedlung steht die zur



Marienfelde  
Typ Kleinsiedlung (West),  
Stadtrandlage  
Einwohner: 1.300  
Stichprobe: 153 (11,8%)

Datenquellen  
Luftbild: SenStadt 2004 (veränd.)  
Foto: eigene Aufnahme

Abb. 5.7: Übersicht  
Marienfelde

gleichen Zeit errichtete katholische St. Alfonskirche. Weitere Teile des Untersuchungsgebietes wurden in den 1930er Jahren von verschiedenen Gesellschaften errichtet.<sup>62</sup>

Mit einem Anteil von Sozialhilfebeziehern von 8% und einem Arbeitslosenanteil von 14% liegt die Verkehrszelle, der das Untersuchungsgebiet angehört, leicht über dem Berliner Durchschnitt (SenGes 2004: 312ff und 323ff). Es liegt nahe, dass dieser Wert durch die im Gebiet gelegene Zentrale Aufnahmestelle des Landes Berlin für Aussiedler zu Stande kommt, in der bis zu 300 Personen untergebracht sind. Bewohnerinnen und Bewohner dieser Einrichtung wurden in der Erhebung nicht befragt.

Das Durchschnittsalter der in Marienfelde Befragten beträgt 51 Jahre und ist damit überdurchschnittlich hoch. Ein Drittel der Befragten wohnt in Familienhaushalten, daneben sind ältere und jüngere Paarhaushalte zu etwa gleichen Teilen mit insgesamt 30% vertreten. Das Bildungsniveau ist relativ hoch (30% der Befragten haben Hochschulabschluss). Ähnlich wie im Biesdorfer Untersuchungsgebiet sind die Anteile der Angestellten (38%) und Rentner (29%) deutlich überdurchschnittlich.

70% der Befragten sind selbstnutzende Eigentümer (Durchschnitt aller Gebiete: 18%). Wie im Gebiet Biesdorf ist der Substandard-Anteil mit 4% sehr niedrig. Hinsichtlich des Anteils der in den letzten beiden Jahren Umgezogenen (12%) und der durchschnittlichen Wohndauer (19 Jahre) ist die Stichprobe ähnlich immobil wie in Biesdorf. Nur 4% der Befragten halten einen Umzug im nächsten Jahr zumindest für eher wahrscheinlich. Auch die Zufriedenheit mit der Wohnung ist in Marienfelde ähnlich hoch wie in Biesdorf, die Zufriedenheit mit dem Wohnviertel erreicht ebenfalls einen sehr hohen Wert, der nur knapp unter jenem des Gebiets Chamissoplatz liegt. Besonders positiv bewertet werden die Umwelt- und Parkplatzsituation, die Grünflächen und die nachbarschaftlichen Beziehungen. Deutlich unter dem Durchschnitt ist lediglich die Zufriedenheit mit den Ausgehmöglichkeiten im Gebiet.

### ***Am Plänterwald (Zeilenbaugebiet der 50er/60er Jahre Ost)***

Das Untersuchungsgebiet Am Plänterwald liegt südwestlich des gleichnamigen Naherholungsgebietes und nordöstlich des Treptower Parks im Altbezirk Treptow. Es wird im Nordosten durch die Neue Krugallee begrenzt, die am Plänterwald entlangführt. Im Südwesten grenzt der Dammweg, im Südosten die Erich-Lodemann-Straße und die S-Bahn-Trasse und im Nordwesten die Straße Am Plänterwald das Gebiet ein. Das Untersuchungsgebiet wird von der Köpenicker Landstraße, einer Hauptverkehrsachse (B96a) durchschnitten. Die Siedlung entstand zwischen 1958 und 1964 in viergeschossiger Zeilenbauweise. Die Zeilen sind ein frühes Beispiel des Wohnungsbaus mit industriell vorgefertigten Montagebauelementen des Typs Q3A. Typisch für diese und umliegend Siedlungen ist die Beteiligung von Arbeiterwohngenossenschaften (AWG) an der Planung und Besiedlung (Türke 2005: 30f).

Das Gebiet entstand auf zuvor kleingärtnerisch genutzten Flächen (ibid.). In den 1920er und 1930er Jahren waren bereits entlang der Köpenicker Landstraße konventionelle Zeilenbauten mit ähnlichen Grund- und Aufrissen entstanden, die allerdings nicht in die Befragung einbezogen wurden. Heute gehören große Teile des Wohnungsbestandes im

<sup>62</sup> vgl. die Gebietsbeschreibung des Projektseminars am Geographischen Institut der HU "Wohnumfeld in Berlin": [www2.hu-berlin.de/geo/hu/angeo/texte/pj\\_wohnumfeld/marienfelde/Historie-Marienfelde-L.htm](http://www2.hu-berlin.de/geo/hu/angeo/texte/pj_wohnumfeld/marienfelde/Historie-Marienfelde-L.htm) (16.05.2007).

Untersuchungsgebiet der Wohnungsbaugesellschaft Stadt und Land. Die Wohnungen wurden in den 1990er Jahren komplett saniert (Isolation, Heizungstechnik, Fassaden etc.), das Wohnumfeld wurde zum Teil neu gestaltet.

Aufgrund der geringen Fluktuation im Gebiet und der Alterung der Erstbeziehergeneration hat sich die Bevölkerung im weiteren Umfeld des Untersuchungsgebietes zwischen 1974 und 1991 um ein Viertel reduziert (i-bid.). In Fortsetzung dieses Trends ist die heutige Bevölkerungsstruktur überdurchschnittlich alt. Der Anteil der Sozialhilfebeziehenden an der Bevölkerung der Verkehrszelle, der das Gebiet angehört, ist mit 3% sehr niedrig. Der Arbeitslosenanteil entspricht mit 12% dem Berliner Durchschnitt (SenGes 2004: 312ff und 323ff). Das Durchschnittsalter der Gebietsstichprobe ist mit knapp 51 eines der höchsten aller Untersuchungsgebiete. Ein knappes Drittel der Befragten ist über 65 (nach den Vergleichsdaten des Statistischen Landesamtes auf Blockebene sogar 39%). Die am häufigsten vertretene Haushaltsform ist die der älteren Einpersonenhaushalte, die mit 24% im Vergleich zu allen anderen Gebieten einen besonders hohen Anteil einnimmt. Paarhaushalte teilen sich mit insgesamt 30% zu gleichen Teilen auf ältere und jüngere auf, der Anteil von Haushalten mit Kindern ist besonders niedrig (z.B. Familien: 12%).

Das formelle Bildungsniveau im Gebiet ist leicht unterdurchschnittlich. Die meisten Befragten haben Haupt- (24%) oder Realschulabschluss (36%), der Akademikeranteil beträgt 22%. Rentner machen mit 45% einen erheblichen Anteil der befragten Gebietsbevölkerung aus, Angestellte sind mit 25% die zweitwichtigste Gruppe.

Alle Befragten der Stichprobe wohnen zur Miete. Die durchschnittliche Wohndauer ist mit 18 Jahren sehr hoch, der Anteil der Befragten, die in den letzten beiden Jahren umgezogen waren, ist mit 13% deutlich unterdurchschnittlich. Sehr niedrig ist mit 12% auch der Anteil derer, die einen Umzug in den nächsten zwölf Monaten für wahrscheinlich halten.

Die Zufriedenheit mit der Wohnung ist im Gebiet am Plänterwald leicht über dem Durchschnitt aller Befragten. Insbesondere die Wohnungsgröße wird allerdings deutlich schlechter eingeschätzt, wohingegen der Renovierungszustand überdurchschnittlich gut bewertet wird. Die Zufriedenheit mit dem Wohngebiet liegt deutlich über dem Mittel aller Befragten. Dies gilt im Besonderen für die Anzahl und Qualität der Grünflächen, das Erscheinungsbild und die Sauberkeit, die Umweltsituation und die Spielplätze. Unterdurchschnittlich und eher negativ bewertet werden hingegen die Ausgehmöglichkeiten, der Zugang zu Dienstleistungen und die Einkaufsmöglichkeiten.



Am Plänterwald  
Typ Zeilenbau der 1950er/60er  
(Ost), innere Stadtrandlage  
Einwohner: 2.200  
Stichprobe: 195 (8,9%)

Datenquellen  
Luftbild: SenStadt 2004 (veränd.)  
Foto: eigene Aufnahme

Abb. 5.8: Übersicht  
Am Plänterwald

### **Heilmannring (Zeilenbaugebiet der 50er/60er Jahre West)**

Das Untersuchungsgebiet am Heilmannring liegt südlich des Volksparks Rehberge im Altbezirk Charlottenburg. Es wird im Norden vom Toeplerstraße und Heckerdamm, im Osten von der Stadtautobahn, im Süden vom Siemensdamm und im Westen vom Heilmannring begrenzt, der das Gebiet halbkreisförmig durchläuft. Die Siedlung entstand zwischen 1956 und 1960 als östliche Erweiterung der Siemensstadt und umfasst knapp 1.300 Wohneinheiten. Sie ist das Resultat eines Kompromisses zwischen der Siedlungsplanung von Hans Scharoun und der bereits umgesetzten Straßenführung einer nationalsozialistischen Planung am selben Ort (Berning et al. 2003: 178). Der größte Teil der Wohnungen im Untersuchungsgebiet gehören der Wohnungsbaugesellschaft GEWOBA.

Die Siedlung ist sehr vielseitig in der Gestaltung der Zeilenbauten: Der Aufriss variiert zwischen drei- und achtgeschossigen Bauten, die Wohnungen werden zum Teil durch Laubengänge erschlossen und einige Zeilen sind so zueinander angeordnet, dass sie relativ abgeschlossene begrünte Wohnhöfe bilden; Teile der Siedlung stehen unter Denkmalschutz (Weißpflug et al. 2005: 55, 328). Inmitten des Gebiets

liegt der U-Bahnhof Halemweg. Der Arbeitslosenanteil ist mit 16% deutlich überdurchschnittlich, der Sozialhilfebezieheranteil mit 8% leicht überdurchschnittlich (SenGes 2004: 312ff und 323ff). Die Verkehrszelle, auf die sich diese Daten beziehen, entspricht exakt dem Untersuchungsgebiet.

Das Durchschnittsalter der in diesem Gebiet Befragten beträgt 49 Jahre. Familien stellen mit 24,5% den wichtigsten Haushaltstyp dar, knapp 30% aller Befragten sind Paarhaushalte, mit einem leichten Übergewicht jüngerer Paarhaushalte (16%). Die Gebietsstichprobe weist ein niedriges durchschnittliches Bildungsniveau auf, 23% haben mindestens Abitur, das Gros der Befragten hat einen Real- oder Hauptschulabschluss. Rentner und Arbeiter sind mit 32 bzw. 11% überdurchschnittlich im Gebiet vertreten, mit 23% sind aber Angestellte unter den Befragten am Heilmannring häufiger als Arbeiter.

Der Anteil der Befragten, die in einer Eigentumswohnung leben, beträgt 7%. Im Mittel wohnen die Befragten der Stichprobe seit 15 Jahren in der jetzigen Wohnung, der Anteil derer, die in den letzten beiden Jahren umzogen, ist mit 14% gering. Die Umzugswahrscheinlichkeit aus Sicht der Befragten entspricht mit 20%, die einen Umzug im nächsten Jahr für eher oder sehr wahrscheinlich halten, dem Durchschnitt der Gesamtstichprobe.



Heilmannring  
Typ Zeilenbau der 1950er/60er (West),  
Innere Stadtrandlage  
Einwohner: 5.000  
Stichprobe: 133 (2,7%)

Datenquellen  
Luftbild: SenStadt 2004 (veränd.)  
Foto: eigene Aufnahme

Abb. 5.9: Übersicht Heilmannring



Sowohl mit der Wohnung als auch mit dem Wohnviertel ist man im Gebiet eher zufrieden – beide Werte liegen knapp unter dem Mittel aller Befragten. In erster Linie werden Wohnungsgröße und -ausstattung negativer als in anderen Gebieten bewertet. Im Bereich des Wohnumfelds weichen am ehesten die Beurteilungen der Grünflächen und Spielplätze und der Sport-/Freizeitmöglichkeiten positiv, die der Ausgelmöglichkeiten negativ ab.

### ***Raoul-Wallenberg-Straße Marzahn (Großwohnsiedlung Ost)***

Das Untersuchungsgebiet liegt im nördlichen Teil des Altbezirks Marzahn, zwischen Mehrower Allee im Norden, Lea-Grundig-Straße im Osten, Raoul-Wallenberg-Straße im Süden und der entlang der S-Bahn-Trasse verlaufenden Märkischen-Allee im Westen. Das Gebiet ist Teil der größten Großwohnsiedlung der DDR, die seit 1976 auf ehemaligen Rieselfeldern in Plattenbauweise im neu geschaffenen Bezirk Marzahn entstand. Insgesamt wurden in Marzahn ca. 60.000 Wohneinheiten errichtet. Das Untersuchungsgebiet gehört zum 1986 fertig gestellten Bauabschnitt Marzahn 3, der in 5-21-geschossigen Gebäuden errichtet wurde. Es ist im Vergleich zu den angrenzenden Bauabschnitten stark aufgelockert, wozu auch der im östlichen Teil gelegene Bürgerpark Marzahn beiträgt. Die Verkehrsanbindung besteht u.a. durch den nahe gelegenen S-Bahnhof Mehrower Allee. An der gleichnamigen Straße befindet sich Einzelhandel für den täglichen Bedarf.<sup>63</sup>

Nach dem Fall der Mauer wurde das noch junge Wohngebiet durch zahlreiche staatliche Förderprogramme umgestaltet. Inzwischen sind fast alle Häuser und Wohnungen im Gebiet umfassend saniert worden (u.a. Neugestaltung der Fassaden und der Isolation, neue Fenster). Die Wohnungen befinden sich im Eigentum verschiedener Wohnungsbaugesellschaften wie der Gemeinnützigen Wohnungsbaugenossenschaft Marzahner Tor und der zur DEGEWO-Gruppe gehörenden WBG Marzahn. In den 1990er Jahren verzeichnete das Gebiet, wie die anderen Plattenbausiedlungen der Stadt, erhebliche Bevölkerungsverluste. Gründe für diese Entwicklung sind zum ei-



Raoul-Wallenberg-Straße  
Typ Großwohnsiedlung (Ost), Stadtrandlage  
Einwohner: 10.000  
Stichprobe: 142 (1,4%)

Datenquellen  
Luftbild: SenStadt 2004 (veränd.)  
Foto: eigene Aufnahme

Abb. 5.10: Übersicht Raoul-Wallenberg-Straße Marzahn

<sup>63</sup>vgl. den Abriss auf den Internet-Seiten des Quartiersmanagement-Gebietes Mehrower Allee: [www.mehrower-allee.de/?type=12](http://www.mehrower-allee.de/?type=12) (17.05.2007)

nen Haushaltsverkleinerungen in Verbindung mit dem hohen Anteil schrumpfender ehemaliger Familienhaushalte im Gebiet. Zum anderen ist sie das Resultat der in Kapitel 4 beschriebenen massiven Suburbanisierung der späten 1990er Jahre. Seit 2002 ist das Untersuchungsgebiet Teil des Marzahn-Hellersdorfer Programmgebietes im Rahmen des Stadtumbaus Ost, das unter anderem Maßnahmen des Rückbaus und der Aufwertung fördert. Seit 2005 ist das Gebiet außerdem ein Präventionsgebiet im Rahmen des Quartiersmanagementverfahrens.

Die Leerstandsquote wird im integrierten Handlungskonzept des Quartiersmanagements mit 10-15% veranschlagt. Der Bevölkerungsschrumpfung im Gebiet wurde von staatlicher Seite zum Teil durch die Unterbringung von Spätaussiedlern begegnet, die heute etwa 15-20% der Bevölkerung ausmachen. Der Ausländeranteil ist mit 4% sehr gering (Quartiersmanagement Mehrower Allee 2005). Nach Daten des Sozialstrukturatlas liegen in der dem Untersuchungsgebiet entsprechenden Verkehrszelle die Anteile sowohl der Sozialhilfebezieher mit 9% als auch der Arbeitslosen mit 14% leicht über dem Berliner Mittel (SenGes 2004: 312ff und 323ff).

Im Mittel sind die Befragten der Gebietsstichprobe 45 Jahre alt. Der Anteil der jungen Erwachsenen (18-27) und der 45-65-Jährigen ist mit 19 bzw. 41% besonders hoch. Unter den Haushaltsformen sind jüngere Paarhaushalte mit 24% in diesem Gebiet am stärksten vertreten; dies ist der höchste Anteil dieser Gruppe unter allen Untersuchungsgebieten. Daneben stellen jüngere Einpersonenhaushalte mit 23% und Familienhaushalte mit 22% im Gebiet eine wichtige Gruppe dar. Das Bildungsniveau entspricht in etwa dem Durchschnitt aller Befragten, der Akademikeranteil ist mit 29% leicht überdurchschnittlich. Dies spiegelt sich in einem relativ hohen Anteil von Angestellten (34%) wider, allerdings sind die Anteile der Arbeitslosen (16%) und der Arbeiter (11%) ebenfalls überdurchschnittlich.

Alle Befragten der Stichprobe wohnen zur Miete. Hinsichtlich der durchschnittlichen Wohndauer in der jetzigen Wohnung entspricht die Marzahner Stichprobe genau dem Mittelwert der Gesamtstichprobe von 12 Jahren. Der Anteil derer, die in den vergangenen beiden Jahren umgezogen sind, ist mit 14% deutlich niedriger als der Durchschnitt. Hingegen ist der Anteil der Personen, die im nächsten Jahr einen Umzug für wahrscheinlich halten, der höchste außerhalb der Innenstadtgebiete (28% eher oder sehr wahrscheinlich).

Die durchschnittliche Zufriedenheit mit der Wohnung in Marzahn ist unter allen Untersuchungsgebieten die niedrigste. Sie liegt aber mit 3,67 aber noch näher an der Kategorie eher zufrieden als an der Mittelkategorie "teils teils". Eine relative Unzufriedenheit herrscht insbesondere in Bezug auf den Renovierungszustand der Wohnungen sowie auf die Raumaufteilung und Grundrisse. Die Zufriedenheit mit dem Wohngebiet ist ebenfalls unterdurchschnittlich. Sie betrifft vor allem die Teilaspekte Image, Sicherheit, Bewohner und Ausgelmöglichkeiten. Sehr positiv gesehen werden die Grünflächen und die Verkehrserschließung.

### **Gropiusstadt-Ost (Großwohnsiedlung West)**

Das Untersuchungsgebiet liegt in der Großwohnsiedlung Gropiusstadt, die auf ehemaligem Ackerland in den Ortsteilen Buckow und Rudow im Süden des Bezirks Neukölln entstand. Das Untersuchungsgebiet gehört zum östlichen Teil der Großwohnsiedlung (Bauabschnitt C) und ist von der Fritz-Erler-Allee im Norden, dem Zwickauer Damm im Osten und der Wutzkyallee im Westen umgeben; die Trasse der Neukölln-Mittenwalder Eisenbahn begrenzt das Untersuchungsgebiet nach Süden hin.

Die Planungen für die Gropiusstadt nahmen Ende der 1950er Jahre Gestalt an, 1962 erfolgte die Grundsteinlegung, 1975 wurde die Siedlung unter der Leitung der Wohnungsbaugesellschaft GEHAG fertig gestellt. Zwar war ursprünglich die Architektengemeinschaft TAC um Walter Gropius mit dem städtebaulichen Entwurf beauftragt. Am Ende hatte die GEHAG an vielen Stellen aber eigene Vorstellungen gegen die Entwürfe von Gropius durchgesetzt: beispielsweise wurde höher und dichter gebaut als ursprünglich geplant war und die Einzelentwürfe von TAC wurden kaum umgesetzt (Enke 2002, Berning et al. 2003: 206ff). Der Gebäudebestand im Untersuchungsgebiet gehört zum

größten Teil der DEGEWO. Daneben sind Bestände des Beamtenwohnungsvereins, des Petruswerks und des Landes Berlin vertreten (vgl. Geyer 1999: 30). Das Gebiet ist reich mit wohnortnahen Grünanlagen versehen und durch die parallel zur Siedlung gebaute U-Bahn-Trasse sehr gut verkehrlich erschlossen. Um die U-Bahnhöfe im Untersuchungsgebiet (Wutzkyallee und Zwickauer Damm) wurden Versorgungspunkte für den täglichen Bedarf eingerichtet. Gastronomische Einrichtungen sind im Gebiet, typisch für Großwohnsiedlungen, relativ spärlich.

Der im Sozialstrukturatlas für die dem Untersuchungsgebiet entsprechende Verkehrszelle Wutzkyallee angegebene Arbeitslosenanteil von 12% entspricht dem Berliner Mittel, der Anteil von Sozialhilfebeziehern ist mit 9% leicht überdurchschnittlich (SenGes 2004: 312ff und 323ff). Das Durchschnittsalter in der Stichprobe liegt wie in Marzahn bei 45 Jahren und damit nahe am Durchschnitt aller Befragten. Mit 33% ist das Gebiet deutlich von Familienhaushalten geprägt, die übrigen Typen wie jüngere Einpersonenhaushalte (15%) und Alleinerziehende (12%) folgen mit deutlichem Abstand.

Die Stichprobe in der Gropiusstadt weist von allen Gebieten das niedrigste formale Bildungsniveau auf: Nur 13% haben Abitur oder einen höheren Abschluss, 43% haben höchstens einen Hauptschulabschluss. Ähnlich wie in Marzahn sind Arbeiter und Arbeitslose deutlich überrepräsentiert, allerdings ist in der Gropiusstadt der Angestelltenanteil



Gropiusstadt-Ost  
Typ Großwohnsiedlung (West)  
Stadtrandlage  
Einwohner: 10.000  
Stichprobe: 147 (1,5%)  
  
Datenquellen  
Luftbild: SenStadt 2004 (veränd.)  
Foto: eigene Aufnahme

Abb. 5.11: Übersicht  
Gropiusstadt-Ost

mit 24% deutlich niedriger als in Marzahn. Der Anhand von Meldedaten ermittelte Ausländeranteil von 19% wurde von der Stichprobe (2%) nicht erreicht.

Alle Befragten der Stichprobe wohnen zur Miete. Die Wohndauer in der jetzigen Wohnung ist mit 12 Jahren durchschnittlich, im Verhältnis zum Mittel aller Befragten von 27% waren mit 18% deutlich weniger Personen in den letzten beiden Jahren umgezogen. 18% der Befragten halten einen Umzug in den nächsten zwölf Monaten für eher wahrscheinlich, was in etwa dem Durchschnitt aller Gebiete entspricht.

Die Zufriedenheit mit der Wohnung ist bei den in der Gropiusstadt befragten Personen leicht niedriger als in der Gesamtstichprobe. Einzelne Teilaspekte weichen kaum von diesem Maß ab. Die Zufriedenheit mit dem Wohngebiet liegt hingegen markant unter den in den anderen Gebieten erzielten Werten – lediglich im Gebiet Beusselstraße wird der Wert der Gropiusstadt noch deutlich unterschritten. Die Bewertungen der Teilaspekte des Wohngebietes ähneln in weiten Teilen den in Marzahn getroffenen. Die praktischen Aspekte Versorgung und Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr werden sehr positiv eingeschätzt, die Zufriedenheit mit Image und Sicherheit, Bewohnern und Ausgehmöglichkeiten ist deutlich niedriger als im Mittel aller Befragten. Außerdem werden das allgemeine Erscheinungsbild und die Qualität der Grünflächen noch deutlich negativer bewertet als in anderen Gebieten.

## 5.2 Handlungsmodell Wohnmobilität und Lebensstil

In diesem Abschnitt wird ein Handlungsmodell entworfen und anhand von Interviewzitate veranschaulicht, das die zentralen Begriffe zur Betrachtung der lebensstilspezifischen Differenzierung von Wohnmobilität in den Kontext der allgemeinen Handlungsbedingungen setzt. In Kapitel 2 wurde ein Zugang zu Wohnmobilität als zielgerichtete und von Restriktionen eingeschränkte Handlung skizziert. Ziel dieser Handlungen ist die Verbesserung der subjektiven aber sozial überformten *place utility*, die sich aus Konkretisierungen und Gewichtungen von wohnungs-, wohnviertel- und lagespezifischen Nutzentermen einer Wohnsituation zusammensetzt. Dieses Element des Handlungsmodells schließt an das in Abschnitt 2.3 dargestellte Schema zur Differenzierung von *place utility* an. Vom verhaltensgeographischen Ansatz entlehnt werden kann hier die Vorstellung, dass von einem Sinken des Nutzens unter die eigenen Aspirationen ein Handlungsimpuls ausgeht.

Wie in Kapitel 3 dargestellt wurde, sollen diese unterschiedlichen Präferenzen als Ausdruck milieuspezifischer Wissensbestände betrachtet werden, die über soziale Netzwerke, gruppenspezifisch relevante Institutionen und Diskurse erzeugt werden. Mit der Annahme einer großen Bedeutung gruppenspezifischer Nutzenterme sind solche empirische Zugänge problematisch, die Annahmen zu den Handlungszielen aus Wohnmobilitätshandlungen voraussetzen, anstatt sie zu rekonstruieren. Abgesehen von selbstverständlichen Nutzendefinitionen (Schutzfunktion der Wohnung etc.) müssen die Überschneidungen und Differenzierungslinien und gesellschaftlichen Hierarchien von Wohnweisen daher rekonstruiert werden.

Angesichts der unterschiedlichen Ressourcen, die den Subjekten zur Erfüllung ihrer Handlungsziele in der Hochkostensituation Wohnmobilität zur Verfügung stehen, ist es mit der sozialen Differenzierung von Nutzentermen nicht getan. Vielmehr müssen auch



die tatsächlichen Möglichkeiten zur Verwirklichung des Nutzens berücksichtigt werden, die mit dem Begriff der Handlungslogiken erfasst werden sollen. Handlungslogiken sind demnach näher am tatsächlichen Handeln als der Begriff *place utility*, indem sie den typischen Handlungskontext in Form von Restriktionen berücksichtigen und nicht erfüllbare Handlungsziele unberücksichtigt lassen. Die Berücksichtigung der gegebenen Ressourcen bei der Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Wohnmobilität und Lebensstil deckt sich mit der Forderung aus Kapitel 3, den Lebensstilbegriff zu restrukturieren und die materiellen Beschränkungen zur Ausübung eines Lebensstils zu berücksichtigen. Damit wurde ein Lebensstilbegriff verworfen, der vorwiegend auf die Differenzierung von Präferenzen und Geschmack beruht.

Auf Grundlage dieser Überlegungen können die Konzepte *place utility* und Handlungslogiken, die zur Untersuchung der lebensstilspezifischen Differenzierung des Wohnmobilitätshandelns dienen, in den Kontext der Handlungsbedingungen gesetzt werden. Das Handlungsmodell wird aus den Reflexionen der Befragten über das eigene Wohnmobilitätshandeln und die Handlungssituation in der Vergangenheit und Gegenwart entwickelt und durch entsprechende Interviewpassagen aus der qualitativen Erhebung gestützt. Es veranschaulicht die Operationalisierung des Lebensstilbegriffs im Zusammenhang mit Wohnmobilität, zeigt aber auch die Einflussfaktoren der Wohnmobilitätshandlung, die nur mittelbar mit der Ungleichheitsdimension Lebensstil in Verbindung stehen.

Dabei werden die Befragten als Subjekte gesehen werden, die sich differenzierte Ziele setzen und versuchen, diese unter gegebenen Rahmenbedingungen zu verwirklichen:

"Also ich hatte drei Kriterien, wonach ich eine neue Wohnung wollte: Sie sollte ruhig sein, sie sollte verkehrsgünstig sein, weil ich weder ein Auto hab, noch Führerschein, noch gut zu Fuß bin und sie durfte eigentlich nicht – ich hätte gern ganz oben im dreizehnten Stock gewohnt, wegen des Überblicks, ABER man hat mich gewarnt, Freundinnen die auch behindert sind: Also ich sollte um Himmels Willen [bedenken], wenn der Fahrstuhl kaputt ist, dann komm' ich nicht mehr aus dem Haus (lacht) ne. Und somit habe ich diese drei Kriterien hier gefunden."

*Frau Peschel, 59, Gropiusstadt, Einpersonenhaushalt, Rentnerin*<sup>64</sup>

Zur Verwirklichung der Handlungsziele werden Vergleiche angestellt, die verschiedene Optionen, auch den Nutzen eines potenziellen Umzugs gegenüber der gegenwärtigen Situation, zueinander abwägen:

"Wir haben auch viel gekuckt, es ist aber woanders nicht besser. Ich bin zufrieden mit meinem Wohnungsgrundschnitt und so kann ich mich nicht beschweren."

*Frau Ritter, 43, Marzahn, Paarhaushalt, Rentnerin*

Dieser Rationalität sind aber aufgrund der Komplexität des Gutes Wohnung und der Intransparenz des Marktes zunächst einmal grundsätzlich Grenzen gesetzt (vgl. Häußermann/Siebel 1995). Die verschiedenen Einschränkungen, die zu beachten sind, bevor man die lebensstilspezifische Differenzierung der Wohnmobilität betrachtet, werden im Folgenden dargestellt.

<sup>64</sup> Im Folgenden wie auch im Abschnitt 5.4 werden die interviewten Bewohnerinnen und Bewohner durch fiktive Namen unterschieden und jeweils kurz anhand der wichtigsten Daten (Alter, Wohnort, Haushaltsform, Beruf) charakterisiert. Im Anhang befindet sich eine genauere Übersicht mit soziodemographischen Daten aller Interviewpartner.

### 5.2.1 Eine eingeschränkte Wahl

Wie bereits in den verschiedenen Vorüberlegungen (vgl. 3.3) angesprochen wurde, stellen finanzielle Ressourcen eine wichtige Beschränkung des Lebensstils dar. Für den Ausdruck eines Lebensstils über Wohnweisen und Positionen auf dem Wohnungsmarkt ist die Bedeutung des ökonomischen Kapitals allerdings von besonderer Bedeutung: Mietzahlungen sind regelmäßig anfallende Kosten, für die häufig ein Drittel oder mehr des zur Verfügung stehenden Haushaltseinkommens ausgegeben werden (vgl. Kapitel 4). Dieser Unterschied wirkt sich sowohl auf die Verfügbarkeit des Gutes Wohnen als auch auf seine soziale Signifikanz aus.

In den Interviews wird der eigene materielle Spielraum für die Wohnungs- und Wohnstandortwahl etwa reflektiert, wenn das der Wohnungssuche zugrunde liegende Auswahlkriterium mit "so preiswert wie möglich" umschrieben, etwaige Optimierungsstrategien als unmöglich angesehen werden oder die finanzielle Verfügbarkeit bestimmter Optionen bei genauerer Betrachtung nicht gegeben ist:

"Wir wollten damals sogar BAUEN, aber das ist [...] gescheitert an den Grundstücken, an den Preisen ist es gescheitert."

*Frau Ritter, 43, Marzahn, Paarhaushalt, Rentnerin*

Die Bedeutung der finanziellen Ressourcen wird auch dann deutlich, wenn Immobilität als bewusste Strategie gewählt wird, weil ein Wegzug mit höheren Kosten verbunden wäre, die man nicht tragen könnte oder für die man auf andere Annehmlichkeiten verzichten müsste:

"Ich denke, es hat immer noch den Vorteil, dass es hier, weil ich hier ja schon so lange wohne, auch noch ziemlich billig ist [...], und soviel Platz wie ich jetzt habe, da könnt ich mir woanders grad mal ne Zweizimmerwohnung leisten, und insofern denk ich, ist das einfach schon ne Geldfrage, dass ich schon eher hier bleiben würde."

*Frau Hartmann, 43, Chamissoplatz, Einpersonenhaushalt, sonstiger Berufsstatus*

"Wir werden wohl auch hier wohnen bleiben, weil wir nicht so eine hohe Rente haben, dass wir sagen können, wir sparen. Also das, was wir dann noch sparen, da sagen wir, na da machen wir eben lieber eine schöne Reise, nicht, als dass ich das jetzt in die Wohnung stecke."

*Frau Hermanns, 58, Marzahn, Paarhaushalt, Angestellte*

Auch wenn die finanziellen Ressourcen als selbstverständlicher, nur sehr schwer veränderlicher Rahmen nicht immer explizit reflektiert werden, zeigen diese Beispiele ihre fundamentale Bedeutung für die Handlungslogiken der Wohnmobilität.

Ebenfall deutlich von finanziellen Restriktionen bestimmt ist das Maß der Verfügbarkeit über die eigene Wohnung, die eine autonome Entscheidung einschränkt. Mit entsprechenden finanziellen Ressourcen kann man sich durch Eigentumsrechte die volle Verfügungsgewalt über den Wohnraum sichern, während etwa der Status von Mietern, Untermietern oder Hausbesetzern deutlich unsicherer sind.<sup>65</sup>

Angesichts fehlender finanzieller, nach Giddens allokativer, Ressourcen übernehmen zwar gewisse Institutionen des Wohlfahrtsstaates eine kompensatorische Funktion (z.B. im sozialen Wohnungsbau). Diese wirken sich aber für die Betroffenen oft als Verlust autoritativer Ressourcen aus, da die Wahlfreiheit durch mehr oder weniger rigide institutionelle Vermittlungs- und Zuweisungspraktiken eingeschränkt wird. So beschreibt

<sup>65</sup> Allerdings kamen in der standardisierten Erhebung Zwangsumzüge relativ selten vor (vgl. Tab. 5.16).

eine Befragte, wie sie nach ihrer Entlassung aus einer psychiatrischen Klinik in eine Sozialwohnung vermittelt wurde, zu der es "keine Alternative" gab (Frau Gantinis, Beuselstraße, 42). Diese Logik der Zuweisung bzw. der eingeschränkten Wahl betrifft aber auch Sozialhilfebezieher, deren Entscheidungsfreiheit ebenfalls, wenn auch nicht im selben Maße, durch staatliche Institutionen Grenzen gesetzt sind. In geringerem Maße als das ökonomische Kapital wirkt sich auch das kulturelle Kapital die erreichbaren und verfügbaren Informationen aus, indem es die Möglichkeiten zur Informationsbeschaffung über freie Wohnungen beeinflusst.

### 5.2.2 Satisficing, Trägheiten und Kontingenzen der Wohnbiographie

In einem weniger unmittelbaren Sinn beschränkt die eigene Wohnbiographie auf Grund von Vertrautheiten, Pfadabhängigkeiten und Kontingenzen die Menge der wahrgenommenen Optionen. Die meisten Befragten wohnen bereits seit Geburt oder seit vielen Jahren in Berlin, viele bewohnen die aktuelle Wohnung schon seit mehreren Jahrzehnten.<sup>66</sup> Generell ist aufgrund der Beschränktheit der Ressourcen und der Kosten einer Wohnungssuche davon auszugehen, dass die Individuen nach dem Prinzip des *satisficing* handeln und ihre Situation nicht permanent neu überprüfen, solange ihr Anspruchsniveau erfüllt ist (2.1). Wenn der Zuzug in die aktuelle Wohnung schon mehrere Jahre oder gar Jahrzehnte zurückliegt, sind die Handlungsbedingungen, die einst zum Zuzug geführt haben, oft gar nicht mehr gültig und es besteht eine objektiv neue Situation, ohne dass diese subjektiv zur Gänze erfasst würde.

Der Einfluss der Wohnbiographie und das Prinzip des *satisficing* schränken damit zu eng zweckrationale Konzepte der Wohnungssuche unter allen theoretisch denkbaren Optionen stark ein. Dies wird beispielsweise bei den Personen deutlich, die unter heute nicht mehr gegebenen Bedingungen größter Wohnungsknappheit in ihr heutiges Wohngebiet kamen und dieses trotz neuer Rahmenbedingungen nicht verlassen. Zum Teil haben sich aber auch neue subjektive Bewertungen der Wohnsituation entwickelt, die gegen einen Umzug sprechen, etwa wenn ein lokal verankertes soziales Netzwerk geknüpft wurde. Es liegt also das Nachwirken vergangener Situationsmerkmale vor, die auch unter neuen Rahmenbedingungen keine Veränderungen bewirken.

Allgemeiner betrachtet, wird die Stadt aus dem Blickwinkel der eigenen Alltagspraxis sehr selektiv wahrgenommen. Im Vergleich zum weitgehend unbeschriebenen Blatt des Neubewohners entwickeln sich mit zunehmender Wohndauer anhand der eigenen Praxis vertraute Raumausschnitte und dichter beschriebenen Stellen im subjektiven Bedeutungsraum der Stadt, die zukünftige Entscheidungen strukturieren. Mit verhaltenstheoretischen Begriffen bestimmt der Informationsraum den Suchraum von Wohnungen. So ist die Suche nach einer neuen Wohnung nicht in dem Sinne zweckrational, dass unter allen theoretisch verfügbaren Optionen permanent die passenden herausgesucht würden, wie es dem Menschenbild des *homo oeconomicus* entspricht. Vielmehr beschränkt sich die Wohnungssuche zumeist auf die vertrauten Ausschnitte der Stadt. Auf diese Weise ist die Auswahl von Wohnungen und Wohnstandorten von Trägheiten und Pfadabhängigkeiten bestimmt.

<sup>66</sup> Die Mittelwerte aus der standardisierten Befragung betragen gut 30 Jahre für die Wohndauer in Berlin und gut 12 Jahre für die aktuelle Wohnung.

"Nach anderen Wohngebieten haben wir uns eigentlich nie umgesehen [...]. Also mein Mann, mit dem ich bis vor fünf Jahren zusammen gewohnt habe, der ist auch Neuköllner, und wir wollten eigentlich schon hier in dem Großraum Neukölln bleiben, weil es uns hier einfach auch gefällt, weil wir hier auch unsere Freundschaften hatten, und darum halt, es gefällt uns hier einfach auch."

*Frau Peschel, 59, Gropiusstadt, Einpersonenhaushalt, Rentnerin*

Typische Beispiele für solche Pfadabhängigkeiten sind Befragte, die beim Auszug aus dem Elternhaushalt ihre erste eigene Wohnung in der Nähe der Eltern oder in anderen vertrauten Gegenden suchen. So schildert ein Befragter aus dem Gebiet Heilmannring, dass ihm diese Gegend, in dem er mit 18 Jahren seine eigene Wohnung bezog, deshalb vertraut war, weil seine Großmutter dort wohnte. Ein "Tipp" seiner Großmutter über eine freie Wohnung, die günstige Miete angesichts der noch bestehenden finanziellen Anhängigkeit von seinen Eltern und das Interesse der Eltern, "mich noch so ein bisschen unter Kontrolle zu haben", führten aus Sicht des Befragten letztlich zu dieser Wohnstandortentscheidung auf vertrautem Terrain (Herr Gertz, 35, Einpersonenhaushalt).

Ausnahmen von solchen Kontingenzen der Wohnbiographie entstehen häufig durch neue Referenzpunkte, etwa in Form eines neuen Arbeitsplatzes oder durch allgemeinen biographische Entwicklungen, die mit neuen Standortanforderungen oder veränderten Ansprüchen an die Wohnung verbunden sind. Dabei geht von der ungleichen Verteilung bestimmter Wohnungsmarktsegmente, etwa von Sozialwohnungen oder von Einfamilienhäusern, ein gewisser Zwang aus, in Umbruchsituationen vertraute Gebiete zu verlassen. Das Prinzip des *satisficing* und die Pfadabhängigkeiten der Wohnbiographie prägen aber nahezu alle Wohnmobilitätsentscheidungen und schränken die Suche nach neuen Möglichkeiten deutlich ein.

### 5.2.3 Das soziale Netzwerk als Ressource und intervenierender Faktor

Eine dritte Kategorie von Handlungsbedingungen schränkt insofern die Vorstellung von handelnden *Einzel*personen oder Haushaltsmitgliedern ein, als die Befragten häufig nicht unabhängig von ihrem sozialen Netzwerk handeln. Dieses wird nicht nur als passiver, zu erwägender Standortfaktor (als Nähe zu Freunden und Bekannten) relevant, vielmehr greifen Mitglieder des sozialen Netzwerks oft aktiv in die Wohnmobilitätsentscheidung ein. In der standardisierten Befragung zeigte sich, dass das soziale Netzwerk (Freunde, Bekannte, Familie) an erster Stelle der Such- und Vermittlungsinstanzen für eine Wohnung steht (Tab. 5.1).

Freunde, Bekannte, Familie	32,5 %
direkt bei Eigentümer, Hausverwaltung, Wohnungsbaugesellschaft	31,2 %
Zeitungsannonce	19,0 %
Internet-Wohnungsmarkt	2,3 %
Schwarzes Brett, Abreißzettel	2,0 %
Wohnungsmakler	1,5 %
Sonstiges	11,6 %

Tab. 5.1: Wie haben sie ihre letzte Wohnung innerhalb der Region gefunden? n=1.288

Die herausragende Rolle des sozialen Netzwerks für Wohnmobilitätshandlungen lässt sich anhand der Interviews bestätigen und konkretisieren. Der Einfluss von Freunden und Familienmitgliedern auf die zur Verfügung stehenden Optionen erfolgt durch die Vermittlung des eigenen Wohnraums (durch die Übertragung von Eigentum oder als

Nachmieter), die Vermittlung von Informationen über freien Wohnraum und durch die Unterstützung gegenüber Hauseigentümern und -verwaltungen.

"Wir wohnen seit 1970 hier und wir haben keine Wohnung bekommen woanders, und hier dieses Haus war eine Kriegerstätte, die konnten wir dann auf Antrag auch kriegen [...]. Das hat sich so ergeben, da Verwandte hier in der Umgebung wohnen, die haben das dann in Erfahrung gebracht und uns dann mitgeteilt."

*Herr Brenner, 60, Biesdorf, sonstige Haushalte, arbeitslos*

In manchen Fällen nimmt diese Vermittlung durch das soziale Netzwerk eine sehr starke Form an, wenn etwa Wohneigentum vererbt wird. Aber auch der Zusammenschluss zweier Haushalte kann zu einer nur sehr beschränkten Abwägung verschiedener Optionen führen:

"Also ich wohne hier seit 1973, weil meine Frau hier wohnte. Ich bin dann so nach der Hochzeit hier hergezogen [...]. Ich kam aus Neukölln und ich fand dieses Gebiet also wesentlich besser [...], also besser hier herzuziehen als nun noch ewig zu suchen."

*Herr Ludwig, 58, Heilmannring, Paarhaushalt, Rentner*

Der Einfluss des sozialen Netzwerks kann auch eine besonders rigide Form annehmen, wenn Handlungsanreize geschaffen werden, die außerhalb der eigentlichen Wohnstandortwahl liegen: Ein Beispiel für diesen Einfluss ist ein Paar, das in das Haus ihrer Schwiegereltern zieht, weil diese pflegebedürftig geworden sind.

Entscheidend ist aber die Tatsache, dass es durch den Einfluss des sozialen Netzwerks in vielen Fällen (aufgrund der geringen Suchkosten) gar nicht mehr zu einer Wohnungssuche und einem Abwägen zwischen verschiedenen Optionen kommt. Somit ist die Vorstellung eines dem Handeln vorgeschalteten umfassenden Prozesses von Suche, Vergleich, Bewertung deutlich eingeschränkt, weil sich die Option einfach "anbietet".

"Der [Umzugs]grund war eigentlich, dass ich ne größere Wohnung gesucht hab und ne gut bezahlbare Wohnung. Ich bin seit 1996 hier und es wohnten vorher Freunde von mir hier, deshalb. Also richtig ausgesucht hab ich mir es nicht aber es bot sich an, weil ich in der Zeit auch mein Abi nachgemacht hab und auch kein Geld hatte und sie den Hauswirt kannten und so weiter. Das war nicht mein Wahlbezirk, aber das bot sich halt an."

*Frau Brucker, 35, Beusselstraße, Alleinerziehendenhaushalt, in Ausbildung*

"Also ich bin von Westdeutschland gekommen, da hatte ich ein Kind und war schwanger mit dem zweiten und wollte gerne nach Berlin kommen, weil der Kindspapa auch hier gewohnt hat [...]. Und in [den] Kiez bin ich gekommen, weil ich hier schon ein paar Leute kannte und halt Bekannte hier aus der Wohnung ausgezogen sind, dann war das einfach."

*Frau Lautenschläger, 38, Winsstraße, Alleinerziehendenhaushalt, in Ausbildung*

Diese Vermittlungen haben aus Sicht der Befragten häufig den Charakter von Zufällen oder scheinen sich zu "ergeben":

"War eigentlich eher Zufall, denn Freunde von uns wohnen direkt in der Wohnung unter uns, und durch die sind wir auf die Wohnung hier aufmerksam geworden [...]. Ich kannte [das Viertel] durch meine Freunde so ein bisschen vom Spazieren Gehen [...]. Wir haben die Wohnung nicht so intensiv gesucht damals [...], das ist eher so von außen an uns rangekommen durch unsere Freunde. Wir haben halt öfter drüber gesprochen, wir wollen vielleicht woanders hin, aber da gab es noch keine definitiven Wohnungsanguckpläne, das war eher Zufall."

*Herr Jöst, 33, Beusselstraße, Paarhaushalt, nicht erwerbstätig*

"Ich hatte erst mal geguckt in Zeitungsannoncen und immer so Wilmersdorf, Charlottenburg und so weiter und dann kam der Zufall, dass eine Freundin von mir – der Vater hat selbst Miethäuser in der Stadt – umgezogen [ist] vom Hinterhof ins Vorderhaus, und ich krieg ihre alte Wohnung."

*Frau Lau, 26, Beusselstraße, eigener Elternhaushalt, Angestellte*

Tatsächlich handelt es sich jedoch nicht um Zufälle, sondern um Ereignisse, die von der Struktur des sozialen Netzwerks abhängen. Nimmt man zudem an, dass die sozialen Netzwerke der Befragten ein gewisses Maß an sozialer Homogenität aufweisen (Homophilie) und dass eher Wohnungen im Nahraum vermittelt werden, so führen diese "Zufälle" dazu, dass aus sozialer Nähe räumliche Nähe generiert wird. In seiner Bedeutung für Wohnmobilitätshandlungen erweisen sich Mitglieder des sozialen Netzwerks nicht nur als passiver Standortfaktor, sondern verändern die verfügbaren und wahrgenommenen Optionen. Dadurch trägt das soziale Netzwerk zur Schaffung von lokalen Zusammenhängen einander ähnlicher Menschen bei.

Die bis hierher gemachten Aussagen schränken einen zu eng handlungstheoretischen Zugang zur Wohnmobilität erheblich ein. Zur Verwirklichung ihrer Präferenzen sind die Befragten nicht nur mit ihren eigenen finanziellen Grenzen konfrontiert. Die Optionen, über die sie reflektieren, sind auch durch vorangegangenes Handeln, Pfadabhängigkeiten aus der eigenen Wohnbiographie und dadurch entstandene räumliche Schwerpunkte und Vertrautheiten eingeschränkt, die Auswirkungen auf Informations- und Suchräume haben. Das eigene soziale Netzwerk schließlich spielt eine herausragende Rolle, indem es Wohnungssuchende auf bestimmte Optionen aufmerksam macht.

Diese direkten Einflüsse auf das Wohnmobilitätshandeln werden nun neben dem weiter oben dargelegten Zugang zu Lebensstilen in ein Handlungsmodell integriert. Unter diesen Einschränkungen, die weitgehend unabhängig von Lebensstilen existieren, wird im Folgenden der Einfluss von Lebensstilen auf Wohnmobilitätshandlungen betrachtet. Dies geschieht anhand der Ausdifferenzierung von Nutzentermen (*place utility*) und der Handlungslogiken, diesen Nutzen unter den gegebenen Restriktionen zu verbessern.

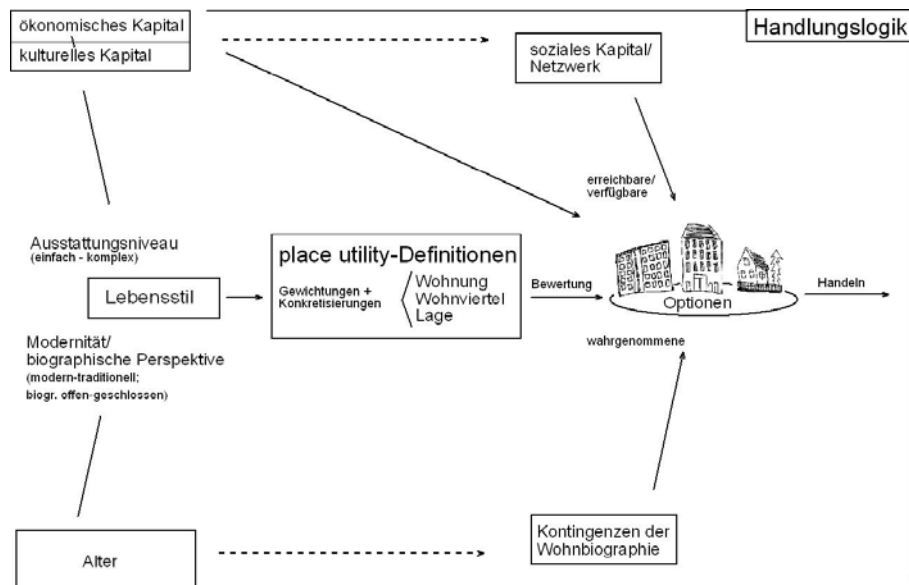


Abb. 5.12: Modell lebensstilspezifischer Handlungslogiken der Wohnmobilität  
Eigene Darstellung

#### 5.2.4 place utility und Handlungslogiken der Wohnmobilität

Definitionen von *place utility* bestehen zum Teil aus den allgemeinen, für alle einschlägigen Nutzentermen und Grundfunktionen des Wohnens, etwa in Form elementarer Schutzfunktionen. Das besondere Interesse der Fragestellung nach lebensstilspezifischer Differenzierung betrifft aber solche Nutzenaspekte die eine gruppenspezifische Reichweite aufweisen, wie etwa der spezifische Nutzen aus der Nähe zu bestimmten Einrichtungen oder die Bevorzugung bestimmter Wohnformen.

Der Lebensstil wird in den folgenden empirischen Untersuchungen in Anlehnung an Otte (2004) als spezifisches Muster aus der Gewichtung und Konkretisierung bestimmter Nutzenaspekte des Wohnens analysiert: Unter Gewichtung wird das Verhältnis zwischen einzelnen Nutzentermen verstanden, beispielsweise die relative Wichtigkeit des Wohnviertels gegenüber der Wohnung, aber auch relatives Gewicht der Bevölkerung zu den Erholungsmöglichkeiten im Wohnviertel; mit Konkretisierungen sind die spezifischen Vorstellungen einer den eigenen Bedürfnissen angemessenen Wohnform in Bezug auf die Wohnung, das Wohnviertel und die Lage gemeint. Entsprechend der Ausführungen in Abschnitt 3.3 werden das Ausstattungsniveau (mit den Polen einfach-komplex) und das Merkmal Modernität/biographische Perspektive (mit den Polen traditionell-modern und biographisch geschlossen-offen) als die beiden Hauptdimensionen für diese Differenzierung angesehen. Damit ist der Einfluss der vertikalen Ungleichheitsdimension für Wohnmobilitätshandlungen nicht nur unmittelbar in Form der Auswirkung finanzieller Ressourcen auf die verfügbaren Optionen enthalten; sie wirkt sich auch auf einen einfachen oder komplexen Lebensstil aus, indem bei höherem Ausstattungsniveau eher komplexe Vorstellungen von *place utility* entwickelt werden.

Eine *lebensstilspezifische Handlungslogik* ergibt sich dann aus einer lebensstilspezifischen Definition von *place utility* im Kontext der tatsächlichen Handlungsmöglichkeiten, die u.a. durch das verfügbare finanzielle Kapital, die biographische Situation und das soziale Netzwerk beeinflusst werden. Handlungslogiken sind also durch die Berücksichtigung der typischen Handlungsbedingungen näher am konkreten Handeln als die stärker an Präferenzen orientierten Definitionen von *place utility*, auch wenn sie stark von diesen geprägt sind.

*Place utility* und Handlungslogiken entsprechen einem Zugang zu Lebensstilen in Form von Einstellungen und Werten im erstgenannten und tatsächlich beobachtbaren Handlungsmustern im letztgenannten Fall. Aus dem Verhältnis beider lassen sich Aussagen über die Freiheitsgrade zur Verwirklichung von Lebensstilen im Bereich der Wohnmobilität treffen.

Nachdem mit dem Handlungsmodell die Rahmenbedingungen der Wohnmobilität und der spezifische Zugang zu ihrer Differenzierung nach Lebensstilen skizziert wurden, wird diese Differenzierung nun aus quantitativer (5.3) und aus qualitativer (5.4) Perspektive betrachtet. Dabei kann an dieser Stelle offen gelassen werden, welche Bedeutung das Zwischenglied des Lebensstils für die Differenzierung der Wohnmobilität hat, und ob man mit direkten Verbindungslinien zwischen Kapitalausstattung, Haushaltsstruktur und Alter zu *place utility* und Handlungslogiken einen ähnlichen Beitrag zur Erklärung der zu beobachtenden Differenzierung erreicht.

### 5.3 Quantitative Analysen zur Wohnmobilität auf Grundlage von Lebensstiltypen

Der quantitative Zugang zu Lebensstilen in dieser Arbeit erfolgt auf Basis von Lebensstiltypen. Das Verfahren zur Bildung dieser Typen orientiert sich an der von Otte (2004) vorgeschlagenen theoriegeleiteten und strukturierten Lebensstilanalyse. Der erste hierfür nötige Schritt ist die Typenbildung, in der es darum geht, Ottes Ansatz mit den Daten des Forschungsprojektes "Mobilität in Berlin" so weit wie möglich zu reproduzieren (5.3.1). Im zweiten Unterkapitel werden die Lebensstiltypen beschrieben und das Verfahren in einem Zwischenfazit bewertet (5.3.2). Dies geschieht etwas ausführlicher, da es sich bei dem von Otte vorgeschlagenen Verfahren um eine noch relativ neue Alternative zum Mainstream der empirischen Lebensstilforschung handelt. Auf dieser Basis kann dann die lebensstilspezifischen Differenzierung der Wohnmobilität aus quantitativer Perspektive betrachtet werden: Zuerst in Bezug auf Wohnstandorte und Segregation (5.3.3), dann in Bezug auf möglicherweise hinter den unterschiedlichen Wohnstandorte stehenden Handlungslogiken und Definitionen von *place utility*, die anhand von Wohnstilen, Umzugsgründen, Wohnzufriedenheiten und Mustern der Alltagsmobilität betrachtet werden (5.3.4). Der Abschnitt endet mit einem Fazit zum Erkenntnisgewinn aus dieser quantitativen Analyse (5.3.5).

#### 5.3.1 Bildung von Lebensstiltypen

##### 5.3.1.1 Pragmatische Bildung von Lebensstiltypen im Projektkontext

Im Forschungsprojekt "Mobilität in Berlin" wurde das Ungleichheitsmerkmal Lebensstil als eine Ungleichheitsdimension unter verschiedenen anderen zur Erklärung unterschiedlicher Mobilitätsmuster und zur Ableitung von Schlussfolgerungen zur Realisierbarkeit einer Stadt der kurzen Wege herangezogen. Hierfür erschien den Bearbeitern eine pragmatische Bildung von Lebensstiltypen analog zu der in der empirischen Lebensstilforschung üblichen Vorgehensweise (siehe 3.2.2) ausreichend.

Als Datenbasis für die Bildung von Lebensstiltypen standen vier Fragebatterien mit insgesamt 52 Items aus der Fragebogenerhebung des Forschungsprojektes zur Verfügung. Diese setzen sich zusammen aus 16 Items zu Freizeitbeschäftigungen, 14 Items zu Fernsehpräferenzen, 15 Items zu Einstellungen, Werten und Lebenszielen und 7 Items mit Aussagen zur Nutzungsweise der Wohnung (siehe Anhang I, 1.11, 4.1-4.3).

Anhand von Hauptkomponentenanalysen wurden die wichtigsten Dimensionen dieses Datensatzes ermittelt. So konnten etwa eine familiär-häusliche Orientierung, verschiedene alltagskulturelle Schemata oder die Dimension Materialismus und Statusorientierung herausgearbeitet werden. Insgesamt wurde durch die Hauptkomponenten bei der Extraktionsregel Eigenwert > 1 (Kaiserkriterium) mit gut 40% nur ein relativ geringer Teil der Gesamtvarianz abgebildet, so dass eine Bildung von Lebensstiltypen auf dieser Basis als kritisch erschien. Stattdessen wurden für jede faktoranalytisch herausgearbeitete Dimension die beiden wichtigsten Variablen ausgewählt, die untereinander nicht hoch korrelieren sollten. Anhand von zwölf auf diese Art ausgewählten Items wurden hierar-



chische Clusteranalysen (Ward-Verfahren) zur Bildung von Lebensstiltypen durchgeführt. Nach mathematischen und inhaltlichen Verfahren konnte eine Lösung mit acht Clustern als die am besten geeignete Lösung bestimmt werden (zur Bildung der Lebensstiltypen im Projektkontext vgl. Gebhardt/Joos/Martin 2005). Die Cluster wurden nach den bestimmenden und typischen aktiven Variablen wie folgt benannt:

- unabhängige Antikonformisten (Anteil von 8%)
- kreative Außerhäusliche (12,9%)
- hedonistische Materialisten/Statusorientierte (20,5%)
- häusliche und interessierte Familienorientierte (12,3%)
- traditionelle Werteorientierte (21,1%)
- häusliche und arbeitsorientierte Ordnungsliebende (12,2%)
- Ablehnende (6,7%)
- Harmonieorientierte (6,1%)

Die Typologie erbrachte eine relativ große Trennschärfe in Bezug auf soziodemographische Merkmale, Wohnstandorte und Mobilitätsmuster. Allerdings führte sie im weiteren Verlauf der Auswertung auch zu Problemen in der Interpretation. Diese hingen im Wesentlichen mit der oben formulierten Kritik (3.2.2) zusammen, dass die Unterscheidung der Typen anhand einer Vielzahl von Dimensionen die Argumentation und Interpretation sehr schwierig gestaltet und im Ganzen der soziale Sinn der empirisch ermittelten Klassifizierung sich nicht immer erschließt. Zudem erschien im Rahmen der weiteren Auseinandersetzung mit der Lebensstilforschung in dieser Arbeit die wenig theoretisch strukturierte Vorgehensweise immer fraglicher.

#### 5.3.1.2 Ansatz einer systematischen und strukturierten Typenbildung nach Otte

Aus diesem Grunde wurde die ursprüngliche Lebensstiltypologie aus dem Projektkontext für diese Arbeit nicht verwendet und stattdessen eine neue Typologie in Anlehnung an Ottes Verfahren zur Bildung von Lebensstiltypen angestrebt. Wie bereits in Kapitel 3.3 dargestellt, schlägt Otte (2004) eine theoriegeleitete Bildung von Lebensstiltypen anhand der wichtigsten Dimensionen des Lebensstils vor.<sup>67</sup> Als zentrale Strukturierungsdimensionen des Lebensstils und inhaltliche Basis für die Typologie identifiziert er aus dem Stand der Lebensstilforschung das Ausstattungsniveau und sowie Modernität/biographische Perspektive. Die Dimension des Ausstattungsniveaus lässt sich in eine ökonomische Unterdimension und in eine durch kulturelles Kapital (Bildung) charakterisierte Unterdimension unterteilen und ist vertikal, im Sinne eines Mehr oder Weniger, strukturiert. Die Dimension Modernität/biographische Perspektive zerfällt ebenfalls in zwei Unterdimensionen: Modernität ist durch kohortenspezifische Erfahrungen charakterisiert und drückt zeitspezifische Erfahrungs- und Geschmacksmuster aus. Die biographische Perspektive bezieht sich hingegen auf Haltungen, die sich typischerweise im Lebenszyklus verändern: Diese Unterdimension drückt den Wandel von einer relativen Offenheit und Vielzahl von Optionen zu Beginn des Lebens hin zur Konsolidierung und Verringerung der Zahl möglicher Optionen im Sinne einer Pfadabhängigkeit im weiteren

<sup>67</sup> Otte nennt das überwiegend Lebensstil genannte Merkmal Lebensführung. Er bezeichnet Handlungsweisen als "manifesten Lebensstil" und unterscheidet diese von den (latenten) Wertorientierungen. Beides zusammengefasst bezeichnet er als Lebensführung. Im Folgenden wird entsprechend der Verwendung des Begriffs Lebensstil in dieser Arbeit Ottes Begriff der Lebensführung mit Lebensstil wiedergegeben.

Lebensverlauf aus, die unabhängig von kohortenspezifischen Entwicklungen ist (Otte 2004: 75-77).

Nach der theoretischen Bestimmung dieser Dimensionen erfolgt die Bildung von Typen nicht mit den üblichen multivariaten Verfahren, sondern anhand von Indexvariablen für die Dimensionen. Dieser systematische und transparente Ansatz wird im Folgenden nachgezeichnet und mit den Daten des Projektes Mobilität in Berlin – so weit wie möglich – repliziert. Da diese Vorgehensweise zum Zeitpunkt der Erhebung nicht geplant war, ist dies jedoch nicht an jeder Stelle ohne Qualitätseinbußen möglich.

Für die Bildung von Lebensstiltypen zieht Otte solche Items heran, die mit einer der beiden Dimensionen inhaltlich in Zusammenhang stehen. Dabei greift er auf Items zurück, die leicht sicht- bzw. messbare Äußerungen des Lebensstils aus den Bereichen Freizeit, Konsum und Kultur sowie Selbsteinschätzungen der Lebensführung ausdrücken (ibid.: 136) – insgesamt 94 Items, die fast ausschließlich in Form einer vierstufigen Skala erhoben wurden. Alle Items können einem der beiden Teilbereiche der nach Otte wesentlichen Strukturierungsdimensionen des Lebensstils theoretisch zugeordnet werden (ibid.: 141). So wird beispielsweise ein Hang zu einem bescheidenen Leben mit der ökonomischen, der Besuch klassischer Konzerte mit der kulturellen Unterdimension des Ausstattungsniveaus des Lebensstils in Beziehung gesetzt. Eine Präferenz für Actionfilme wird als Anzeiger für Modernität und häufiges Ausgehen als Indiz für biographische Offenheit angesehen (ibid.: 142).

Anhand von Itemanalysen und bivariater Korrelationen der Items mit dem Alter, dem Bildungsstand und dem Einkommen überprüft Otte die Eignung der gewählten Items für die theoretisch bestimmte Zuordnung und nimmt so eine engere Auswahl unter den 94 zur Verfügung stehenden Items vor. Hauptkomponentenanalysen werden dazu eingesetzt, die wesentlichen Dimensionen der Items zu verifizieren und ihre Zuordnung zu den Strukturierungsdimensionen des Lebensstils zu überprüfen. Schließlich werden aufgrund des hohen Aufwandes von Lebensstilanalysen aus der engeren Auswahl geeigneter Variablen eine Kurzversion mit 10 Items und eine Langversion mit 37 Items zur Bildung der Lebensstile entworfen. Beide Versionen werden in späteren Analyseschritten in Bezug auf ihre Erklärungskraft miteinander verglichen (ibid.: 160ff).

Neben der theoriegeleiteten Auswahl der Items unterscheidet sich auch das von Otte verwandte Verfahren zur Bildung der Lebensstiltypen deutlich von den üblichen Verfahren zur empirischen Generierung von Lebensstiltypen. Als Konsequenz seiner methodischen Kritik an der geringen Transparenz einschlägiger Verfahren mittels Varianz- und Clusteranalysen und der daraus resultierenden schwierigen Vergleichbarkeit und Reproduzierbarkeit der in unterschiedlichen Erhebungen entstandenen Typologien wählt Otte einen anderen Weg: Er ordnet seine Befragten anhand der Durchschnittswerte der Items, die den beiden Strukturierungsachsen des Lebensstils zugeordnet sind, einer Position im zweidimensionalen Raum der Lebensstile zu. Dabei wird jede Achse anhand von Grenzwerten in einen Bereich mit niedrigen, mittleren und hohen Werten geteilt, so dass insgesamt neun Lebensstiltypen vorgegeben sind (ibid.: 136f). Die neun Typen werden von Otte anhand eigener Überlegungen (2004: 79-82) und unter Rückgriff auf die Klassifizierungen anderer Untersuchungen (u.a. Schulzes Milieubeschreibungen und Sinus-Milieus) wie folgt benannt und theoretisch vorskizziert (Abb. 5.13):

<i>Ausstattungs-niveau</i>				
gehoben (3,0-4,0)	1	Konservativ Gehobene	4	Liberal Gehobene
			7	Reflexive
mittel (2,01-2,99)	2	Konventiona- listen	5	Aufstiegs- orientierte
			8	Hedonisten
niedrig (1,0-2,0)	3	Traditionelle Arbeiter	6	Heimzentrierte
			9	Unterhaltungs- suchende
		traditional/ biogr. Schließung (1,0-2,0)	teilmodern / biogr. Konsolidierung (2,01-2,99)	modern/ biogr. Offenheit (3,0-4,0)
				<i>Modernität / biographische Perspektive</i>

Abb. 5.13: Theoretischer Raum der Lebensstile und Zuordnung zu Itemwerten  
Quelle: Otte 2004: 137

Unter den im Koordinatensystem links angeordneten traditionellen und biographisch geschlossenen Typen weisen die *konservativ Gehobenen* das höchste Ausstattungsniveau auf. Sie stehen für bürgerliche Werte, eine hohe Wertschätzung von Familie, Religion und Beruf. Die *Konventionalisten* sind eher einfacher Herkunft, wenn auch nach oben orientiert und messen kleinbürgerlichen Werten (z.B. Pflichterfüllung) besondere Bedeutung zu. Die *traditionellen Arbeiter* werden nach Otte als Hort der Arbeiterkultur beschrieben. Dies beinhaltet neben dem bescheidenen Lebensstandard eine "Orientierung am Praktischen", die Bedeutung von Solidarität und einen gewissen Organisationsgrad sowie die Nähe zur Trivialkultur.

Unter den mittleren Typen in Bezug auf Modernität und biographische Perspektive stehen die *liberal Gehobenen* für die Verbindung von hohem kulturellem Kapital mit der Wertschätzung eines gehobenen Lebensstandards. Postmaterielle Werte wie Authentizität und berufliche Selbstverwirklichung sind wichtig, die "Teilmodernisierung" drückt sich in einer Offenheit gegenüber alternativen und moderneren Kulturformen aus.

Die *Aufstiegsorientierten* stehen nach Otte für die "solide Karriere", Familie, den "Mainstream der modernen Freizeitkultur" und eine nach oben (auf die liberal Gehobenen) gerichtete Perspektive. Kinder und Familienorientierung und ein geringes Ausstattungsniveau sind für die *Heimzentrierten* kennzeichnend. Die Einstellungen und Werte sind nach Otte "weniger rigide" als bei den traditionellen Arbeitern, die kulturelle Orientierung bleibt populär, aber weniger volkstümlich, was Otte auf die Formel "Traumhochzeit" statt "Goldene Hitparade der Volksmusik" bringt.

Offenheit und Wandelbarkeit des Lebensstils und durch fehlende rigide Bindungen eröffnete Spielräume kennzeichnen die drei modernen und biographisch offenen Lebensstile. Die *Reflexiven* stehen für das "akademisch geprägte Postadoleszenz-Milieu", dessen Persönlichkeitsentfaltung einen "reflexiven Überbau" aufweist, während die *Hedonisten* "spontaner, konsumorientierter, extravertierter, modischer" und gegen das Spießige orientiert sind. Das gegenüber den anderen beiden modernen Typen niedrigere Ausstattungsniveau der *Unterhaltungssuchenden* führt laut Otte dazu, dass die Unterhaltungsorientierung "vor dem Hintergrund spärlicher Einkommen und einer Deklassierungsbedrohung" gelebt wird. Dieser Typ wird von außen häufig antibarbarisch als "prollig" gebrandmarkt und ist durch eine "Depolitisierung des Interessenhorizonts" gekennzeichnet.

### 5.3.1.3 Auswahl der Lebensstil-Items

Die Kurztypologie Ottes zieht die folgenden Items zur Abbildung der Strukturierungsdimensionen des Lebensstils heran. Negative Zusammenhänge mit der jeweiligen Dimension sind mit (-) gekennzeichnet:

Hauptdimension	Unterdimension	Items
Ausstattungsniveau	ökonomisch	gehobener Lebensstandard Ausgaben im Restaurant
	kulturell	Kunstaussstellungen besuchen Bücher lesen Überregionale Tageszeitung
Modernität/ biographische Perspektive	Modernität	Leben in vollen Zügen genießen religiöse Perspektiven (-) Traditionen der Familie
	biographische Perspektive	viel ausgehen ständig etwas los im Leben

Tab. 5.2: Zuordnung der Items zu den Dimensionen des Lebensstils bei Otte, Kurzversion. Quelle: Otte 2004: 168, verändert.

Gesucht sind also Variablen aus dem Datensatz der Erhebung "Mobilität in Berlin", die die Haupt- und Unterdimensionen des Lebensstils abbilden und die zu Vergleichszwecken möglichst nahe an den von Otte verwendeten Items liegen. Hierfür wurden zunächst 22 potenzielle Lebensstil-Items herangezogen, die nach inhaltlichen Kriterien den Dimensionen des Lebensstils zugeordnet werden können (vgl. Tab. 5.3). Als problematisch erwiesen sich die Items für die ökonomische Unterdimension des Ausstattungs-niveaus: Während Otte hier neben der Beschreibung "Ich pflege einen gehobenen Lebensstandard" auch auf die durchschnittlichen Ausgaben für einen Restaurantbesuch zurückgreifen konnte, stehen aus der Erhebung "Mobilität in Berlin" nur Selbsteinschätzungen und keine konkreten Handlungsweisen zur Verfügung. Für die kulturelle Dimension des Ausstattungs-niveaus waren keine hochkulturell konnotierten Items vorhanden (bei Otte: Ausstellungsbesuch). Für die Dimension Modernität/biographische Perspektive lagen hingegen eine Vielzahl vergleichbarer Items vor.

Zur Auswahl der Items wurden parallel zu Ottes Vorgehensweise zunächst die Korrelationen (Pearson) potenzieller Lebensstil-Items aus der Erhebung "Mobilität in Berlin" mit Indikatoren der sozialen Lage überprüft, die als Indikatoren für die jeweiligen (Unter-)Dimensionen des Lebensstils stehen: das Alter für Modernität und biographische Perspektive, zwei Einkommensvariablen für die ökonomische und der höchste Bildungsabschluss für die kulturelle Unterdimension des Ausstattungs-niveaus.

Die Indexvariable Bildungsabschluss mussten hierfür zunächst in eine ordinale Variable umkodiert werden, da im Fragebogen noch zwischen Polytechnischer Oberschule und Realschule/Mittlere Reife unterschieden wurde (Anhang I, 5.5), obwohl die beiden Abschlüsse aus DDR und BRD in etwa vergleichbar sind. Zur Erzeugung einer Einkommensreferenz stand eine Variable mit sechs Klassen des Haushaltsnettoeinkommens zur Verfügung (Anhang I, 5.11). Die Klassenwerte dieses Indikators wurden anhand von Klassenmittelwerten in Einkommenswerte umgewandelt. Um zusätzlich den Effekt ungleicher Haushaltsgrößen zu erfassen, konnte aus Klassenmittelwerten des Haushaltseinkommens, Haushaltsgrößen und dem Alter der Haushaltsmitglieder ein Äquiva-

lenzeinkommen gebildet werden.<sup>68</sup> Das Problem der nach unten bzw. oben offenen Randklassen (bis 500 Euro bzw. über 4.000 Euro) trägt zur Unschärfe beider Einkommensvariablen bei.<sup>69</sup> Im Idealfall soll für die bivariate Korrelation mit dem für die Lebensstildimension der sozialen Lage einschlägigen Indikatoren eine möglichst hohe Korrelation und mit den anderen Indikatoren eine möglichst geringe Korrelation bestehen.

Dimensionen des Lebensstils		potenzielle Lebensstilitems und angenommene Beziehung zur jeweiligen Dimension (+/-)	Indikatoren der sozialen Lage			
			Alter	Äquivalenzeinkommen	Haushaltseinkommen	Schulabschluss
Modernität und biographische Perspektive	Modernität	+ Fernsehpräferenz Actionfilme	-0,301	-0,148	-0,078	-0,176
		+ Fernsehpräferenz Science Fiction	-0,352	-0,146	-0,107	-0,055 **
		- Fernsehpräferenz Heimatfilme	0,265	-0,109	-0,124	-0,290
		- Fernsehpräferenz Volksmusiksendungen	0,499	-0,034 ns	-0,093	-0,281
		+ Fernsehpräferenz Sendungen zu Rock-, Popmusik	-0,474	-0,145	-0,097	-0,012 ns
		- Selbstbeschreibung: Familie wichtigstes Lebensziel	0,180	-0,033 ns	0,147	-0,157
		- Selbstbeschreibung: Religion wichtiger Bereich im Leben	0,161	-0,032 ns	-0,011 ns	-0,063 **
	weitere farben	+ Häufigkeit Ausgehen / Kneipenbesuch	-0,468	0,006 ns	-0,060 **	0,325
		+ Selbstbeschreibung: aufregendes und abwechslungsreiches Leben wichtig	-0,429	-0,074 **	-0,092	0,121
		- Selbstbeschreibung: strebe nach Harmonie und Ruhe	0,316	0,010 ns	0,024 ns	-0,118
		- Selbstbeschreibung: mag Alltag in geregelter Ordnung	0,424	0,049 ns	0,076	0,206
		- Selbstbeschreibung: Selbstbewusstsein vor allem aus beruflichem/ schulischem Erfolg	0,203	0,147	0,111	0,123
		- Selbstbeschreibung: Ich lebe eher bescheiden	0,249	-0,205	-0,226	-0,139
		+ Selbstbeschreibung: Streben nach Wohlstand und Luxus	-0,311	0,015 ns	0,056 **	0,029 ns
Ausstattungs-niveau	Unterdimension ökonomisches Kapital	+ Selbstbeschreibung: Wohnen in angesehener Gegend wichtig	0,145	0,032 ns	0,027 ns	-0,119
		+ Häufigkeit Bücher lesen	0,015 ns	0,108	0,098	0,308
		+ Häufigkeit Musizieren, Malen, Schreiben	-0,205	-0,087 **	-0,047 *	0,191
		+ Häufigkeit kulturelle Veranstaltungen besuchen	-0,212	0,010 ns	0,076	0,390
	Unterdimension kulturelles Kapital	+ Häufigkeit sich privat weiterbilden	-0,121	0,016 ns	0,074	0,295
		+ Fernsehpräferenz Nachrichten	0,256	0,144	0,132	0,088
		+ Fernsehpräferenz Politische Magazine	0,132	0,150	0,118	0,195
		- Fernsehpräferenz Vorabendserien	-0,003 ns	-0,154	-0,149	-0,324

+/- positiver und negativer Zusammenhang zu einer Dimension,

zeilenweise höchste Zusammenhänge sind gelb unterlegt

alle nicht gekennzeichneten Korrelationen sind auf 1%-Niveau signifikant;

\*\* auf 5%-Niveau signifikant; \* auf 10% Niveau signifikant; ns nicht signifikant

Tab. 5.3: Theoretische Zuordnung der potenziellen Lebensstil-Items und Korrelationen (Pearson) zu Indikatoren der sozialen Lage

Unter den Items, die der *Unterdimension Modernität* zugeordnet sind, weisen die Präferenzen für Volksmusiksendungen, Rock- und Popmusiksendungen, Science-Fiction- und Actionfilme relativ hohe bivariate Korrelationen zum Indikator Alter auf. Etwas niedrige-

<sup>68</sup> Das Äquivalenzeinkommen ist ein gewichtetes Pro-Kopf-Einkommen, in das das erste Haushaltsmitglied vollständig, jedes weitere mit dem Wert 0,5 und jedes Kind unter 18 mit dem Wert 0,3 eingeht.

<sup>69</sup> Die Einkommensklassen wurden wie folgt in Werte übersetzt: unter 500 Euro → 400; 500-1.100 Euro → 800; 1.100-2.000 Euro → 1.550; 2.000-3.200 Euro → 2.600; 3.200-4.000 Euro → 3.600; 4.000 Euro und mehr → 4.600 Euro.

re Korrelationen zum Indikator haben die Items Heimatfilme, Familie als wichtigstes Lebensziel und Religion als wichtiger Lebensbereich; Heimatfilme und Volksmusik korrelieren unter den für Modernität vorgesehenen Items höher mit Bildung und wurden deshalb ausgeschlossen.

Unter den der *biographischen Perspektive* zugeordneten Items korreliert Ausgehen/Kneipenbesuch am stärksten mit dem Alter, es folgen die Wichtigkeit eines aufregenden, abwechslungsreichen Lebens und eines geregelten Alltags sowie, mit etwas Abstand, von Harmonie und Ruhe. Problematisch erscheint die unerwünschte relativ hohe Korrelation des Ausgehen-Items mit dem Bildungsabschluss.

Die Korrelationen der für die *ökonomische Dimension* des Ausstattungsniveaus herangezogenen Items mit den Einkommensindikatoren fallen deutlich niedriger aus: signifikante Zusammenhänge liegen nur für das Item bescheidenes Leben und Selbstbewusstsein aus beruflichem/schulischem Erfolg vor. Problematisch ist außerdem, dass die Zusammenhänge mit dem Alter durchweg höher sind.

Anhand der Korrelation zum höchsten Bildungsabschluss erscheinen die Items Häufigkeit des Besuchs kultureller Veranstaltungen, Vorabendserien, Bücher lesen und private Weiterbildung am besten für die Unterdimension *kulturelles Kapital* geeignet.

Neben den bivariaten Zusammenhängen können mit Hauptkomponentenanalysen zusätzliche Informationen über die Eignung von Items gewonnen werden. Anhaltspunkt ist hier nicht eine Indikator-Variable, sondern die gemeinsame Varianz eines einer Lebensstildimension zugeordneten Sets von Items in Form einer Hauptkomponente. Hauptkomponenten sind theoretisch-statistische Konstrukte, die erst anhand ihrer Ladungen inhaltlich bestimmt werden. Dies ist für die Auswahl der Items kein Nachteil gegenüber den Indikatoren der sozialen Lage, die ja den Inhalt der Lebensstildimension ebenfalls nicht exakt widerspiegeln. Der Vorteil der Hauptkomponenten gegenüber den zuvor betrachteten bivariaten Zusammenhängen liegt darin, dass mit inhaltlich gut zu bestimmenden Hauptkomponenten die Items identifiziert werden können, welche den *gemeinsamen* Varianzanteil des der Hauptkomponente zugeordneten Sets von Items am besten wiedergeben. Anhand der Hauptkomponentenladungen erhält man also gegenüber den vorher betrachteten bivariaten Zusammenhängen zusätzliche Informationen über die Bedeutung eines Items gegenüber den anderen Items einer Lebensstildimension. Außerdem kann so überprüft werden, wie sich die von Otte theoretisch ermittelten Dimensionen mit den zur Verfügung stehenden Items reproduzieren lassen.

In einer Hauptkomponentenanalyse der 22 Lebensstil-Items (Varimax-Rotation) wurden sieben Hauptkomponenten extrahiert, die 59% der Gesamtvarianz auf sich vereinigen (Tab. 5.4). Die ersten sechs Hauptkomponenten können relativ gut den Haupt- und Unterdimensionen des Lebensstils zugeordnet werden: Die *erste* Hauptkomponente drückt – angezeigt durch die höchsten Ladungen – in erster Linie kulturelles Kapital aus und steht sekundär für biographische Offenheit. Für die Unterdimension kulturelles Kapital fällt die (gegenüber den Indikator-Korrelationen) gewachsene Bedeutung des Items Musizieren, Malen, Schreiben auf. Die *zweite* Hauptkomponente ist der Dimension Modernität/biographische Perspektive zuzuordnen und drückt biographische Geschlossenheit aus. Außerdem weist das dem Ausstattungsniveau zugeordnete Item "Selbstbewusstsein aus beruflichem Erfolg" relativ hohe Korrelationen auf. Die *dritte* Hauptkom-

ponente drückt mit hohen Ladungen der Items Actionfilme, Science-Fiction und Sendungen zur Rock- und Popmusik das Schulzesche Spannungsschema aus und steht somit für Modernität. Die *vierte* Hauptkomponente entspricht dem Trivialkulturschema, drückt also Traditionalität und geringes kulturelles Kapital aus. Zur *fünften* Hauptkomponente weisen abermals solche Items hohe Ladungen auf, die der kulturellen Dimension des Ausstattungsniveaus zugeordnet wurden, allerdings handelt es sich hier eher um einen sekundären Aspekt, nämlich Informationssendungen. Die höchsten Ladungen auf der *sechsten* Hauptkomponente weisen Items der ökonomischen Unterdimension des Ausstattungsniveaus auf. Ähnlich wie bei der ersten Hauptkomponente fällt hier ein Item, "Streben nach Wohlstand und Luxus", stärker ins Gewicht als bei den bivariaten Korrelationen und drückt am ehesten die den drei Items gemeinsame Varianz aus.

Dimensionen des Lebensstils		Hauptkomponenten							
		1	2	3	4	5	6	7	
		Ausstattungs-niveau	Modernität/ biogr. Persp.	Modernität/ biogr. Persp.	Modernität/ biogr. Persp.	Ausstattungs-niveau	Ausstattungs-niveau	???	
		kulturelles Kapital	traditionell / biographisch geschlossen	modern (Spannungsschema)	traditionell (Trivialkultur)	kulturelles Kapital (Information)	ökonomisches Kapital	Materialismus?	
		(biogr. offen)	(Berufsstatus)						
Modernität und biographische Perspektive	Modernität	Fernsehpräferenz Actionfilme	-0,175	-0,003	<b>0,797</b>	0,010	-0,012	0,084	-0,034
		Fernsehpräferenz Science Fiction	-0,006	-0,153	<b>0,774</b>	-0,039	0,018	-0,025	-0,075
		Fernsehpräferenz Heimatfilme	-0,092	0,033	-0,029	<b>0,852</b>	-0,046	0,014	-0,079
		Fernsehpräferenz Volksmusiksendungen	-0,144	0,115	-0,199	<b>0,782</b>	0,074	-0,058	0,013
		Fernsehpräferenz Sendungen zu Rock-, Popmusik	0,166	-0,032	<b>0,673</b>	-0,118	-0,055	0,125	0,056
		Selbstbeschreibung: Familie wichtigstes Lebensziel	-0,057	<b>0,644</b>	0,098	0,077	-0,031	0,078	0,144
		Selbstbeschreibung: Religion wichtiger Bereich im Leben	0,251	0,276	-0,012	0,277	0,059	0,099	<b>-0,628</b>
	biographische Persp.	Häufigkeit Ausgehen / Kneipenbesuch	<b>0,472</b>	<b>-0,402</b>	0,193	-0,267	-0,035	0,197	0,111
		Selbstbeschreibung: aufregendes und abwechslungsreiches Leben wichtig	<b>0,385</b>	-0,300	<b>0,300</b>	-0,065	-0,029	<b>0,343</b>	0,243
		Selbstbeschreibung: strebe nach Harmonie und Ruhe	-0,036	<b>0,738</b>	-0,132	-0,021	0,022	-0,072	-0,130
		Selbstbeschreibung: mag Alltag in geregelter Ordnung	-0,246	<b>0,695</b>	-0,158	0,172	0,116	0,011	0,036
		Selbstbeschreibung: Selbstbewusstsein beruflicher/ schulischer Erfolg	0,177	<b>0,350</b>	-0,100	0,121	0,148	0,092	<b>0,682</b>
		Selbstbeschreibung: Ich lebe eher bescheiden	0,058	0,277	0,029	0,237	-0,022	<b>-0,552</b>	0,007
		Selbstbeschreibung: Streben nach Wohlstand und Luxus	0,040	0,035	0,216	-0,074	-0,052	<b>0,783</b>	0,010
		Selbstbeschreibung: Wohnen in angesehener Gegend wichtig	-0,045	0,236	-0,028	<b>0,312</b>	0,051	<b>0,664</b>	-0,006
Ausstattungsniveau	ökonom. Kapital	Häufigkeit Bücher lesen	<b>0,514</b>	0,004	-0,254	-0,171	0,149	-0,109	-0,236
		Häufigkeit Musizieren, Malen, Schreiben	<b>0,704</b>	0,047	0,053	-0,042	-0,110	-0,048	-0,196
		Häufigkeit kulturelle Veranstaltungen besuchen	<b>0,678</b>	-0,239	-0,046	-0,142	0,115	0,105	0,050
		Häufigkeit sich privat weiterbilden	<b>0,595</b>	-0,073	0,002	0,010	0,116	-0,057	0,159
	kulturelles Kapital	Fernsehpräferenz Nachrichten	0,013	0,165	0,004	0,026	<b>0,841</b>	-0,032	0,054
		Fernsehpräferenz Politische Magazine	0,118	-0,055	-0,039	-0,054	<b>0,850</b>	0,026	0,004
		Fernsehpräferenz Vorabendserien	-0,135	0,174	<b>0,326</b>	<b>0,446</b>	<b>-0,315</b>	-0,042	0,034

Varimax-Rotation mit Kaiser-Normalisierung. Hauptkomponentenladungen  $\geq 0,3$  sind fett gedruckt

Tab. 5.4: Ergebnis der Hauptkomponentenanalyse mit potenziellen Lebensstil-Items und Zuordnung zu theoretischen Dimensionen des Lebensstils.

Das Item "Selbstbewusstsein aus beruflichem Erfolg" hingegen bildet trotz seiner Korrelation zum Einkommen weniger stark die den sonstigen ökonomischen Items gemein-

same Varianz aus, was sich auch darin zeigt, dass es bei der *siebten* Hauptkomponente mit einer hohen Ladung vertreten ist. Ansonsten ist diese Hauptkomponente nur durch eine hohe (negative) Ladung des Religions-Items bestimmt, so dass sie am ehesten, aber doch sehr unscharf, mit Konzepten wie Materialismus umrissen werden kann.

Die Hauptkomponentenanalyse bildet die Dimensionen des Lebensstils und die diesen zugeordneten Items im Wesentlichen gut ab. Gegenüber den bivariaten Korrelationen zu Indikatorvariablen der sozialen Lage ergibt sich eine Aufwertung des Items "Musizieren, Malen, Schreiben" für den kulturellen und des Items "Streben nach Wohlstand und Luxus" für den ökonomischen Bereich des Ausstattungsniveaus.

Unter zusätzlicher Berücksichtigung der Schiefe der Verteilung und der Orientierung an möglichst großen inhaltlichen Übereinstimmungen zu Ottos Ansatz wurden schließlich die in Tab. 5.5 wiedergegebenen Items für die Bestimmung der Lebensstiltypen herangezogen.

Anstelle der von Otte in seiner Kurzversion verwendeten zehn Items werden hier zwölf Items herangezogen. Die Gegenüberstellung zeigt, dass sechs der von Otte benutzten Items weitgehend reproduziert werden können. In Ermangelung geeigneter Items ist die ökonomische Dimension innerhalb des Ausstattungsniveaus gegenüber der Itemauswahl von Otte weniger stark gewichtet.

		Items Otte (Kurzversion)	Items "Mobilität in Berlin"
Modernität/ biogr. Perspektive	Modernität	Leben in vollen Zügen genießen Religiöse Perspektiven (-) Traditionen der Familie (-) -- --	-- Religion wichtiger Lebensbereich (-) -- Sendungen zu Pop-/Rockmusik Actionfilme
	biographische Perspektive	Viel Ausgehen Ständig etwas los im Leben --	Viel ausgehen/Kneipenbesuche Leben aufregend & abwechslungsreich Alltag in geregelter Ordnung (-)
Ausstattungsniveau	ökonomisches Kapital	Gehobener Lebensstandard Ausgaben im Restaurant --	Streben nach Luxus und Wohlstand -- Ich lebe eher bescheiden (-)
	Kulturelles Kapital	Kunstaussstellungen besuchen Bücher lesen Überregionale Tageszeitung -- --	kulturelle Veranstaltungen besuchen Bücher lesen -- Musizieren, Malen, Schreiben Private Weiterbildung

(-) steht für umgekehrten Zusammenhang eines Items in Bezug auf die Lebensstildimension

Tab. 5.5: Items zur Bildung von Lebensstiltypen in Gegenüberstellung zu den Items aus Ottos Kurzversion (Otte 2004).

#### 5.3.1.4 Bildung der Lebensstiltypen anhand von Indexvariablen

Weiterhin in Anlehnung an Ottos Vorgehensweise kann nun die Bildung von Indexvariablen für die beiden Strukturierungsdimension des Lebensstils anhand der Mittelwerte der den Dimensionen zugeordneten Itemwerte für eine Person vorgenommen werden.



Fälle mit mehr als einem fehlenden Wert pro Hauptdimension wurden ausgeschlossen, so dass 1.574 Befragte von insgesamt 1.709 aus der Erhebung "Mobilität in Berlin" für die Bildung von Lebensstiltypen übrig blieben.

Da die Items zu den Häufigkeiten bestimmter Tätigkeiten (siehe Anhang I, 4.2) und den Fernsehpräferenzen (ibid.: 4.3) im Gegensatz zu den Selbsteinschätzungen (ibid. 4.1) nicht nur vier-, sondern fünfstufig skaliert sind, mussten die Werte der fünfstufigen Items auf ein vierstufiges Niveau gebracht werden, um alle Items gleich zu gewichten. Die Betrachtung der Häufigkeiten der Itemwerte führte dazu, dass jeweils die beiden höchsten Klassen zusammengefasst wurden. Außerdem mussten die Werte der Items, die inhaltlich das Gegenteil der Lebensstildimension ausdrückten, umgekehrt werden (z.B. soll die Bedeutung der Religion mit steigender Modernität abnehmen). Die Bildung der beiden Indizes erfolgt also (wenn keine fehlenden Werte vorlagen) anhand der einfachen Formel:

$$\begin{aligned} \text{- Index Modernität/biographische Perspektive} &= (x_1+x_2+\dots+x_6)/6 \\ \text{- Index Ausstattungsniveau} &= (y_1+y_2+\dots+y_6)/6 \end{aligned}$$

wobei x und y die Werte der den beiden Lebensstil-Dimensionen zugeordneten Indexvariablen sind, und diese, genau wie die Indexvariablen selbst, Werte von 1 bis 4 annehmen können. Für die Zuordnung zu den Typen anhand der beiden Indexwerte mussten damit lediglich die Klassengrenzen festgelegt werden. Aufgrund einer Häufung in den mittleren Klassen (bei annähernd normalverteilten Items) wurden die Klassengrenzen analog zu Otte so festgelegt, dass die Mittelklasse (von 2,01-2,99) gegenüber den Randklassen (1-2; 3-4) etwas kleiner ausfallen. Daraus ergibt sich folgende Verteilung der Befragten über die drei Klassen der beiden Lebensstilindikatoren:

Klassen	1 1,00 - 2,00	2 2,01 - 2,99	3 3,00 - 4,00	Summe
Modernität und biographische Perspektive	377 (24%)	794 (50%)	403 (26%)	1.574 (100%)
Ausstattungsniveau	473 (30%)	890 (57%)	211 (13%)	1.574 (100%)

Tab. 5.6: Häufigkeitsverteilung in den Klassen der Lebensstilindikatoren

Die Zusammenhänge zwischen den beiden Indexvariablen und den ihnen nach theoretischen Vorüberlegungen zugrunde liegenden Lagemerkmale Alter, Bildung und Einkommen bestätigen sich statistisch zum Teil:

	Alter	Schulbildung	Äquivalenzeinkommen
Modernität und biographische Perspektive	-0,65	0,13	-0,11
Ausstattungsniveau	-0,33	0,42	0,14

---

Alle Korrelationen sind signifikant auf 1%-Niveau

Tab. 5.7: Bivariate Korrelationen (Pearson) Indexvariable und Lagemerkmalen.

Die Lebensstildimension Modernität und biographische Perspektive weist entsprechend der theoretischen Erwartungen eine relativ hohe negative Korrelation zum Alter auf. Die Lebensstildimension Ausstattungsniveau steht erwartungsgemäß in positivem Zusammenhang mit der Schulbildung (0,42). Die Zusammenhänge mit der ökonomischen Dimension sind aber nur sehr gering. Hier treten abermals der Unschärfefeffer der Einkommensvariablen und die relativ niedrigen Korrelationen der Items mit den Einkommensindikatoren zu Tage.

Bei Otte weist der Zusammenhang der Ressourcenausstattung mit der Schulbildung mit 0,43 ein ähnliches Niveau auf, allerdings ist der Zusammenhang mit dem Äquivalenzeinkommen mit 0,36 wesentlich höher als in der vorliegenden Untersuchung. Der Zusammenhang zwischen der Lebensstildimension Modernität/biographische Perspektive mit dem Alter ist allerdings mit 0,51 geringer (Otte 2004: 169). In der Langversion Ottes liegen die mit dem theoretisch konstruierten Raum der Lebensstile konformen Korrelationen allerdings noch höher (ibid.: 165).

In der theoretischen Konstruktion des Raums der Lebensstile sollen die beiden Dimensionen Ausstattungsniveau und Modernität/biographische Perspektive möglichst unabhängig voneinander sein. Auch dies ist in der Lebensstiltypologie "Mobilität in Berlin" nicht der Fall, der Korrelationskoeffizient (Pearson) zwischen beiden Indizes beträgt 0,29. Aufgrund des relativ hohen Anteils von Items für kulturelles Kapital im Index Ausstattungsniveau ist dieser Zusammenhang aber nicht verwunderlich, da ein wohl in erster Linie kohortenspezifischer negativer Zusammenhang zwischen Alter und Bildung besteht (-0,14, Signifikant auf 0,01-Niveau). Der Zusammenhang zwischen Alter und ökonomischem Kapital ist hingegen mit 0,15 zu den Klassenmittelwerten und 0,26 zum Äquivalenzeinkommen positiv.

Anhand der Indexwerte können nun die Befragten den neun theoretisch vorkonstruierten Lebensstiltypen zugeordnet werden.

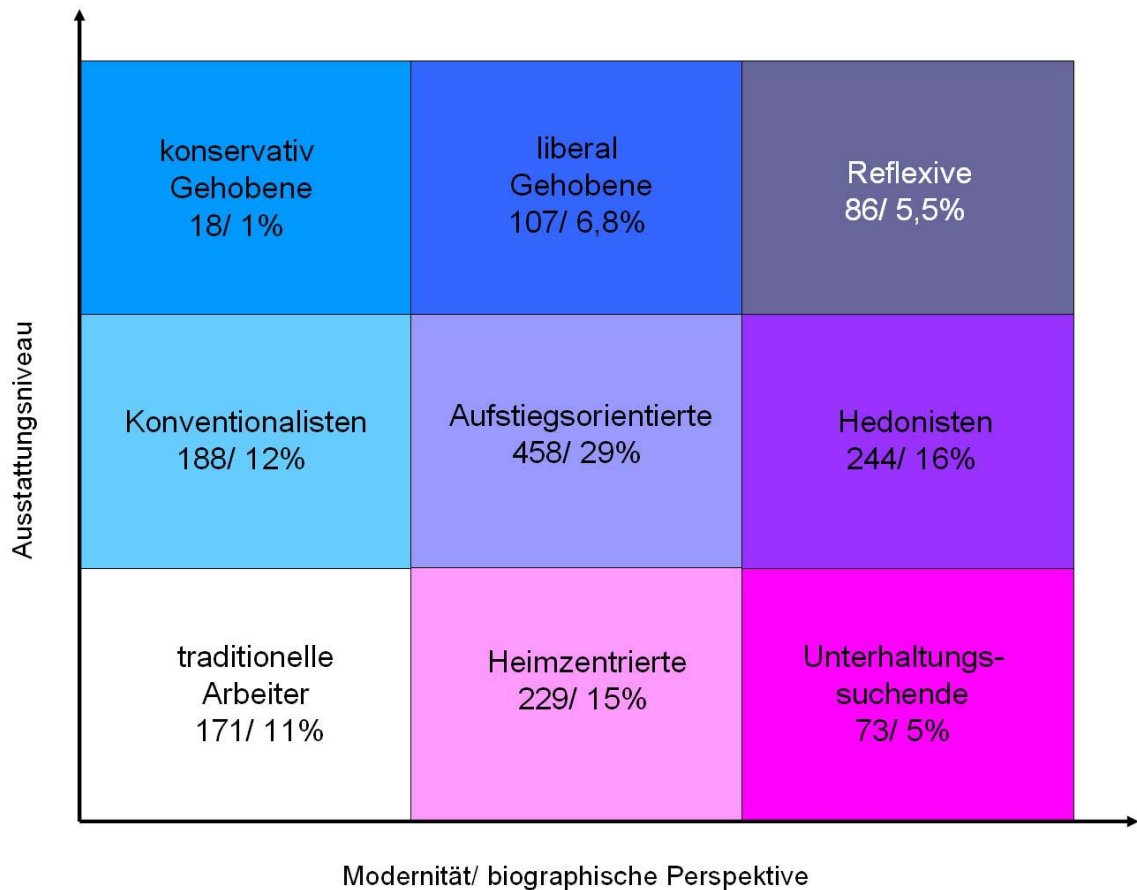


Abb. 5.14: Verteilung der Befragten über den theoretisch vorkonstruierten Raum der Lebensstile (n=1.574)

Die Verteilung zeigt eine deutliche Häufung bei den Typen mittleren Ausstattungsniveaus. Unter den drei Typen eines Ausstattungsniveaus weist der in Bezug auf Modernität/biographische Perspektive mittlere Typ (Heimzentrierte, Aufstiegsorientierte, liberal Gehobene) jeweils die größten Anteile auf. Gleiches gilt für die Typen mittleren Ausstattungsniveaus (Konventionalisten, Aufstiegsorientierte, Hedonisten), die unter den drei Typen gleicher Modernität/biographischer Perspektive jeweils die größten Anteile haben. In Konsequenz dieser Verteilung ist der Mitteltyp beider Dimensionen, der Typ der Aufstiegsorientierten mit 29% insgesamt am stärksten vertreten. Dieses Verteilungsmuster ist ein Ergebnis annähernd normalverteilter Items, die zur Bildung der Lebensstiltypen herangezogen wurden und insofern nicht verwunderlich. Problematisch ist die geringe Anzahl von nur 18 Befragten (weniger als 1%), die dem Typ der konservativ Gehobenen angehören.

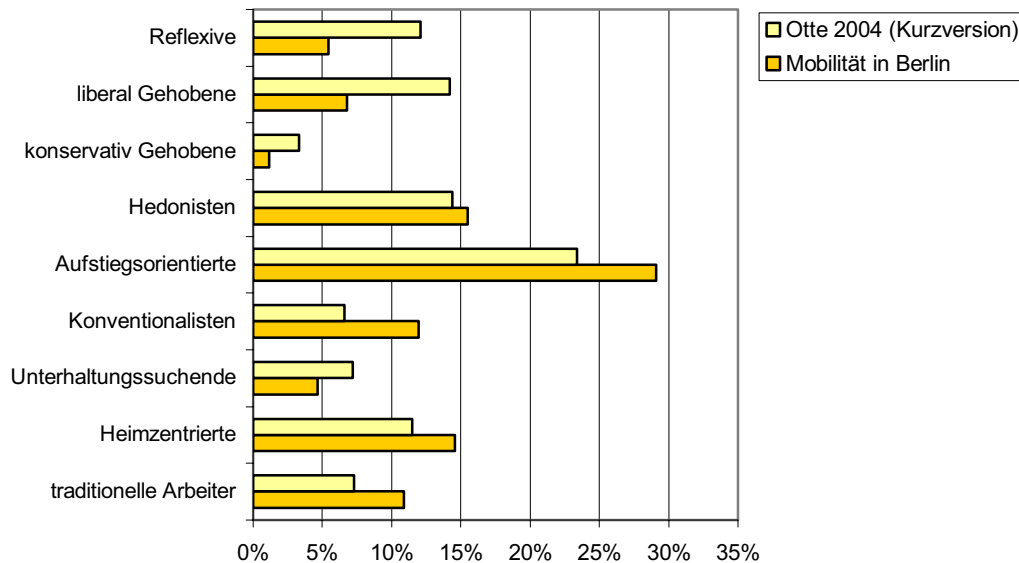


Abb. 5.15 Verteilung der Lebensstiltypen im Vergleich zu Ottos Kurzversion

Abbildung 5.15 stellt die Anteile der Lebensstiltypen denen aus Ottos Kurzversion (2004) gegenüber. Erkennbar wird, dass die beiden Verteilungen in vielen Punkten Ähnlichkeiten aufweisen. So sind auch hier die Aufstiegsorientierten die größte, die Hedonisten die zweitgrößte und die konservativ Gehobenen die kleinste Gruppe. Andererseits sind auch erhebliche Unterschiede erkennbar: So sind die Anteile in Ottos Verteilung nicht so stark polarisiert und die gehobenen Typen dort weitaus stärker repräsentiert. Ein chi-quadrat-Test zum Vergleich beider Verteilungen ergibt signifikante Unterschiede. Der Kontingenz-Koeffizient und Cramer's V für beide Stichproben betragen jeweils 0,22. Neben den unterschiedlichen Untersuchungskontexten (Berlin vs. Mannheim) muss insbesondere darauf hingewiesen werden, dass die Stichprobe der Befragung "Mobilität in Berlin" aus Teilräumen der Stadt gewonnen wurde, während die Stichprobe von Otte (2004) aus der Bevölkerung der gesamten Stadt gezogen wurde. Die Berliner Untersuchungsgebiete repräsentieren zwar einen breiten Querschnitt, sie repräsentieren aber keineswegs alle Wohn- und Lebenssituationen. Das Fehlen von Wohngebieten, die wie Villenviertel oder gehobene Einfamilienhausvororte mit eher konservativen, gehobenen Lebensstilen in Verbindung gebracht werden, erklärt den geringen Anteil der konservativ Gehobenen an der Stichprobe.

### 5.3.2 Merkmalsausprägungen im Raum der Lebensstile

In diesem Unterkapitel werden die Lebensstiltypen zunächst anhand der aktiven, also für die Typenbildung herangezogenen Variablen, dann anhand anderer, passiver Lebensstil-Items und schließlich anhand der soziodemographischen Merkmale Alter, Geschlecht, Haushaltsform, Bildung, Beschäftigungssituation und Einkommen charakterisiert. Dabei wird jeweils die Ausprägung dieser Merkmale über den Raum der Lebensstile beschrieben. Am Ende dieses Abschnitts werden dann die einzelnen Typen charakterisiert und Schlussfolgerungen zum Verfahren der Typenbildung gezogen. Eine Übersicht der Ausprägung aller Variablen findet sich im Anhang II.

### 5.3.2.1 Lebensstiltypen und Lebensstil-Items

#### Aktive Variablen

In der folgenden Abbildung 5.16 sind für jeden der neun Lebensstiltypen die durchschnittlichen Ausprägungen der zwölf in die Bildung der Typen eingeflossenen Lebensstil-Items dargestellt. Zur Verdeutlichung der Abweichungen wurden die Items z-standardisiert (d.h. Stichprobenmittelwert = 0, Standardabweichung = 1). Die ersten sechs Balken in jedem Diagramm zeigen die Durchschnittswerte der der Ressourcendimension zugeordneten Variablen, die letzten sechs die der Dimension Modernität/biographische Perspektive zugeordneten.

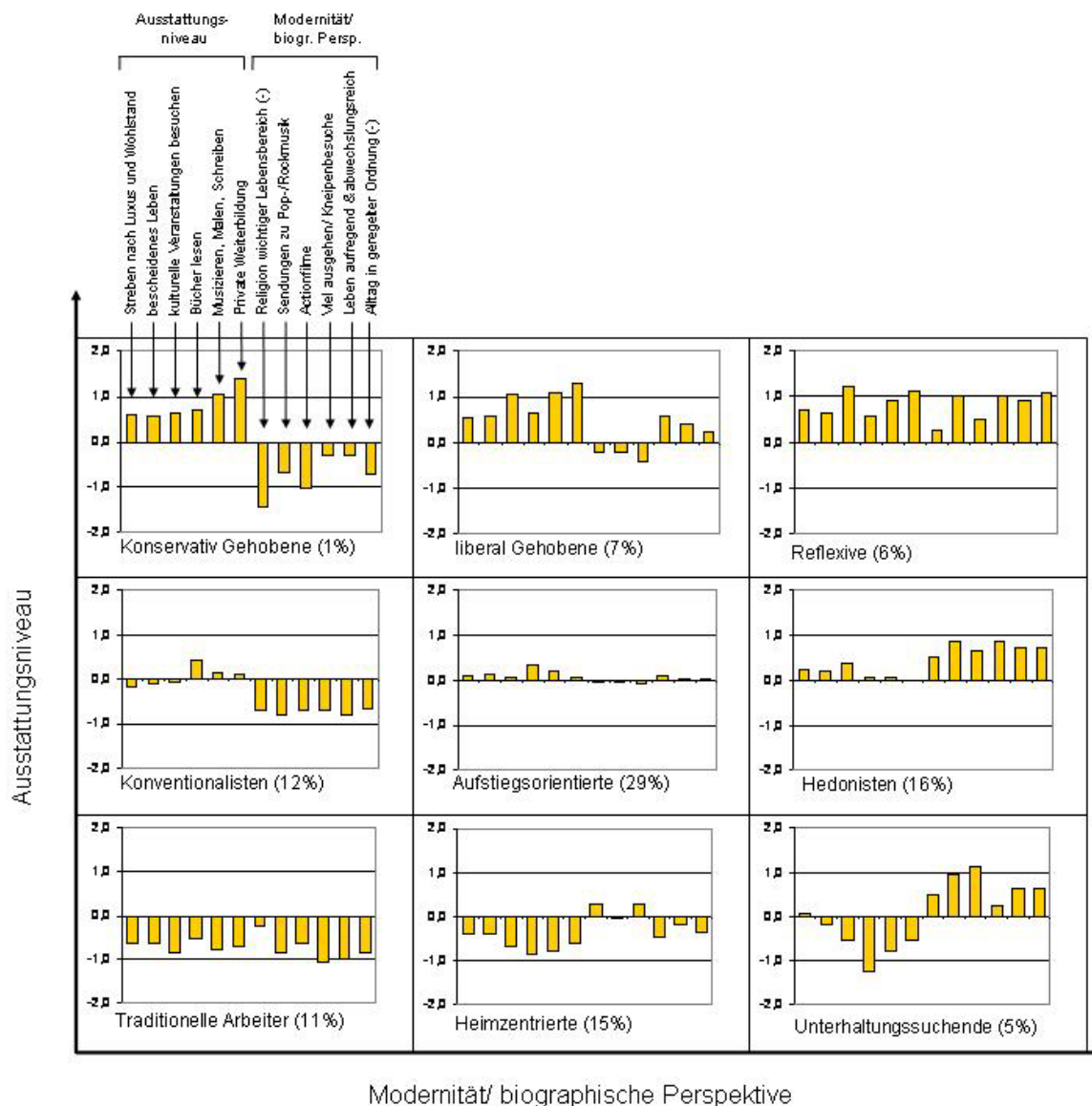


Abb. 5.16: Raum der Lebensstile mit Durchschnittswerten der zwölf aktiven Variablen für jeden Lebensstiltyp. Z-standardisierte Werte.

Die Diagramme verdeutlichen, dass die Zuordnung der Personen zu Lebensstiltypen anhand der additiven Indexes Durchschnittswerte ergeben, die für jedes Item und für jeden Lebensstiltyp die anhand der Vorgehensweise erwarteten Werte aufweisen. Im unteren Bereich des schematischen Raums der Lebensstile weisen die der Ressourcen-

dimension zugeordneten Items (sichtbar in den sechs linken Balken in jedem Diagramm) negative Werte aus, im mittleren Bereich sind die Ausschläge gering und im oberen Bereich deutlich positiv. Im linken Bereich des Gesamtkoordinatensystems nehmen die Variablen, die Modernität und biographische Offenheit anzeigen (sichtbar in den sechs rechten Balken jedes Diagramms), deutlich negative, im rechten Bereich deutlich positive und dazwischen relativ geringe Abweichungen vom Mittelwert aller Befragten auf. Der Typ der "Reflexiven", der für Modernität und eine offene biographische Perspektive und gleichzeitig hohe Ressourcen steht, weist erwartungsgemäß durchweg deutlich positive Werte der z-standardisierten Lebensstil-Items auf, sein Antipode "traditionelle Arbeiter" deutlich negative. Der Mitteltyp der Aufstiegsorientierten zeigt durchweg geringe Abweichungen vom Mittelwert.

Auch für die passiven, nicht für die Typenbildung herangezogenen Lebensstil-Items zeigen sich charakteristische Verteilungen über den Raum der Lebensstile. Allerdings zeigen diese Items fast durchweg geringere Abweichungen als die aktiven Variablen, was für die Auswahl der Items spricht.

Am stärksten zeigt sich eine horizontale, also nach der Dimension Modernität/biographische Perspektive gerichtete Ordnung bei den Fernsehpräferenz für Science-Fiction und Horrorfilme. Hier weisen die drei biographisch offenen und modernen Typen die höchsten, die drei biographisch geschlossenen und traditionellen Typen die niedrigsten Werte auf. In umgekehrter Richtung gilt das Gleiche für die Präferenz für Heimatfilme.

Die Häufigkeit der Freizeitbeschäftigung "PC-Spiele/Internet" weist eine (in der Anordnung an den vorkonstruierten Raum der Lebensstile) deutlich horizontale Ordnung auf. Sie nimmt von den biographisch geschlossenen Typen (traditionelle Arbeiter -0,49, konservativ gehobene -0,35) hin zu den offenen/modernen Typen (Reflexive 0,55) zu. Daneben besteht ein geringerer positiver Zusammenhang mit der Dimension Ressourcenausstattung. Gleiches gilt für die Beschäftigung mit Mode und neuesten Trends sowie, in umgekehrter Richtung, für das Bekenntnis zur Familie als wichtigstes Lebensziel und das Streben nach Harmonie und Ruhe.

Eine deutlich vertikale Ordnung zeigt die Fernsehpräferenz für politische Magazine. Die Lebensstiltypen, die aufgrund ihrer Ressourcenausstattung in der höchsten Etage des Raums der Lebensstile platziert sind, weisen die höchsten, die Typen der ersten Etage die niedrigsten Affinitäten zu diesem Genre auf. Die Bedeutung von sozialem und politischem Engagement ist primär mit dem Ausstattungsniveau positiv korreliert, sekundär gibt es positive Zusammenhänge mit biographischer Schließung.

Neben diesen beiden Ordnungen weisen einige Items eine zu etwa gleichen Teilen vertikale und horizontale Strukturierung auf. Die Häufigkeit der Tätigkeit Fernsehen nimmt von rechts oben (liberal Gehobene -0,7; Reflexive -0,48) nach links unten (traditionelle Arbeiter, 0,4) kontinuierlich zu, es vermischt sich also der Ressourcenaspekt mit dem Merkmal Modernität/biographische Offenheit, wobei der Lebensstiltyp mit dem größten Maß an biographischer Schließung und den geringsten Ressourcen am häufigsten mit Fernsehen beschäftigt ist. Die Häufigkeit der Tätigkeit "Freunde zu Hause treffen" folgt einem ähnlichen Muster (Reflexive 0,78; traditionelle Arbeiter -0,49), allerdings hat die

biographische Perspektive hier einen größeren Einfluss (Konventionalisten -0,27, Hedonisten 0,42). Ähnliches gilt für das Merkmal "aktiv Sport treiben".

#### 5.3.2.2 Alter, Geschlecht und Haushaltsformen

Das Durchschnittsalter der Lebensstiltypen entspricht der in der Konstruktion des Schemas intendierten Struktur. Auf niedrigem, mittlerem und gehobenem Niveau sind die Altersunterschiede zwischen biographisch offenen und geschlossenen Typen jeweils stark ausgeprägt, während die Altersunterschiede zwischen den je drei offenen, mittleren und geschlossenen Typen weitaus weniger deutlich sind.

Dem arithmetischen Mittel aller Befragten von 43 Jahren entspricht am ehesten der Mitteltyp der Aufstiegsorientierten mit einem Altersdurchschnitt von 41. Die traditionellen Arbeiter sind mit einem Altersschnitt von 61 der älteste, die Reflexiven mit 30 der jüngste Typ. So wird eine sekundäre Ordnung des Alters nach dem Ausstattungsniveau deutlich: Unter den drei Typen gleicher Modernität/biographischer Perspektive sinkt das Alter durchweg mit steigendem Ausstattungsniveau.

Bei der Verteilung nach Geschlecht ist zu berücksichtigen, dass die Stichprobe der Personen, die in die Lebensstilbildung einfließen, zu 58% aus Frauen bestand. Vor allem bei den biographisch geschlossenen Typen ist der Anteil von Frauen noch größer als im Mittel aller Befragten: So sind 64% der traditionellen Arbeiter, 65% der Konventionalisten und 61% der konservativ Gehobenen Frauen. Auch der Mitteltyp der Aufstiegsorientierten erreicht mit 64% noch deutlich überdurchschnittliche Anteile von Frauen. Die am stärksten männlich besetzten Lebensstiltypen (Gesamtstichprobe 42%) sind mit Abstand die Unterhaltungssuchenden (60%) gefolgt von den Hedonisten (50%) und den Heimzentrierten (48%). Die verbleibenden Typen der liberal Gehobenen und Reflexiven entsprechen in ihrer Zusammensetzung der Gesamtstichprobe, das heißt, Frauen sind mit 57 und 58% leicht überrepräsentiert.

Für 92% (1.447 Fälle) der 1.574 in die Bildung der Lebensstiltypen herangezogenen Befragten ist es möglich, aus Einzelangaben zur Anzahl bestimmter Personengruppen im Haushalt den Haushaltstyp zu ermitteln (siehe Anhang I, 1.19 und 5.9). Ausgewiesen wurden Einpersonenhaushalte, Paarhaushalte, die Kategorie eigener Elternhaushalt (d.h. die befragte Person wohnt bei ihren Eltern), Wohngemeinschaften, Familienhaushalte (bestehend aus einem Paar und mindestens einem Kind), Alleinerziehendenhaushalte (nur ein Erwachsener und mindestens ein Kind), sonstige Haushalte mit Kind und die verbleibenden sonstigen Haushalte. Paarhaushalte und Einpersonenhaushalte werden zusätzlich in ältere und jüngere Typen aufgeteilt, um der Position der Haushalte in einem idealtypischen Haushaltslebenszyklus von zunächst wachsenden und dann, nach der familiären Phase wieder schrumpfenden Haushalten gerecht zu werden. Die Klassengrenze zwischen jüngeren und älteren Paarhaushalten wird bei 50, für Einpersonenhaushalte bei 60 Jahren gezogen. Damit wird angenommen, dass jenseits dieser Altersgrenzen die Umwandlung eines Paarhaushaltes in einen Familienhaushalt unwahrscheinlich ist und der Einpersonenhaushalt sich nur noch relativ selten in einen Paarhaushalt verwandelt.<sup>70</sup> Die Verteilung dieser Haushaltstypen über die Gesamtstichprobe der Befragten für die Bildung der Lebensstile sieht wie folgt aus:

<sup>70</sup> Dies wurde auch empirisch anhand von Untersuchungen der Haushaltsbiographien bestätigt.

eigener Elternhaushalt		3,6%
postadoleszente Haushalte	jüngerer Einpersonenhaushalt (<=60 Jahre)	22,5%
	Wohngemeinschaft	5,5%
	jüngerer Paarhaushalt (<=50 Jahre)	14,8%
Haushalte mit Kindern	Familie	23,5%
	Alleinerziehendenhaushalt	7,4%
	sonstige HH mit Kindern	1,5%
postfamiliale Haushalte	älterer Paarhaushalt (>50 Jahre)	7,3%
	älterer Einpersonenhaushalt (>60 Jahre)	7,3%
Sonstige Haushalte		6,6%
Gesamt		100,0%

Tab. 5.8: Haushaltstypen in der Stichprobe (n=1.447)

Lebenszyklisch kann man die jüngeren Einpersonenhaushalte, Wohngemeinschaften und jüngere Paarhaushalte in postadoleszente Haushalte, die drei folgenden Typen in Haushalte mit Kindern und die beiden älteren Typen als postfamiliale Haushalte bezeichnen. Auch der eigene Elternhaushalt hat als Startpunkt im Haushaltslebenszyklus eine klare Position. Die sonstigen Haushalte werden hingegen wegen ihrer unklaren biographischen Position im Folgenden nicht weiter betrachtet.

Die Verteilung der verschiedenen haushaltsbiographischen Situationen über den Raum der Lebensstile ergibt folgendes Bild: Die drei biographisch offenen und modernen Lebensstiltypen weisen die höchsten Anteile der im Elternhaushalt und in postadoleszenten Haushaltsformen Lebenden auf. 7,7% der Hedonisten, 5,9% der Reflexiven und 4,1% der Unterhaltungssuchenden leben bei ihren Eltern (Durchschnitt aller Befragten: 3,6%). Postadoleszente Haushaltsformen sind mit 73% bei den Reflexiven, 65% bei den Hedonisten und 54% bei den Unterhaltungssuchenden die für die Mehrheit der Befragten typische Situation. Mit den liberal Gehobenen weist aber auch ein Typ mittlerer Modernität/biographischer Perspektive überwiegend postadoleszente Haushaltsformen auf (57%). Der Durchschnitt aller Befragten beträgt 43%.

Haushalte mit Kindern sind in den Typen mittlerer Modernität/biographischer Perspektive am stärksten vertreten: Die konservativ Gehobenen (53%), die Heimzentrierten (45%) und die Aufstiegsorientierten (40%) weisen hier die höchsten Anteile auf. Unter dem jungen Typ der Unterhaltungssuchenden (35%) und älteren der Konventionalisten (33%) sind Haushalte mit Kindern noch leicht überdurchschnittlich vertreten, in allen anderen Typen liegt der Anteil dieser Haushaltsform deutlich unter dem Durchschnitt.

Erwartungsgemäß sind postfamiliale Haushaltsformen unter den drei biographisch geschlossenen Typen am stärksten vertreten: Bei den traditionellen Arbeitern mit 53%, bei den Konventionalisten mit 35% und bei den konservativ Gehobenen mit 29%. Unter den Heimzentrierten weist diese Haushaltsform mit 14% noch durchschnittliche Werte auf, unter den drei jungen Typen ist sie nicht oder fast nicht existent.



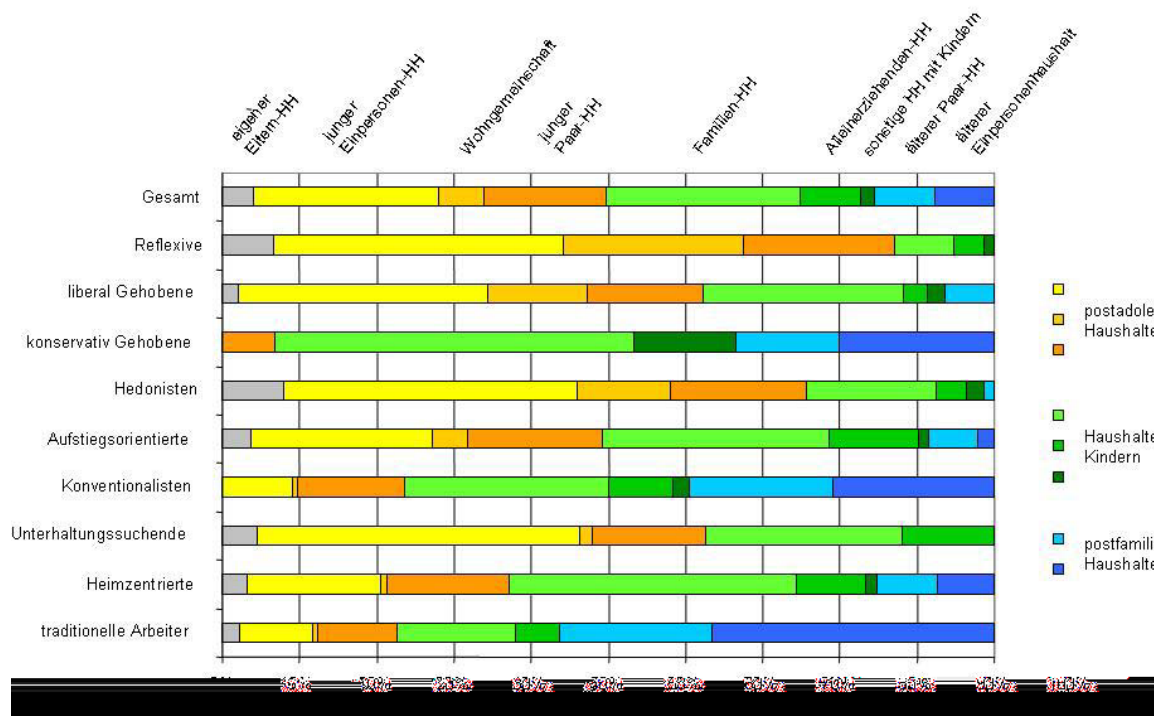


Abb. 5.17: Anteile der Haushaltsformen an den Lebensstiltypen (n=1.351), ohne Kategorie sonstige Haushalte

Insgesamt entspricht die Verteilung von Haushaltsformen innerhalb der Lebensstiltypen den drei Ausprägungen des theoretischen Modells zur Bildung der Lebensstile hinsichtlich Modernität und biographischer Offenheit. Die Verhältnisse der drei haushaltsbiographischen Situationen postadoleszenter Haushalte, Haushalte mit Kindern und postfamilialer Haushalte innerhalb eines Typs sind jedoch häufig von Mischsituationen zwischen zwei Phasen geprägt. So setzen sich die Konventionalisten und die konservativ Gehobenen vor allem aus Haushalten mit Kindern und postfamilialen Haushalten zusammen, die Aufstiegsorientierten verteilen sich auf Haushalte mit Kindern und postadoleszente Haushalte.

### 5.3.2.3 Lebensstiltypen, Bildung, Beschäftigung und Einkommen

Die Verteilung der Ressource Bildungskapital über die neun Lebensstiltypen folgt eindeutig einem vertikalen Schema. Zwar verfügen innerhalb der Lebensstile niedrigen, mittleren und hohen Ausstattungsniveaus die jeweils jüngsten Typen über das höchste Bildungskapital (als Ausdruck des kohortenspezifisch unterschiedlichen Zugangs zu Bildung angesichts eines sich seit den 1970er Jahren tendenziell öffnenden Bildungssystems). Die Unterschiede zwischen den Lebensstilen mit niedriger, mittlerer und hoher Ressourcenausstattung sind jedoch deutlich stärker ausgeprägt: Während der Durchschnitt der Befragten, die mindestens über Abitur verfügen, bei insgesamt gut 50% liegt, betragen die Anteile bei den Typen niedriger Ausstattung (jeweils in aufsteigender biographischer Öffnung 25, 26 und 27%, bei den Typen mittlerer Ausstattung 49, 61 und 62% und bei den gehobenen Typen 72, 83 und 83%. Dabei ist zu beachten, dass die Dimension des Ausstattungsniveaus zur Bildung der Typen überwiegend aus Lebens-

stil-Items bestand, die einen hohen Zusammenhang mit kulturellem Kapital aufwiesen, so dass diese Verteilung nicht überrascht.

Die Beschäftigungssituation der Befragten wurde mit den Kategorien erwerbslos, arbeitslos, Rentner, in Ausbildung (Schule, Studium, Berufsausbildung), Arbeiter, Beamter/Angestellter und selbständig erfasst. Die Verteilung dieser Kategorien über den Raum der Lebensstile folgt einem Muster, das keiner der beiden Strukturierungsdimensionen in eindeutiger Weise entspricht. Lebenszyklische Effekte erklären den höchsten Anteil von Auszubildenden bei den Reflexiven (50%) und den Hedonisten (38%). Beim dritten biographisch offenen Typ, den Unterhaltungssuchenden, liegt der Anteil dieser Gruppe mit 19% aber bereits unter dem der liberal Gehobenen (22%). Die Anteile von Rentnern sind bei den drei biographisch geschlossenen Typen am höchsten: Er beträgt 64% bei den traditionellen Arbeitern, 47% bei den Konventionalisten und 44% bei den konservativ Gehobenen.

Eine eher vertikale Struktur lässt sich anhand des Anteils der Arbeitslosen erkennen. Gegenüber dem Durchschnittswert der Stichprobe von 11,4% (der übrigens unter dem Berliner Durchschnitt von ca. 17% an den Erwerbspersonen zum Erhebungszeitpunkt liegen dürfte) sind die höchsten Werte bei Kategorien mit niedrigem Ausstattungsniveau Unterhaltungssuchende (27%) und Heimzentrierte (19%) anzutreffen, die mittleren Kategorien erreichen durchschnittliche Werte und die gehobenen liegen mit Ausnahme der Reflexiven unter dem Durchschnitt.

Das Merkmal Selbständigkeit ist eher vertikal als horizontal strukturiert (mit Anteilen von 2-6% in der untersten Stufe des Ausstattungsniveaus, von 6-12% in der mittleren und von 6-18% bei den gehobenen Typen. Die mit Abstand höchsten Selbständigenanteile weisen die liberal Gehobenen mit 18% auf (Durchschnitt der Stichprobe: 8%), gefolgt von den Hedonisten und Reflexiven mit jeweils 12%.

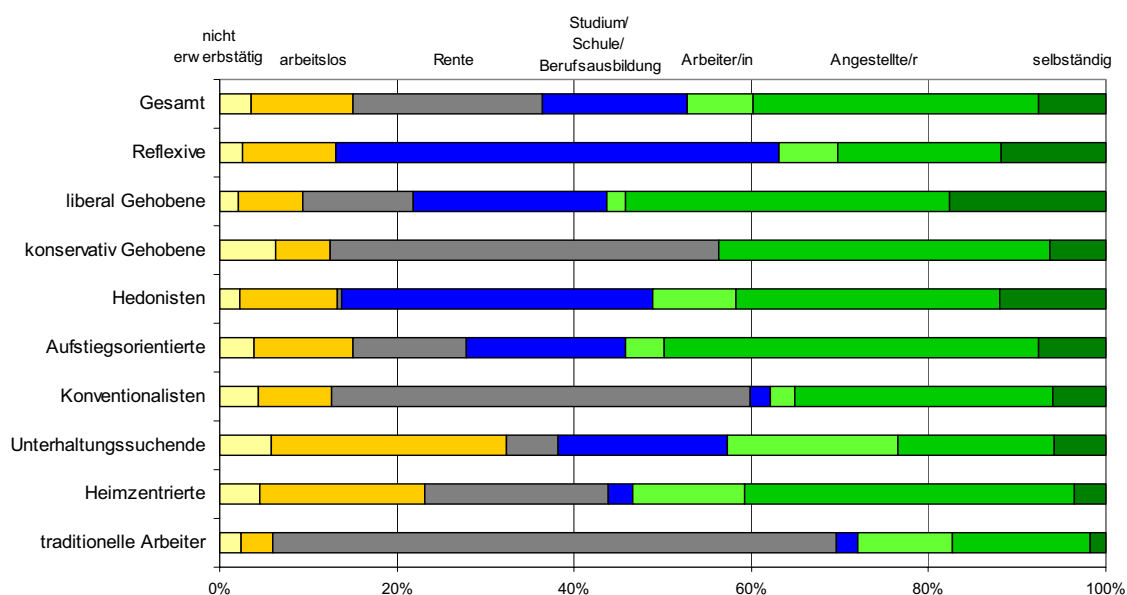


Abb. 5.18: Lebensstiltypen nach Berufssituation (n=1.574).

Die Relation von Angestellten zu Arbeitern erhöht sich erwartungsgemäß hin zu den Typen höheren Ausstattungsniveaus, jedoch weisen auch die jeweils jüngsten Typen eines Ausstattungsniveaus noch relativ hohe Anteile von Arbeitern im Verhältnis zu den Angestellten auf.

Die Anteile der Befragten eines Typs, die einer Beschäftigung nachgehen (aus der Summe der Anteile für Selbständige, Arbeiter und Angestellten) ist bei den drei biographischen Mittelkategorien mit 56% bei den liberal Gehobenen, 54% bei den Aufstiegsorientierten und 53% bei den Heimzentrierten am höchsten (Gesamtdurchschnitt 47%).

### 5.3.2.4 Einkommen

Wie bereits weiter oben erwähnt, wurden Daten zum Einkommen der Befragten in der Erhebung mit Haushaltseinkommensklassen erfasst, die zu Klassenmittelwerten und Äquivalenzeinkommen umgerechnet wurden (siehe 5.3.1.3, Fußnote 68). Aus den oben genannten Gründen, insbesondere wegen der offenen Randklassen, sind diese Daten mit Vorsicht zu bewerten.<sup>71</sup> Die so ermöglichte Berechnung zweier alternativer Einkommensmittelwerte für jeden Lebensstiltyp ist in Abb. 5.19 dargestellt.

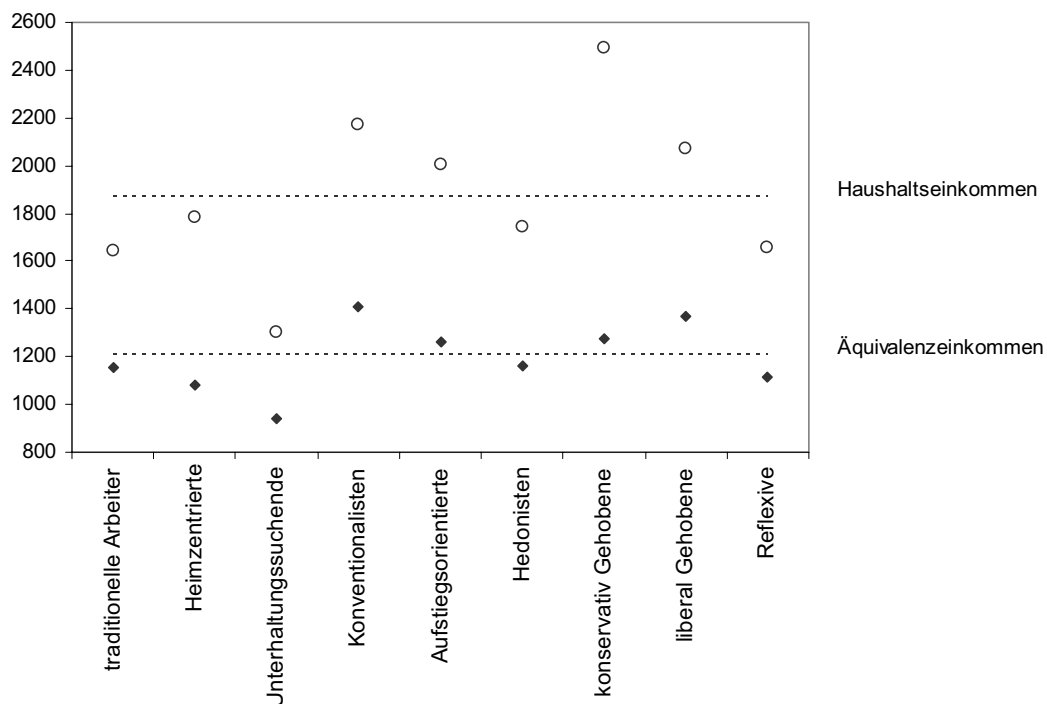


Abb. 5.19: Lebensstiltypen nach Einkommensmittelwerten

Gestrichelte Linien zeigen den Durchschnittswert an.

n=1.481 (Haushaltseinkommen), n=1.463 (Äquivalenzeinkommen)

Die Darstellung zeigt stärker für das Haushaltseinkommen als für das Äquivalenzeinkommen eine primäre Ordnung nach dem Ausstattungsniveau (erste drei, mittlere drei und letzte drei Typen). Innerhalb der Typen eines Ausstattungsniveaus ist eine sekun-

<sup>71</sup> Da über 17% der Befragten, die ein Haushaltsnettoeinkommen von unter 500 Euro angaben, in Haushalten mit mindestens drei Personen und zu fast 40% in Haushalten mit mindestens zwei Personen lebten, musste der Klassenmittelwert von 250 für die niedrigste Einkommensklasse als unrealistisch angesehen werden. In den einleitenden Bemerkungen des Fragebogens wurde darauf hingewiesen, dass bei Wohngemeinschaften, die keinen gemeinsamen Haushalt führen, das Haushaltsnettoeinkommen für alle Bewohner zu schätzen sei. Diese aus dem Alltagsverständnis der Befragten vermutlich ungewöhnliche Bitte wurde wahrscheinlich nicht in jedem Fall beachtet.

däre Ordnung zu erkennen, wonach das Einkommen von den älteren zu den jüngeren Typen abnimmt.

Im Vergleich zum theoretischen Modell fällt der Typ der Reflexiven aus der Reihe, da er als gehobener Typ im Haushaltseinkommen und im Äquivalenzeinkommen unter den Hedonisten und sogar unter dem Durchschnitt der Gesamtstichprobe liegt. Dies ist vor allem durch die Stellung im Berufsleben zu erklären, denn die Reflexiven befinden sich zu 50% noch in Ausbildung. Die Position als Typ gehobenen Ausstattungsniveaus kann damit anhand des Einkommens nicht bestätigt werden.

Ausnahmen von der festgestellten sekundären Ordnung nach Modernität/biographischer Perspektive sind die Heimzentrierten mit einer positiven Abweichung beim Haushaltseinkommen und die konservativ Gehobenen mit einer negativen Abweichung beim Äquivalenzeinkommen. Letzteres hängt mit einer überdurchschnittlichen Haushaltsgröße zusammen.

### 5.3.2.5 Zusammenfassende Charakterisierung der Lebensstiltypen

Nachdem die Verteilung der verschiedenen objektiven und subjektiven Merkmale über den Raum der Lebensstile insgesamt dargestellt wurde, werden diese Einzelmerkmale nun zur Charakterisierung der neun Lebensstiltypen herangezogen. Ziel dieses Schritts ist eine plastische Beschreibung der Typen und eine Überprüfung der Labels.

#### **Traditionelle Arbeiter**

Wie aus Abb. 5.16 hervorgeht, zeichnet sich der Typ der traditionellen Arbeiter dadurch aus, dass alle aktiven Lebensstil-Items negativ vom Mittelwert aller Befragten abweichen, wodurch biographische Schließung und Traditionalität sowie geringe Ressourcen zum Ausdruck kommen.

Die passiven Lebensstil-Items zeigen eine Affinität zu häuslicher Beschäftigung (Fernsehen, 0,4), vor allem aber eine Ablehnung außerhäuslicher Aktivitäten (Ausgehen/Kneipenbesuche -1,06, kulturelle Veranstaltungen -0,84, aktiv Sport treiben -0,4). Die Fernsehpräferenzen deuten auf eine Nähe zum Trivialkulturschema (Heimatfilme 0,74, Volksmusiksendungen 0,91) und eine Ablehnung des Spannungsschemas (Sendungen zur Rock- und Popmusik -0,86, Actionfilme -0,64) hin. Im Bereich der Werte und Einstellungen bekennen sich die durchschnittlichen Vertreter dieses Typs zu Harmonie, einem geregelten Leben, Ruhe und Ordnung und lehnen Aufregung ab. Sie streben nicht nach Wohlstand (-0,64) und geben an, eher bescheiden zu leben (0,62).<sup>72</sup>

Mit einem Durchschnittsalter von 61 sind die traditionellen Arbeiter der älteste aller Lebensstiltypen. Mit einem Frauenanteil von 64% (Durchschnitt aller Befragten: 58%) ist dieser Typ außerdem einer der am stärksten weiblich geprägten. Hinsichtlich der Haushaltstypen zeichnet er sich durch seinen sehr hohen Anteil postfamiliärer Haushalte (ältere Paar- und Einfamilienhaushalte) aus: Der Anteil beträgt 53% im Vergleich zu knapp 15% in der Gesamtstichprobe. Alle anderen Haushaltstypen sind unterdurchschnittlich vertreten, nur Familienhaushalte weisen mit 14% noch einen nennenswerten Anteil auf.

<sup>72</sup> Anders als bei der Bildung der Lebensstiltypen, wo die Werte der Items "Ich lebe eher bescheiden", "Religion ist ein wichtiger Bereich meines Lebens" und "Ich mag es, wenn der Alltag in geregelter Ordnung verläuft" mit negativem Vorzeichen versehen wurden, damit alle Items in die gleiche Richtung zeigten (vgl. 5.3.1.3), werden hier wieder die standardisierten Originalwerte verwendet.

Knapp 50% der traditionellen Arbeiter haben als höchsten Bildungstitel Volks- oder Hauptschulabschluss. Der Anteil der Befragten, die mindestens Abitur haben, ist mit 25% unter allen Typen am geringsten. Dies ist sowohl ein Ausdruck der geringen Ressourcen dieses Typs als auch ein Kohorteneffekt, der darin besteht, dass die meisten Angehörigen dieses Typs zum Zeitpunkt der Öffnung der Bildungssysteme bereits im Berufsleben standen.

Charakteristisch für die Stellung im Berufsleben der Angehörigen dieser Gruppe ist die Rente. Mit 64% ist der Rentneranteil in dieser Gruppe mit Abstand am höchsten (Gesamtmittelwert 22%). Der Arbeiteranteil ist mit 11% (gegenüber 8% in der Gesamtstichprobe) leicht überdurchschnittlich. Der Anteil von Arbeitslosen ist, wohl in erster Linie aufgrund des Alters der Befragten dieses Typs, mit 3,6% der niedrigste aller Lebensstiltypen. Das Äquivalenzeinkommen liegt leicht, das Haushaltseinkommen deutlich unter dem Durchschnitt aller Befragten.

Im Ganzen bestätigt dieser Typ die theoretischen Vorgaben eines bescheidenen Lebensstandards, der Nähe zur Trivialekultur und der "Orientierung am Praktischen". Das Label *traditionelle Arbeiter* für einen Typ, der sich nur zu 13% aus Arbeitern, zu fast zwei Dritteln aber aus Rentnern zusammensetzt, erscheint allerdings problematisch. Bei Otte sind immerhin 57% der Befragten dieser Kategorie in Rente (Otte 2004: 211), so dass man eher von "traditionellen ehemaligen Arbeitern" sprechen müsste. Auch ist dies der einzige Typ, der überhaupt auf eine Bezeichnung aus dem Berufsleben zurückgreift. Die Annahmen zu den traditionellen Formen von Engagement und Solidarität dieses Typs bestätigen sich nicht, zumindest wenn man diese an den Tätigkeiten "Am Vereinsleben teilnehmen" und "ehrenamtliches Engagement" sowie im Bekenntnis zu sozialem und politischem Engagement misst.

### **Heimzentrierte**

Der heimzentrierte Typ unterscheidet sich in der theoretischen Konstruktion des Raums der Lebensstile gegenüber dem traditionellen Arbeiter durch eine größere biographische Offenheit/Modernität. Die diesem Typ zugeordneten Befragten weisen zwar ebenfalls keine Affinität zu außerhäuslichen Aktivitäten auf (kulturelle Veranstaltungen -0,7, Ausgehen -0,44, Sport treiben -0,36), dies ist jedoch zu einem geringeren Maße der Fall als beim zuvor beschriebenen Typen. Durch Fernsehkonsum ausgedrückte Präferenzen für bestimmte alltagskulturelle Schemata zeigen sich anhand der Durchschnittswerte dieses Typs kaum. Leicht überdurchschnittliche Werte für Quizsendungen (0,33) und unterdurchschnittliche für politische Magazine (-0,21) und Dokumentationen (-0,24) betonen einfache, populäre kulturelle Vorlieben. Bei Werten und Einstellungen stehen das bescheidene (0,4) und geregelte (0,34) Leben sowie die Ablehnung des Strebens nach Wohlstand und Luxus (-0,4) im Vordergrund.

Das Durchschnittsalter der Heimzentrierten von 47 ist innerhalb der Stichprobe leicht überdurchschnittlich und entspricht der mittleren biographischen Perspektive dieses Typs. Frauen sind unter den diesem Typen zugeordneten Befragten mit knapp 52% zwar in der Mehrheit, im Vergleich zum Durchschnittsanteil von 58% an allen Befragten ist der Frauenanteil aber unterdurchschnittlich. Der Lebensstiltyp der Heimzentrierten weist einen deutlichen Schwerpunkt bei den Haushalten mit Kindern auf (45% gegenüber 32% in der Gesamtstichprobe). Entscheidend hierfür sind eher Familien- (35%) als

Alleinerziehendenhaushalte. Sowohl postadoleszente als auch postfamiliäre Haushalte sind unterrepräsentiert, lediglich jüngere Paarhaushalte (15%) und älterer Einpersonenhaushalte (7%) bewegen sich im durchschnittlichen Bereich.

Die relativ geringe formale Bildung entspricht in etwa der der traditionellen Arbeiter, ist allerdings mit 26%, die mindestens ein Abitur und 34%, die höchstens einen Hauptschulabschluss haben, etwas weniger stark ausgeprägt. Die Stellung im Berufsleben des Typs der Heimzentrierten ist etwas mehr als in der Gesamtstichprobe geprägt von Angestellten (37% gegenüber 32%). Die Anteile von Arbeitern (13%) und von Arbeitslosen (19%) sind die zweithöchsten aller Lebensstiltypen. Haushaltseinkommen (1.781 Euro) und Äquivalenzeinkommen (1.079 Euro) sind bei diesem Typ leicht unterdurchschnittlich. Ersteres liegt über, letzteres unter dem Wert der traditionellen Arbeiter.

Fast alle Merkmale laufen in die gleiche Richtung wie bei den traditionellen Arbeitern, sind aber weniger stark ausgeprägt. Ausnahmen sind die Familienorientierung und ein Bekenntnis zum Einfamilienhaus als bevorzugter Wohnform, die etwas stärker ausfallen. Auch wenn die Häuslichkeit der Aktivitäten dieses Typs geringer ist als bei den traditionellen Arbeitern, ist sie doch für die biographische Mittelposition sehr stark ausgeprägt und rechtfertigt die Benennung.

### **Unterhaltungssuchende**

Der Typ Unterhaltungssuchende ist der modernste Typ der drei Lebensstile mit geringem Ausstattungsniveau des Lebensstils. Hinsichtlich der Freizeitbeschäftigung zeichnet sich dieser Typ durch die Ablehnung solcher kultureller Aktivitäten aus, die mit Bildung und Niveau konnotiert sind (Bücher lesen -1,25, Musizieren, Malen, Schreiben -0,77, Besuch kultureller Veranstaltungen -0,54, sich privat weiterbilden -0,53). Anhand der Fernsehpräferenzen zeigen sich deutliche Affinitäten zum Spannungsschema (Actionfilme, Rock- und Popmusik, Horrorfilme etc., 1,13 - 0,89), die stärker ausgeprägt sind als in allen anderen Typen. Außerdem besteht eine Ablehnung zu Informationssendungen, die unter den vorhandenen Items am ehesten dem Hochkulturschema entsprechen (z.B. politische Magazine -0,41). Die Werthaltungen dieses Typs zeigen eine Zustimmung zu einem aufregenden Leben (0,61) und die Ablehnung von Harmonie und Ruhe (-0,63), Regeln (-0,62) Umweltschutz (-0,62), sozialem Engagement (-0,57) und Religion (-0,48). Die Bedeutung des beruflichen Erfolges für das Selbstbewusstsein ist mit -0,35 bei den Unterhaltungssuchenden am geringsten ausgeprägt.

Das Durchschnittsalter der Unterhaltungssuchenden liegt mit 32 Jahren 11 Jahre unter dem Gesamtdurchschnitt. Mit einem Anteil von 60% übertrifft der Anteil von Männern an diesem Typ den Gesamtdurchschnitt um nahezu 50%. Es handelt sich um den am stärksten männlich geprägten der neun Lebensstiltypen. Deutlich mehr als die Hälfte der Unterhaltungssuchenden leben in postadoleszenten Haushalten, der Anteil der Einpersonenhaushalte ist mit 39% so groß wie bei keinem anderen Typen. Auffällig ist außerdem, dass der Anteil von Haushalten mit Kindern leicht über dem Durchschnitt aller Typen liegt, was insbesondere dem Typ der Alleinerziehenden (11% gegenüber 7% im Schnitt) zuzurechnen ist. Postfamiliäre Haushalte sind unter den Unterhaltungssuchenden nicht vertreten, womit sich die biographisch offene Situation dieses Lebensstiltyps bestätigt.

Im Vergleich zu den beiden vorgenannten Typen niedrigem Ausstattungsniveaus weist der Typ der Unterhaltungssuchenden mit 32% einen etwas geringeren Anteil von Befragten mit höchstens Hauptschulabschluss und mit 27% einen etwas höheren Anteil an Befragten mit Abitur oder Hochschulabschluss auf. Allerdings ist der Anteil von Befragten ohne Abschluss mit 10% unter allen Typen am größten (Gesamtstichprobe: 2%).

Die Stellung im Berufsleben der Unterhaltungssuchenden kann als die ungünstigste aller Typen bezeichnet werden: Der Anteil von Arbeitslosen ist mit 27% mit Abstand der größte, als einziger Typ weisen die Unterhaltungssuchenden eine in etwa gleichmäßige Relation von Arbeitern zu Angestellten auf (19% gegenüber 18%; die Durchschnittswerte über alle Befragten betragen 8 bzw. 32%). Bestimmend für diesen biographisch offenen Typen ist außerdem ein hoher Anteil von Befragten, die sich in einer Ausbildungssituation befinden (19%). Das Haushaltseinkommen von durchschnittlich 1.304 Euro und das Äquivalenzeinkommen von 940 Euro sind die niedrigsten aller Typen und sehr deutlich (gut 450 bzw. 250 Euro) unter dem Durchschnitt.

Die für die Unterhaltungssuchenden geltenden theoretischen Vorgaben Konsumorientierung, Deklassierungsgefahr und Entpolitisierung sind gut empirisch bestätigt. Die Affinität zum Spannungsschema ist am stärksten, die Ablehnung von Hochkultur, politischen Sendungen, Umweltschutz, sozialem und politischen Engagement ist unter allen Typen am größten. Die prekäre Situation vieler diesem Typ angehörender Befragter wird durch die höchste Arbeitslosigkeit, das niedrigste Einkommen und den angesichts der Kohortenzugehörigkeit dieser Gruppe sehr geringen formellen Bildungsgrad dieser Gruppe bestätigt. Das Label Unterhaltungssuchende erscheint zwar etwas euphemistisch, drückt aber die Orientierung an der reinen Unterhaltung aus.

### **Konventionalisten**

Der Typ Konventionalisten ist der am stärksten traditionelle und biographisch geschlossene Typ mittleren Ausstattungsniveaus. Dementsprechend sind die meisten außerhäuslichen Aktivitäten wie Ausgehen/Kneipenbesuche (-0,7) unterdurchschnittlich. Die Häufigkeit der Freizeitbeschäftigung Spaziergänge ist hingegen überdurchschnittlich (0,29), ehrenamtliche Tätigkeiten und Handwerken/Handarbeiten werden sogar unter allen Typen am häufigsten praktiziert, jedoch unterscheidet sich die Häufigkeit dieser Tätigkeiten mit 0,26 bzw. 0,35 nur relativ gering vom Durchschnitt aller Befragten.

Die alltagskulturelle Orientierung der Konventionalisten zeigt ähnlich wie die der traditionellen Arbeitern eine Ablehnung des Spannungsschemas (Actionfilme -0,7) und eine leichte Affinität zum Trivialkulturschema (Volksmusiksendungen 0,41). Die Wertorientierungen dieses Typs zeigen die neben den nur in geringer Zahl vertretenen konservativ Gehobenen höchste Bedeutung von Religion (0,71). Hinzu kommen Präferenzen für ein geregeltes (0,65) und die Ablehnung eines aufregenden Lebens (-0,78).

Das Durchschnittsalter dieses Typs beträgt 56 Jahre, der Anteil von Frauen ist mit 65% der höchste aller Lebensstiltypen. Der Schwerpunkt der Haushaltsformen der Konventionalisten liegt zwischen familialen und postfamilialen Situationen. Die letztgenannte Kategorie hat einen Anteil von 35% unter den Konventionalisten gegenüber 15% in der Gesamtstichprobe. Der Anteil von Haushalten mit Kindern ist mit 33% durchschnittlich. Postadoleszente Typen sind angesichts der biographischen Perspektive dieses Lebens-

stiltyps unterdurchschnittlich vertreten, die jüngeren Paar-Haushalte erreichen aber mit 12% noch einen fast durchschnittlichen Anteil.

Die Konventionalisten weisen ein relativ hohes formales Bildungsniveau auf. 49% haben mindestens Abitur und 19% höchstens Hauptschulabschluss. Die meisten Anteile entsprechen dem Durchschnittsniveau der Gesamtstichprobe. Der Anteil der Befragten mit Hochschulabschluss ist mit 31% sogar überdurchschnittlich (Gesamtstichprobe: 27%).

Knapp die Hälfte der diesem Typ zugeordneten Befragten sind Rentner. Mit 47% ist dieser Anteil der zweithöchste unter allen Typen. Weitere 29% sind Angestellte, alle übrigen Kategorien, auch die der Arbeitslosen, sind unterdurchschnittlich vertreten.

Die Konventionalisten weisen das zweithöchste Haushaltseinkommen (2.169 Euro) und das höchste Äquivalenzeinkommen (1.412 Euro) aller Typen auf. Hier kumulieren sich die Effekte der biographischen Perspektive (keine Auszubildenden) und relativ kleiner Haushalte.

Der Typ der Konventionalisten zeigt die erwartete Verbindung von kleinbürgerlichem und bürgerlichem Habitus. Trotz des hohen Durchschnittsalters hat knapp die Hälfte der Befragten Abitur oder einen Hochschulabschluss, dennoch spielt das Triviale Kulturschema eine etwas größere Rolle als das Hochkulturschema.

### **Aufstiegsorientierte**

Entsprechend seines Platzes im vorkonstruierten Raum der Lebensstile weist der Mitteltyp der Aufstiegsorientierten keine besonderen Abweichungen im Lebensstil von den Mittelwerten aller Befragten auf. Die stärkste Abweichung ist hinsichtlich der Freizeitbeschäftigung Bücher lesen (0,3) festzustellen. Damit ist der Mitteltyp der Aufstiegsorientierten auch über alle Lebensstilvariablen hinweg ein Durchschnittstyp.

Mit einem Durchschnittsalter von 41 Jahren entsprechen die dem Typ der Aufstiegsorientierten zugeordneten Befragten am besten dem Altersdurchschnitt aller Befragten von 43. Der Frauenanteil von 64% ist hingegen deutlich überdurchschnittlich.

Haushalte mit Kindern sind mit 40% deutlich über-, postfamiliale Haushalte mit 8% deutlich unterrepräsentiert. Postadoleszente Haushalte sind in durchschnittlichem Umfang vertreten. Fast 44% aller Alleinerziehendenhaushalte der Gesamtstichprobe sind diesem Lebensstiltyp zugeordnet, der allerdings auch fast ein Drittel aller Befragten umfasst.

Die Aufstiegsorientierten haben zu 33% einen Hochschulabschluss, weitere 28% haben Abitur als höchsten Abschluss, womit dieser Typ bereits eine überdurchschnittlich hohe formelle Bildung aufweist. Nur 11,4% haben höchstens Hauptschulabschluss.

Die berufliche Situation der Aufstiegsorientierten entspricht weitgehend dem Durchschnitt aller Befragten. Der Anteil der Angestellten liegt allerdings mit 42% jedoch 10% über dem Durchschnitt und ist der höchste aller Lebensstiltypen, der Anteil der Rentner und Arbeiter mit 13 bzw. 4% deutlich unter dem Durchschnitt. Das Einkommen der Angehörigen dieses Typs liegt im Mittel leicht über der Gesamtstichprobe. Sowohl hinsichtlich des durchschnittlichen Äquivalenz- als auch Haushaltseinkommens liegt dieser Typ mit 1.262 bzw. 2.005 Euro an vierter Stelle.

Die im Label enthaltene Aufwärtsorientierung dieses Typs lässt sich anhand der Merkmalsausprägungen der Lebensstil-Items kaum nachweisen. Die meistens Abweichungen sind aufgrund der Mittelposition und der starken Besetzung dieser Gruppe insbesondere



in der Berliner Stichprobe abgeschliffen. Allerdings deuten das überdurchschnittliche Ausbildungsniveau und die Wichtigkeit der Kategorie der Angestellten zumindest ein überwiegend gesichertes materielles Niveau an und zeigen ein Potenzial, das sich im biographischen Verlauf noch stärker ausprägen kann.

### **Hedonisten**

Die Hedonisten zeichnen sich im theoretischen Modell der Lebensstile durch biographische Offenheit/Modernität und mittlere Ressourcenausstattung aus. Hinsichtlich der Freizeitbeschäftigungen fällt die Häufigkeit der Aktivität Ausgehen/Kneipenbesuche (0,85) und des Treffens von Freunden zu Hause (0,42) auf. Spaziergänge sind mit -0,33 die am stärksten unterdurchschnittlich ausgeprägte Aktivität. Ähnlich wie der Typ der Unterhaltungssuchenden zeichnen sich die Hedonisten durch eine Nähe zum Spannungsschema aus, allerdings ist diese weniger stark ausgeprägt (Sendungen zur Rock- und Popmusik 0,85, Actionfilme 0,64). Hinzu kommt eine Ablehnung des Trivialkulturschemas (Volksmusiksendungen -0,41).

Die Items zu Werten und Einstellungen zeigen eine ähnlich antikonventionelle Haltung wie bei den Unterhaltungssuchenden, mit einer großen Bedeutung eines aufregenden Lebens (0,74), der geringen Bedeutung religiöser Werte (-0,51), eines geregelten (-0,73) und harmonischen, ruhigen (-0,43) Lebens. Der Stellenwert der Freizeit gegenüber dem Beruf ist bei den Hedonisten innerhalb der Stichprobe mit 0,24 am stärksten. Das Durchschnittsalter der Hedonisten beträgt 31 Jahre und ist damit nach den Reflexiven das zweitniedrigste der neun Typen. Mit 50% ist der Anteil von Männern im Vergleich zur Gesamtstichprobe hoch. Die Hedonisten leben zu über zwei Dritteln in post-adoleszenten Haushalten, vorwiegend alleine. Hinzu kommen 8% der Befragten dieses Typs, die zusammen mit den Eltern wohnen, was der höchste Anteil dieser Haushaltsform in der Gesamtstichprobe ist. Haushalte mit Kindern sind mit 22% deutlich unterrepräsentiert, postfamiliale Haushalte kommen unter den Hedonisten mit 1% kaum vor. Gegenüber dem stärker biographisch geschlossenen Typen der Aufstiegsorientierten verfügen die Hedonisten über ähnliches durchschnittliches Bildungskapital, 62% haben mindestens Abitur, 5% höchstens Hauptschulabschluss. Dabei sind die größten Anteile einzelner Abschlüsse eher mittlere (Realschulabschluss und Abitur), während der Anteil der Befragten mit Hochschulabschluss mit 23% unterdurchschnittlich ist.

Die wichtigsten beruflichen Situationen sind für diesen Typ Ausbildung (35%) und Angestelltenverhältnisse (30%). Entsprechend der biographischen Situation der Hedonisten befindet sich ein mehr als doppelt so hoher Anteil der Befragten dieses Typs in einer Ausbildungssituation als im Durchschnitt aller Befragten. Der Anteil von Selbständigen ist mit 12% gegenüber 8% im Mittel aller Befragten ebenfalls deutlich überdurchschnittlich und der zweithöchste aller Typen. Das durchschnittliche Einkommen der diesem Typ zugerechneten Personen ist mit 1.745 Euro (Äquivalenzeinkommen) und 1.159 Euro (Haushaltseinkommen) leicht unterdurchschnittlich. Es liegt aber über dem der Reflexiven.

Die Abgrenzung des Lebensstils der *Hedonisten* gegenüber den Reflexiven fällt weniger stark aus, als im theoretischen Modell angenommen. Insbesondere die von Otte festgestellte Häufigkeit außerhäuslicher Aktivitäten ist geringer. Der niedrigere Reflexivitätsgrad und die anti-konventionelle Haltung der Hedonisten zeigt sich jedoch in einer ge-

ringeren Ausprägung der Wertedimensionen Engagement und Religion, in einer stärkeren Ablehnung der traditionellen, volkstümlichen Kultur und in einer größeren Wertschätzung der Freizeit gegenüber dem beruflichen Erfolg.

### **Konservativ Gehobene**

Die konservativ Gehobenen sind im theoretischen Modell des Raums der Lebensstile durch ein hohes Ausstattungsniveau und biographische Schließung gekennzeichnet. Dieser Typ ist mit nur 18 Befragten (1%) sehr schwach besetzt, so dass Aussagen nur mit Vorsicht zu treffen sind. Neben den in allen gehobenen Typen deutlich ausgeprägten Vorlieben für kulturelle Aktivitäten (Musizieren, Schreiben, Malen 1,04, private Weiterbildung 1,4, Bücher lesen 0,7) sind auch weitere, eher konventionelle außerhäusliche Aktivitäten wie Tätigkeiten in Vereinen (0,39) und Spaziergänge (0,42) deutlich ausgeprägt. Die Affinitäten im Bereich der Fernsehsendungen betreffen nur politische Magazine (0,51) und Nachrichten (0,36). Die deutlichste Ablehnung erfährt das gesamte Spektrum des Spannungsschemas (z.B. Actionfilme -1,01). In ihren Wertorientierungen zeigen die Angehörigen dieses Typs das stärkste Bekenntnis aller zur Familie als wichtigstes Lebensziel (0,47), zur Religion (1,46), zu Umweltschutz (0,81) und sozialem oder politischem Engagement (0,82). Hinzu kommt eine Orientierung an Luxus und Wohlstand (0,61) und die Ablehnung eines bescheidenen Lebens (0,55). Der berufliche Erfolg (0,35) und ein geregeltes (0,7), harmonisches und ruhiges (0,6) Leben werden ebenfalls als wichtig erachtet.

Das Durchschnittsalter der Befragten dieses Typs beträgt 55 Jahre, Frauen sind mit 61% leicht überrepräsentiert. Vorherrschend sind Haushalte mit Kindern und postfamiliäre Haushalte mit 53 bzw. 29%. Insbesondere Familienhaushalte sind mit 41% bestimmend für diesen Typ. Mit der Ausnahme jüngerer Paarhaushalte kommen postadoleszente Haushaltstypen nicht vor.

Das formelle Bildungskapital der konservativ Gehobenen liegt deutlich über den mittleren Typen. 72% verfügen mindestens über Abitur, keiner der Befragten hat einen niedrigeren Abschluss als Mittlere Reife. Der Anteil der Befragten mit Hochschulabschluss ist mit 61% unter allen Lebensstiltypen am höchsten. Die berufliche Situation der diesem Typ zugeordneten Befragten zeichnet sich durch hohe Anteile von Rentnern (44%) und Angestellten (38%) aus. Alle übrigen Anteile sind unterdurchschnittlich. Die konservativ Gehobenen haben mit 2.490 Euro das höchste Haushaltseinkommen aller Typen. Im Äquivalenzeinkommen zeigt sich der Effekt der vergleichsweise großen (Familien)Haushalte, so dass dieser Typ hier mit 1.277 Euro hinter den Konventionalisten und den liberal Gehobenen nur Rang drei einnimmt.

Die theoretischen Vorgaben zu den konservativ Gehobenen (bürgerliche Werte, Wertschätzung von Familie, Religion und Beruf) bestätigen sich, auch durch die nicht in die Typenbildung eingeflossenen Lebensstil-Items sehr gut, etwa in der großen Bedeutung beruflichen Erfolgs, der Familie, von Religion und des materiellen Besitzes. Einkommen und Bildungsmerkmale entsprechen dem gehobenen Niveau.

### **Liberal Gehobene**

Der Typ der liberal Gehobenen ist der hinsichtlich seiner Modernität/biographischen Offenheit mittlere Typ hohen Ausstattungsniveaus. Eher häusliche kulturelle Beschäftigung

gen wie Musizieren/Malen/Schreiben (1,09) und Bücher lesen (0,64) sind wichtig, die Beschäftigung Fernsehen ist hingegen unter allen Typen am seltensten (-0,7). Außerhäuslichen Aktivitäten gehen die diesem Typ zugeordneten Befragten in einem sehr breiten Spektrum und in einer Intensität nach, die häufig die stärksten Ausprägungen aller Typen aufweist, so dass dieser Typ als sehr vielseitig aktiv angesehen werden kann. Hierzu gehören der Besuch kultureller Veranstaltungen (1,06), private Weiterbildung (1,28), Ausgehen/Kneipenbesuche (0,57) und Sport treiben (0,44).

Entsprechend der stark unterdurchschnittlichen Bedeutung des Fernsehens sind die Affinitäten zu allen Bereichen des Fernsehprogramms negativ ausgeprägt. Nur Dokumentationen (0,03) und politische Magazine (0,14) weisen gering positive Abweichungen vom Mittelwert aller Befragten auf. Die Wertedimension zeigt insgesamt eine schwächere Amplitude als bei den meisten anderen Typen. Am stärksten weicht das Streben nach Luxus und Wohlstand (0,53) und die Verneinung eines eher bescheidenen Lebens (-0,6) ab. Außerdem wird ein aufregendes Leben überdurchschnittlich oft (0,41) als wichtig erachtet, allerdings weniger stark als bei den biographisch offenen/modernen Typen.

Das Durchschnittsalter der liberal Gehobenen beträgt 38 Jahre, die Geschlechtsrelation innerhalb dieses Typs entspricht der Stichprobe. Trotz der biographischen Mittelposition dieses Typs sind postadoleszente Haushaltsformen mit 57% bestimmend, 31% wohnen in Einpersonenhaushalten. Aber auch familiäre Haushaltsformen erreichen mit 30% annähernd durchschnittliche Anteile. Ältere Haushaltsformen sind nur mit älteren Paar-Haushalten (6%) vertreten.

Die liberal Gehobenen haben zu 83% zumindest Abitur, die Hälfte hat einen Hochschulabschluss, mit 2% hat nur ein sehr geringer Teil der Befragten einen Hauptschulabschluss als höchsten Bildungstitel angegeben. Die wichtigsten Berufskategorien dieses Typs sind Angestellte (37%) und Befragte, die sich in einer Ausbildungssituation befinden (22%). Auffällig ist vor allem der mit Abstand höchste Anteil von Selbständigen mit 18% (gegenüber 8% über alle Befragten). Haushaltseinkommen und Äquivalenzeinkommen sind mit 2.073 bzw. 1.372 Euro deutlich überdurchschnittlich, das Äquivalenzeinkommen ist das zweithöchste aller Typen.

Das empirisch ermittelte Merkmalsprofil der *liberal Gehobenen* entspricht sehr gut den Beschreibungen dieses Typs. Sowohl die kulturellen (in Form von Bildungsabschlüssen) als auch die ökonomischen Ressourcen sind entsprechend hoch und wirken sich in vielfältigen außerhäuslichen Aktivitäten aus. Die Bedeutung beruflicher Selbstverwirklichung wird durch den hohen Selbständigenanteil ausgedrückt. Die Offenheit gegenüber dem Modernen artikuliert sich zwar nicht in Fernsehpräferenzen, aber in einem intensiven Ausgehverhalten. Postmaterielle Orientierungen wie Ehrenamt und Engagement sind zwar schwach, aber überdurchschnittlich ausgeprägt.

### **Reflexive**

Der Typ der Reflexiven kombiniert in der theoretischen Konstruktion des Raums der Lebensstile hohe Ressourcenausstattung mit starker biographischer Offenheit/Modernität. Entsprechend weichen sehr viele Lebensstil-Items relativ stark vom Mittelwert aller Befragten ab. Die Aktivitäten zeigen unter allen Typen die größte Häufigkeit der Tätigkeiten Besuch kultureller Veranstaltungen (1,25), Ausgehen/Kneipenbesuche (1,03) und Freunde zu Hause treffen (0,78). Auch die eher häusli-

chen kreativen Tätigkeiten und private Weiterbildung sind stark ausgeprägt. Die Fernsehpräferenzen drücken eine Nähe zum Spannungsschema (Sendungen zur Rock-/Popmusik 1,0, Science-Fiction 0,73) und eine Distanz zum Trivialkulturschema aus. Beides entspricht in etwa den Hedonisten.

Die Werte und Einstellungen zeigen die am stärksten antikonventionelle Haltung unter allen Typen, die sich vor allem in der Ablehnung eines geregelten Lebens (-1,08), dem Streben nach Aufregung und Abwechslung (0,92) und der Ablehnung der Familie als wichtigstes Lebensziel (-0,45) ausdrückt. Hinzu kommt ein unter allen Typen am stärksten ausgeprägtes Streben nach Wohlstand und Luxus (0,72) und die Ablehnung eines bescheidenen Lebens (-0,65), was den reflexiven Überbau dieses Typs etwas vermissen lässt. Die an eigenen Aussagen gemessene Orientierung an Mode und Trends ist mit 0,47 unter allen Typen mit Abstand am stärksten.

Das Durchschnittsalter der Reflexiven liegt bei 30 Jahren und ist somit das niedrigste aller Typen. Der Anteil von Frauen ist etwas geringer als in der Gesamtstichprobe. Der Typ erreicht mit 73% den höchsten Anteil postadoleszenter Haushaltsformen. Der Anteil von Wohngemeinschaften ist mit 21% der höchste unter allen Lebensstiltypen. Postfamiliale Haushalte sind unter den Reflexiven nicht vertreten und Haushalte mit Kindern erreichen mit 12% nur ein Drittel des durchschnittlichen Anteils über alle Befragten.

Das Bildungsniveau entspricht im Wesentlichen dem der liberal Gehobenen. Auch bei diesem Typ haben knapp 83% zumindest das Abitur als höchsten Bildungstitel. Innerhalb dieser Kategorie ist der Anteil der Befragten mit Hochschulabschluss mit 31% allerdings deutlich geringer, der Anteil der Befragten ohne Abschluss mit 5% etwas höher. Dieser Unterschied kann als Ausdruck des niedrigeren Durchschnittsalters und der offener biographischen Perspektive gedeutet werden. Die Hälfte der diesem Typ zugeordneten Befragten befindet sich in einer Ausbildungssituation (Studium, Schule, Berufsausbildung). Dies entspricht dem dreifachen Wert des Anteils der Auszubildenden in der Gesamtstichprobe. Der Anteil der Selbständigen ist mit knapp 12% ebenfalls überdurchschnittlich. Angestellte sind eine dritte wichtige Beschäftigungskategorie dieses Typs, die mit 18% zwar in nennenswertem aber deutlich unterdurchschnittlichem Anteil repräsentiert ist.

Die berufliche Stellung der diesem Typ zugeordneten Befragten wirkt sich im Sinne unterdurchschnittlicher Einkommen aus. Das durchschnittliche Haushaltseinkommen beträgt 1.657 Euro, das Äquivalenzeinkommen 1.115, so dass dieser Typ in beiden Einkommenskategorien an drittletzter Stelle liegt.

Die theoretische Annahme zu einer in materieller Hinsicht gehobenen Position der Reflexiven bestätigt sich angesichts stark unterdurchschnittlicher Einkommenswerte nicht. Diese Anormalität im Vergleich zum theoretischen Modell und gegenüber Ottes Untersuchung, wo dieser Typ das höchste Pro-Kopf-Einkommen aufweist (Otte 2004: 201), ist wohl in erster Linie der alters- und bildungsmäßigen Zusammensetzung dieses Typs geschuldet: Anders als bei Otte befinden sich in der Berliner Untersuchung bei vergleichbaren Durchschnittsanteilen der Gesamtstichprobe 50% (gegenüber 20%) der Reflexiven in einer Ausbildung (Studium, Schule, Berufsausbildung). Das Durchschnittsalter der Reflexiven beträgt bei Otte fast 37, in der Berliner Untersuchung knapp 30 Jahre.

Wie weiter oben angesprochen wurde, drückt sich hier außerdem das Problem der Berliner Untersuchung aus, dass die Ressourcenausstattung stärker als bei Otte über kulturelles Kapital gemessen wurde, da kein Lebensstil-Item zur Verfügung stand, das ökonomisches Kapital direkt anhand konkreter Aktivitäten (wie bei Otte anhand von Ausgaben für einen Restaurantbesuch) messen konnte. Damit ist die gehobene Position der Reflexiven im vorkonstruierten Raum der Lebensstile stärker über kulturelles Kapital definiert und drückt Potenzial aus. Man kann aber davon ausgehen, dass die Reflexiven im Laufe der noch offenen Biographie und der Beendigung ihrer (überwiegend universitären) Ausbildung kulturelles Kapital in ökonomisches konvertieren werden.

	Konservativ Gehobene	Liberal Gehobene	Reflexive
Lebensstil-Items	Hochkulturell konnotierte Aktivitäten, Ablehnung des Spannungsschemas; Familie, Religion, Engagement, Umweltschutz; gleichzeitig Orientierung an Luxus/Wohlstand und beruflichem Erfolg	Vielseitig außerhäuslich aktiv, auch im Bereich der Hochkultur; Ablehnung Fernsehen; Bedeutung materieller Werte	Sehr aktiv, z.B. Ausgehen und kulturelle Veranstaltungen, Nähe zu Spannungsschema, starke Ablehnung traditioneller Werte, stark ausgeprägtes Streben nach Luxus/Wohlstand
Alter, Geschlecht Haushaltstypen	Ø 55 39% Familienhaushalte, 17% 28% postfamiliäre Haushalte; 50% der Haushalte mit Kind. <18	Ø38 40% Wohngemeinschaften od. Einpersonenhaushalte,	Ø30 55% Wohngemeinschaften od. Einpersonenhaushalte, kaum Familien
Bildung	72% ≥ Abitur (61% Hochschulabschluss)	83% ≥ Abitur (50% Hochschulabschl.)	83% ≥ Abitur (31% Hochschulabschl.)
Berufsstatus	39% in Rente, kaum Arbeitslose, sonst Ø	Selbständige über Ø (15%); kaum Arbeiter + Arbeitslose	44% in Ausbildung; Selbständige etwas über Ø (10%)
Einkommen - Klassenmittelwerte - Äquivalenz-EK	2.490 1.277	2.072 1.371	1.656 1.115
	Konventionalisten	Aufstiegsorientierte	Hedonisten
Lebensstil-Items	Ehrenamt und Religion, geregeltes Leben, Ablehnung des Spannungsschemas	Bücher lesen, ansonsten im Mittel aller Befragten	Ausgehen, Freunde treffen, Nähe zu Spannungsschema, großer Stellenwert der Freizeit, Ablehnung von Regeln und Konventionen
Alter, Geschlecht Haushaltstypen	Ø56, 65% weibl. 30% postfamiliäre Haushalte	Ø41, 64% weibl. Sehr Ø; 10% Alleinerziehende, 26% Familienhaushalte	Ø31 46% Wohngemeinschaften od. Einpersonenhaushalte
Bildung	49% ≥ Abitur 19% ≤ Hauptschule	60% ≥ Abitur 11% ≤ Hauptschule	62% ≥ Abitur 5% ≤ Hauptschule
Berufsstatus	46% in Rente	40% Angestellte, sonst Ø	32% in Ausbildung
Einkommen - Klassenmittelwerte - Äquivalenz-EK	2.168 1.412	2.005 1.262	1.745 1.159
	Traditionelle Arbeiter	Heimzentrierte	Unterhaltungssuchende
Lebensstil-Items	Häuslichkeit, bescheidenes Leben, Trivialkultur, Ablehnung Spannungsschema	Ähnlich wie traditionelle Arbeiter, nur weniger ausgeprägt; modernere Variante von Trivialkultur	Spannungsschema, außerhäuslich aktiv, Ablehnung von Hochkultur, Engagement, Regeln; geringe Bedeutung von beruflichem Erfolg
Alter, Geschlecht Haushaltstypen	Ø61, 65% weibl. 45% postfamiliäre Haushalte; nur 15% mit Kindern <18	Ø 47 31% Familienhaushalte., 41% der Haushalte mit Kindern <18	Ø32, 60% männl. 38% Einpersonenhaushalte, nur 1% Wohngemeinschaften, 11% Alleinerziehende
Bildung	49% ≤ Hauptschule 25% ≥ Abitur	33% ≤ Hauptschule 26% ≥ Abitur	32% ≤ Hauptschule 37% ≥ Abitur
Berufsstatus	2/3 in Rente	36% Angestellte, Arbeitslose + Arbeiter etwas > Ø	30% arbeitslos + nicht erwerbstätig, höchster Arbeiteranteil: 18%
Einkommen - Klassenmittelwerte - Äquivalenz-EK	1.641 1.156	1.780 1.079	1.304 940

Tab. 5.9: Übersicht der Profile der Lebensstiltypen

### 5.3.2.6 Zwischenfazit zur Typisierung von Lebensstilen

Die von Otte vorgeschlagene Methode erlaubt mittels weniger Variablen eine Typisierung und Einordnung in einen sinnvoll theoretisch vorkonstruierten Raum der Lebensstile. Die beabsichtigte Abbildung der Hauptdifferenzierungslinien des Lebensstils entlang der Achsen Modernität/biographische Perspektive und Ressourcenausstattung gelingt mit den zwölf für die Zuordnung verwendeten Variablen größtenteils gut.

Durch typenspezifische und mit den Typenbeschreibungen konforme Merkmalsausprägungen anderer Lebensstilvariablen erhalten die Lebensstilkategorien zusätzliche Kontur in Bezug auf alltagskulturelle Schemata, Freizeitbeschäftigungen, Einstellungen, Werte und Lebensziele. Die Verteilung der Haushaltstypen weist in erster Linie eine Strukturierung entlang der Achse Modernität/biographische Perspektive auf, während die berufliche Situation sowohl mit biographischen und kohortenspezifischen Aspekten als auch mit der Ressourcenausstattung in Zusammenhang steht.

Einige Typen sind außerdem hinsichtlich des Merkmals Geschlecht deutlich differenziert. Wie in Ottes Untersuchung ergibt sich aus einer höheren weiblichen Lebenserwartung, einer größeren Zustimmung weiblicher Befragter zu traditionellen Mustern und geringerer außerhäuslicher Aktivität eine höhere weibliche Besetzung der traditionellen, biographisch geschlossenen Typen und eine Unterbesetzung der jüngeren, biographisch offenen Typen. Die Ausprägung der traditionellen Arbeiter und Konventionalisten als die am stärksten weiblich besetzten Typen der Berliner Untersuchung entspricht genau den Ergebnissen Ottes. Die Unterhaltungssuchenden sind in der Berliner Untersuchung die am stärksten männlich besetzte Gruppe und belegen bei Otte hinsichtlich dieses Merkmals immerhin Rang zwei hinter den Reflexiven (Otte 2004: 218ff).

Die Typenprofile entsprechen auch weitgehend den vorab theoretisch hergeleiteten Beschreibungen (siehe 5.3.1.2). Problematisch ist nur der Typ der Reflexiven, allerdings ist dies ein spezifisches Problem des Berliner Untersuchungsdesigns, das nicht die Methode als solche in Frage stellt. Eine kleinere Unstimmigkeit zeigt sich auch angesichts der Benennung der traditionellen Arbeiter. Hier wäre für spätere Untersuchungen eine Umbenennung dieses Typs zu bedenken, zumal die Kategorie der traditionellen Arbeiter ohnehin vom Aussterben bedroht zu sein scheint. Otte merkt hier allerdings an, dass sich das Verständnis der Typen nicht alleine auf die Etiketten beziehen könne (Otte 2004: 78).

### 5.3.3 Lebensstiltypen und Wohnstandorte

Anhand der Lebensstiltypen kann nun die Frage in Angriff genommen werden, inwieweit sich in diesem empirischen Raum der Lebensstile Differenzierungen von Wohnmobilitätshandlungen verorten lassen. Dies wird zunächst anhand der Wohnstandortverteilung und der Muster residenzieller Segregation über die Untersuchungsgebiete betrachtet. Über die Verteilung von Typen hinaus bietet das gewählte Verfahren zur Typisierung von Lebensstilen die Möglichkeit, gebietsspezifische Räume der Lebensstile als Kontinuum abzubilden.

### 5.3.3.1 Verteilung der Lebensstiltypen über Gebietstypen

Im Unterschied den weiter oben dargestellten stadtgeographischen Arbeiten von Klee (2001, 2003), Hilpert und Steinhübl (1998) sowie den von Otte (2004) durchgeführten Analysen zur Wohnmobilität, liegt für die Berliner Untersuchung nicht eine Stichprobe aus der gesamten Stadtbevölkerung, sondern aus zehn Untersuchungsgebieten vor, die verschiedene städtebauliche Typen und Lagen repräsentiert (siehe 5.1.3).

Die Übersicht der Anteile der Lebensstiltypen in den zehn Untersuchungsgebieten (Abb. 5.20) zeigt als Hauptdifferenzierungslinie eine deutliche Unterscheidung zwischen den Wohnstandorten der traditionellen, biographisch geschlossenen Typen (insbesondere traditionelle Arbeiter, Konventionalisten) und denen der moderneren, biographisch offenen Typen (insbesondere Reflexive, Hedonisten): Erstere überwiegen in den äußeren Gebieten, wo alle drei Typen zusammen zumeist Anteile von 30-40% erreichen, letztere in den vier innerstädtischen Altbaugebieten, mit Anteilen von 35-50% (Ausnahme Beusselstraße: 28%).

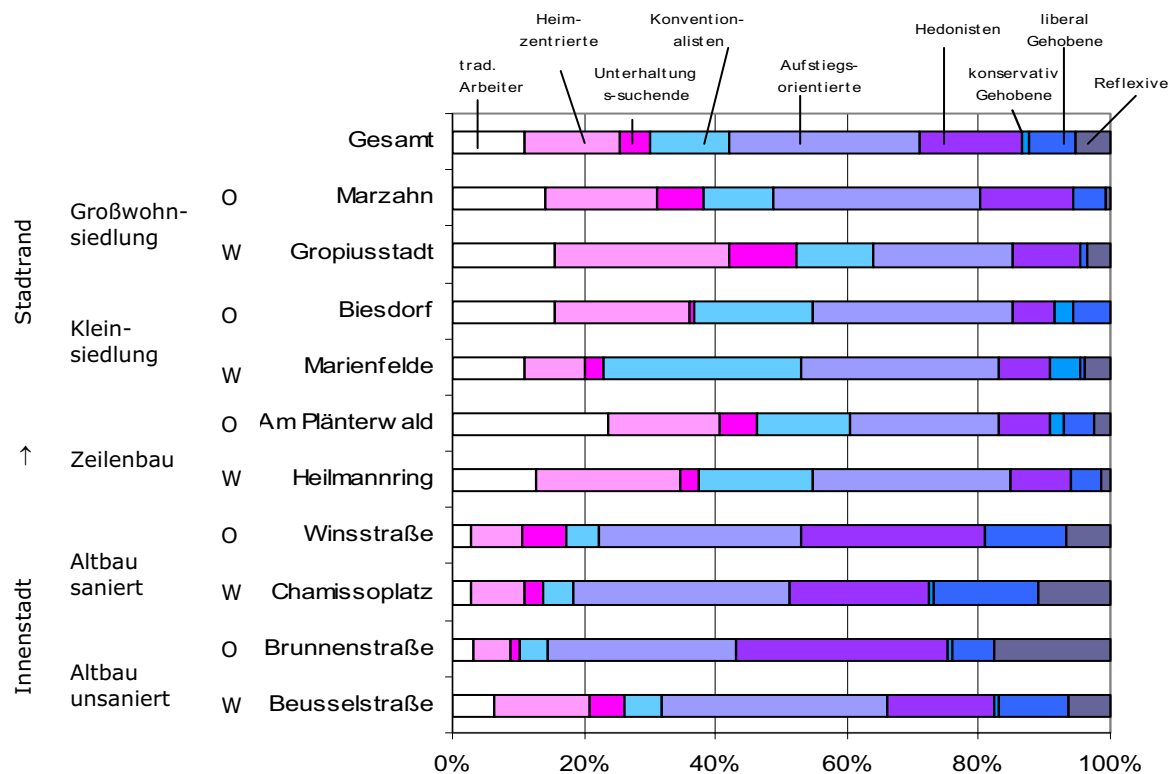


Abb. 5.20: Anteile der Lebensstiltypen nach Untersuchungsgebieten

Eine sekundäre Differenzierung zeigt sich in Form des höheren (insbesondere kulturellen) Ausstattungsniveaus in den vier innerstädtischen Gebieten (mit im Durchschnitt über 20% in den drei gehobenen Typen).

Bei der genaueren Betrachtung der Verteilung von Lebensstiltypen über die Untersuchungsgebiete müssen zum einen die die Gebiete prägenden Typen, zum anderen die im Vergleich zur Gesamtstichprobe stark überdurchschnittlich repräsentierten Typen berücksichtigt werden: So weist beispielsweise der biographisch geschlossene Typ der



konservativ Gehobenen in den beiden Kleinsiedlungen (Biesdorf und Marienfelde) die höchsten Anteile auf, er ist aber aufgrund der geringen Fallzahlen dieses Typs nicht prägend, nur typisch für die Gebiete. Umgekehrt sind die Aufstiegsorientierten für alle Gebiete prägend, aber insofern mangels Differenzierung in keinem der Gebiete als typische Vertreter anzusehen.

Die *traditionellen Arbeiter* sind in allen sechs äußeren Gebieten überdurchschnittlich repräsentiert und erreichen im Gebiet Am Plänterwald den höchsten Anteil von 24%. Für den Typen der *Konventionalisten* gilt das gleiche Innen-Außen-Muster, er ist typisch für die Kleinsiedlungen, wo er die höchsten Werte erreicht und für Marienfelde mit 30% auch prägend ist. Die *konservativ Gehobenen* sind in keinem Gebiet in nennenswertem Umfang vorhanden, in den beiden Kleinsiedlungen ist dieser Typ mit 5% (Marienfelde) bzw. 3% Biesdorf allerdings mit Abstand am stärksten vertreten und typisch.

Bei den Mitteltypen zwischen Traditionalität und Modernität, biographischer Offenheit und Geschlossenheit weisen die *Heimzentrierten* die stärkste Außenorientierung auf.

Am stärksten prägend sind die Heimzentrierten im Untersuchungsgebiet Gropiusstadt mit 27% der Befragten, die diesem Typ zugeordnet werden. Das Innenstadtgebiet Beusselstraße stellt mit überdurchschnittlichen, das Kleinsiedlung Marienfelde mit unterdurchschnittlichen Werten Ausnahmen von dieser Hauptdifferenzierungslinie dar.

Der Mitteltyp der *Aufstiegsorientierten* erreicht in nahezu allen Gebieten die höchsten Anteile der Lebensstiltypen. Die stärksten Abweichungen weisen die Gebiete Gropiusstadt und Am Plänterwald auf, wo statt knapp 30% im Durchschnitt nur gut 20% der befragten Gebietsbevölkerung diesem Typ zugeordnet wurden. Die *liberal Gehobenen* sind der einzige Typ unter denen mit Teilmodernisierung und mittlerer biographischer Perspektive, die eine Innenstadtorientierung aufweisen: Außer im Gebiet Brunnenstraße erreicht dieser Typ mit 11-16% überall Werte, die deutlich über dem Mittelwert von 7% liegen, er ist insbesondere für die beiden sanierten Innenstadtgebiete typisch, was seinem gehobenen Ausstattungsniveau entspricht.

Unter den modernen, biographisch offenen Typen sind die *Unterhaltungssuchenden* in der Gesamtstichprobe mit nur knapp 5% vertreten. Sie erreichen in keinem Gebiet große Anteile, sind aber mit überdurchschnittlichen Werten typisch für die beiden Großwohnsiedlungen Gropiusstadt (10%) und Marzahn (7%). Der Typ der *Hedonisten* weist stark überdurchschnittliche Werte in drei der vier Innenstadtgebiete auf, vor allem in den Gebieten Brunnenstraße und Winsstraße ist er mit Anteilen von 32 und 28% (gegenüber dem Durchschnitt von 16%) typisch und prägend. Die Großwohnsiedlungen sind dem durchschnittlichen Anteil dieses Typs noch am nächsten, die vier übrigen Außengebiete weisen deutlich unterdurchschnittliche Anteile auf. Ähnlich wie die Hedonisten und liberal Gehobenen sind auch die *Reflexiven* in den Innenstadtgebieten über- und in den äußeren Gebieten unterrepräsentiert. Die höchsten Anteile dieses Typs werden mit 18% im Gebiet Brunnenstraße erreicht.

Ein Anteil von 42% der Befragten lebt in innerstädtischen Untersuchungsgebieten. Gegenüber diesem Stichprobendurchschnitt lassen sich mit den Reflexiven, den liberal Gehobenen und den Hedonisten drei Lebensstiltypen identifizieren, die mit 78%, 69% und 68% zu signifikant höheren Anteilen in Innenstadtgebieten wohnen. Auf der anderen Seite stehen die vier Typen der traditionellen Arbeiter (85%), der konservativ Gehobenen (83%), der Konventionalisten (82%) und der Heimzentrierten (73%) die häu-

figer (bzw. fast nur) in den äußeren Gebieten vertreten sind. Im Raum der Lebensstile zeigt also die rechte obere Ecke der Befragten eine deutliche Innenstadtorientierung während die linke untere Ecke überwiegend in den äußeren Gebieten wohnt.

### 5.3.3.2 Lebensstilspezifische Segregation

Residenzielle Segregation ist die ungleiche Verteilung der Wohnstandorte verschiedener Gruppen. Hinter Segregation können verschiedene Prozesse und Motive stehen: Unterschiedliche Wohnpräferenzen, die nur in bestimmten Gebieten zu verwirklichen sind, geringe finanzielle Ressourcen, die Optionen stark einschränken, Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt, die einer Gruppe den Zugang zu bestimmten Segmenten verwehrt oder das Bestreben von Mitgliedern einer Gruppe, unter sich zu bleiben und so Zugang zu gruppenspezifischen Ressourcen zu ermöglichen. Unabhängig davon, welche Gründe für Segregation ausschlaggebend sind, ist die ungleiche Verteilung anhand eines Merkmals ein Indiz für seine Bedeutung. In dieser Tradition steht der Zweig der Sozialraumanalyse, der mit quantitativ-statistischen Instrumenten den sozioökonomischen Status, die Haushaltsform und den ethnischen Status als zentrale Dimensionen der residenziellen Segregation in US-amerikanischen Städten identifizierte (Shevky/Bell 1961). In diesem Sinne wird nachfolgend die Segregation von Lebensstiltypen untereinander im Verhältnis zu anderen Ungleichheitsmerkmalen betrachtet, auch wenn es darüber hinaus einer Rekonstruktion der Gründe für diese Segregation bedarf.

Ein sehr einfaches Mittel zur statistischen Beschreibung von residenzieller Segregation ist der Segregationsindex (IS) nach Duncan und Duncan (1955), der die Ungleichverteilung der Wohnstandorte einer Gruppe gegenüber dem Rest der Bevölkerung ausdrückt. Der Segregationsindex wird üblicherweise auf eine in Teileinheiten gegliederte Gesamtstadt verwandt. Für jedes betrachtete Teilgebiet wird dabei der in diesem Gebiet lebende Anteil einer Bevölkerungsgruppe (hier: eines Lebensstiltyps) an der Gesamtpopulation dieser Gruppe gemessen. Von diesem Anteil wird der entsprechende Wert der Restbevölkerung subtrahiert und der Betrag der Differenz gebildet. Der Segregationsindex bemisst sich aus der Summe der Beträge aller Differenzen multipliziert mit 0,5. Leben also in jedem Gebiet jeweils gleiche Anteile der betrachteten Gruppen und der Restpopulation an der jeweiligen Gesamtpopulation, belaufen sich die Differenzen in jedem Teilgebiet, die Summe der Differenzen und der Segregationsindex selbst auf 0. Ist hingegen jedes Gebiet jeweils homogen von nur einer der beiden Gruppen besiedelt, beträgt die Summe der Beträge aller Differenzen 200, der Segregationsindex nimmt den Wert 100 an.

In Abweichung des üblichen Verfahrens soll hier der Segregationsindex nicht für eine in Teilgebiete zerlegte Stadt berechnet werden, sondern zur Beschreibung der Verteilung der Lebensstiltypen über die fünf Gebietstypen (bestehend aus je zwei Gebieten) verwendet werden.<sup>73</sup> Da es nicht primär um den Vergleich der Werte mit denen anderer

<sup>73</sup> Aufgrund von im Detail noch recht deutlichen Unterschieden in der Verteilung von Lebensstiltypen zwischen den Ost- und Westberliner Vertretern eines Gebietstyps (die Kontingenzkoeffizienten zeigen Zusammenhänge von nur 0,15 bis 0,31 für die Vergleichsgebiete), könnte man für die Berechnung der Segregationsindizes auch alle 10 Gebiete heranziehen. Hieraus ergeben sich aber kaum Veränderungen im Hinblick auf die Frage der relativen Unterschiede unter den Lebensstiltypen und der Unterschiede zwischen diesen und anderen Ungleichheitsmerkmalen.

*Gebiete* geht, ist diese Abweichung vom üblichen Verwendungskontext unproblematisch. Die Vergleichbarkeit mit in anderen Kontexten ermittelten Werte des Segregationsindex ist ohnehin oft nicht gegeben, da die Werte für die Ungleichheit einer Verteilung von der Größe der betrachteten Einheiten abhängt.

Mit den Segregationsindizes wird zum einen das unterschiedlich starke Maß der residenziellen Segregation einzelner Lebensstiltypen betrachtet. Zum anderen wird der auf Basis des Ungleichheitsmerkmals Lebensstil ermittelte Indexwert mit denen auf anderer Merkmalsbasis errechneten verglichen. Die über den Segregationsindex ausgedrückte höchste Segregation eines Lebensstiltyps zeigen die konservativ Gehobenen (IS=44), gefolgt von den Reflexiven (IS=38). Konventionalisten, liberal Gehobene, Hedonisten und traditionelle Arbeiter weisen Werte um 30 auf, Unterhaltungssuchende und Heimzentrierte um 18 und der Mitteltyp der Aufstiegsorientierten mit 6 den kleinsten Wert. Hinter der Segregation der Lebensstiltypen könnten sowohl unterschiedliche Präferenzen und Möglichkeiten als auch Diskriminierung von (bestimmten) Lebensstilen stehen. Ein sozialer Sinn dieser Klassifikationen in Bezug auf unterschiedliche Wohnstandortmuster ist in jedem Fall erkennbar.

<b>Lebensstiltypen</b>	<b>IS</b>
traditionelle Arbeiter	30
Heimzentrierte	18
Unterhaltungssuchende	19
Konventionalisten	29
Aufstiegsorientierte	6
Hedonisten	28
konservativ Gehobene	44
liberal Gehobene	29
Reflexive	38
<b>Gew. arithmetisches Mittel</b>	<b>27</b>

Tab. 5.10: Segregationsindizes der Lebensstiltypen über fünf Gebietstypen (n=1.574)

Im Vergleich zu den von Otte für Mannheim ermittelten Segregationsindizes sind diese Werte deutlich höher. Dort (Otte 2004: 276) wurden die Indizes anhand der Verteilung der Lebensstiltypen über sechs Gebietstypen (nach baulichen und sozialen Merkmalen, aggregiert aus 27 Teilgebieten) ermittelt. Die Werte schwanken von 7-16 für die Kurzversion und von 9-25 für die Langversion der Lebensstiltypologie. Trotz der unterschiedlichen Werte lässt sich eine Übereinstimmung mit Otte mit der relativen Stärke der Segregation einzelner Typen erkennen: Bei Otte sind die am stärksten vom Rest segregierten Gruppen mit IS=16 die Reflexiven und Heimzentrierten) in der Kurzversion, die konservativ Gehobenen und die Reflexiven (mit IS=25 bzw. 23) in der Langversion. Zum Vergleich der Segregation der Lebensstiltypen werden im Folgenden die Ungleichheitsmerkmale Haushaltstyp, Alter und Bildungsabschluss herangezogen.

Die Betrachtung der Segregation nach Haushaltstypen erfolgt ohne eigene Elternhaushalte. Die Typisierung ist mit acht Haushaltsformen ähnlich differenziert wie bei den neun Lebensstiltypen. Die Segregationsindizes erreichen mit den Wohngemeinschaften (IS=50) leicht höhere Werte als bei den Lebensstiltypen, das durchschnittliche Maß der Segregation ist mit 30 gegenüber 27 bei den Lebensstilen etwas höher. Somit erscheinen Haushaltstypen aus der quantitativen Perspektive des Segregationsindex als ein

Merkmal, dass mindestens ebenso deutlich Segregation abbildet wie das Merkmal Lebensstil.

<b>Haushaltstypen</b>	<b>IS</b>
Jüngere Einpersonenhaushalte	24
Wohngemeinschaften	50
Jüngere Paarhaushalte	8
Familienhaushalte	18
Alleinerziehende	15
Ältere Paar-Haushalte	44
Ältere Einpersonenhaushalte	38
Sonstige HH mit Kindern	38
<b>Gew. arithmetisches Mittel</b>	<b>30</b>

Tab. 5.11: Segregationsindizes der Haushaltstypen über fünf Gebietstypen (n=1.299)

Für die Segregation nach Altersgruppen wird ein IS von 26,9 derselbe Wert erreicht wie über die Lebensstiltypen. Jüngere und ältere Gruppen wohnen stärker segregiert als der Durchschnitt, die Über-65-Jährigen erreichen mit einem IS von 42 den höchsten Wert.

<b>Altersgruppen</b>	<b>IS</b>
18-25	20
26-35	34
36-45	14
46-55	20
56-65	32
Über 65	42
<b>Gew. arithmetisches Mittel</b>	<b>27</b>

Tab. 5.12: Segregationsindizes der Altersgruppen über fünf Gebietstypen (n=1.537)

Über sieben Berufsstatusgruppen ist der durchschnittliche Segregationsindex mit 23 etwas geringer als bei den Lebensstilgruppen. Rentner, Selbständige und in Ausbildung befindliche Personen weisen die höchsten Segregationsindizes auf.

<b>Berufsstatus</b>	<b>IS</b>
selbständig	37
Beamter/Angestellte	10
in Ausbildung	35
Arbeiter	20
Rentner	39
zur Zeit arbeitslos	13
zur Zeit nicht erwerbstätig	18
<b>Gew. arithmetisches Mittel</b>	<b>23</b>

Tab. 5.13: Segregationsindizes nach Berufsstatus über fünf Gebietstypen (n=1.482)

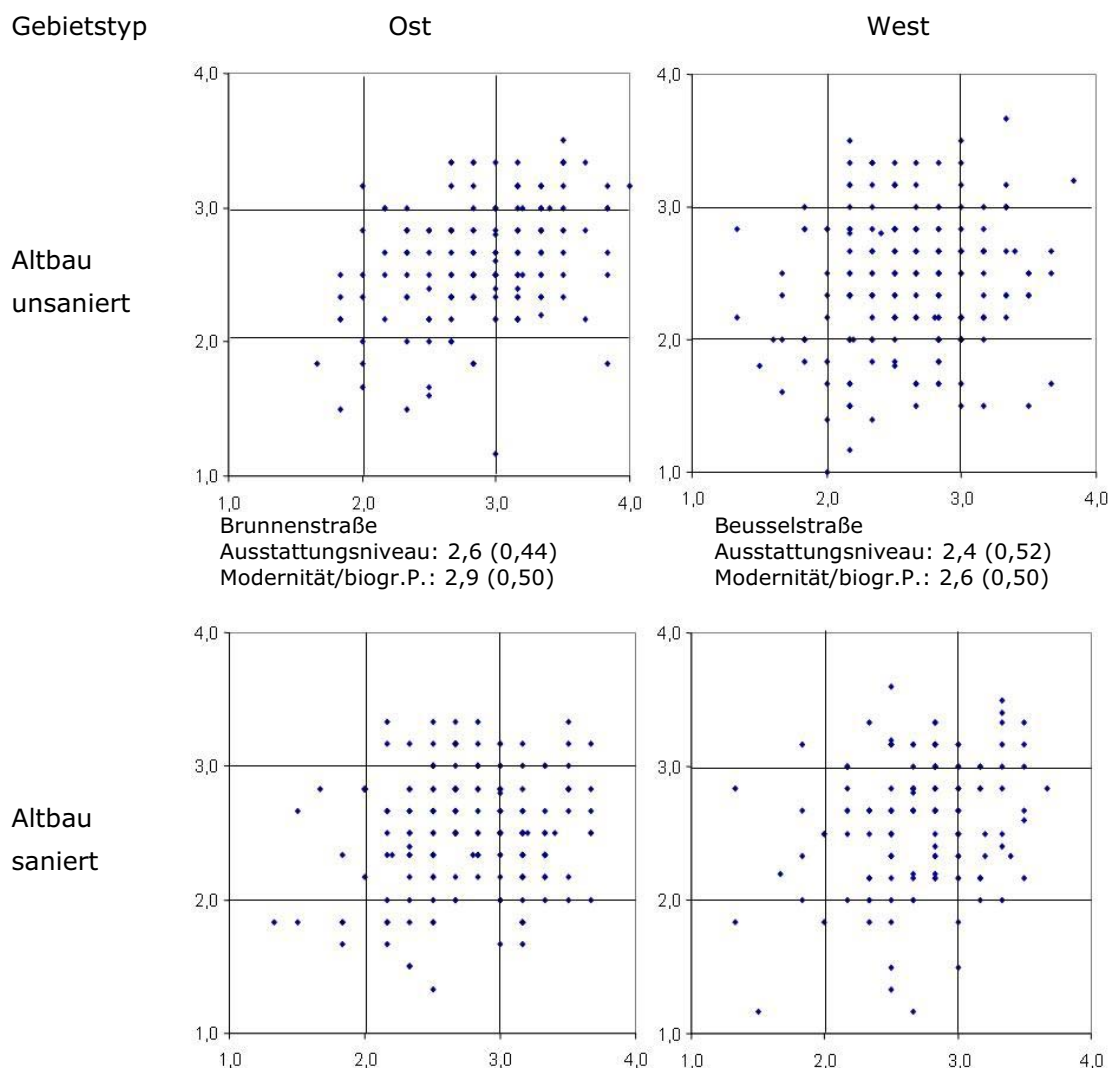
Nach höchstem Bildungstitel (5 Gruppen) beträgt der durchschnittliche IS 22,5. Am stärksten segregiert wohnen Personen mit Volks-/Hauptschulabschluss (33), gefolgt von Personen mit Abitur als höchstem Abschluss (26).

Die demographischen Merkmale zeigen mindestens ebenso hohe Segregationsindexwerte über die fünf Untersuchungsgebietstypen wie die Lebensstiltypen; die Werte für die Segregation nach Bildung und Berufsstatus sind etwas niedriger. Die nahe liegende Vermutung, dass aufgrund der den Lebensstiltypen eigenen Kombination von Ausstattungsmerkmalen und demographischen Merkmalen ein größeres Maß an residenzieller Segregation erkennbar wäre, bestätigt sich damit nicht.

Auffällig ist, dass ein hohes Lebensalter bei fast allen Klassifikationen die Typen mit der jeweils höchsten Segregation kennzeichnet: Rentner stellen die am stärksten segregierte Berufskategorie, über 65-jährige die am stärksten segregierte Altersgruppe, ältere Paar- und Einpersonenhaushalte sind abgesehen von den Wohngemeinschaften der am stärksten segregierte Haushaltstyp.

### 5.3.3.3 Gebietsspezifische Räume der Lebensstile

Neben der Betrachtung von Typenverteilung erlaubt die systematische Konstruktion des Raums der Lebensstile anhand der beiden Indizes Ausstattungsniveau und Modernität/biographische Perspektive auch die Abbildung kontinuierlicher gebietsspezifischer Räume der Lebensstile. In diese Analyse werden außerdem der Durchschnitt und die Streuung der Werte der beiden Dimensionen des Lebensstils einbezogen.



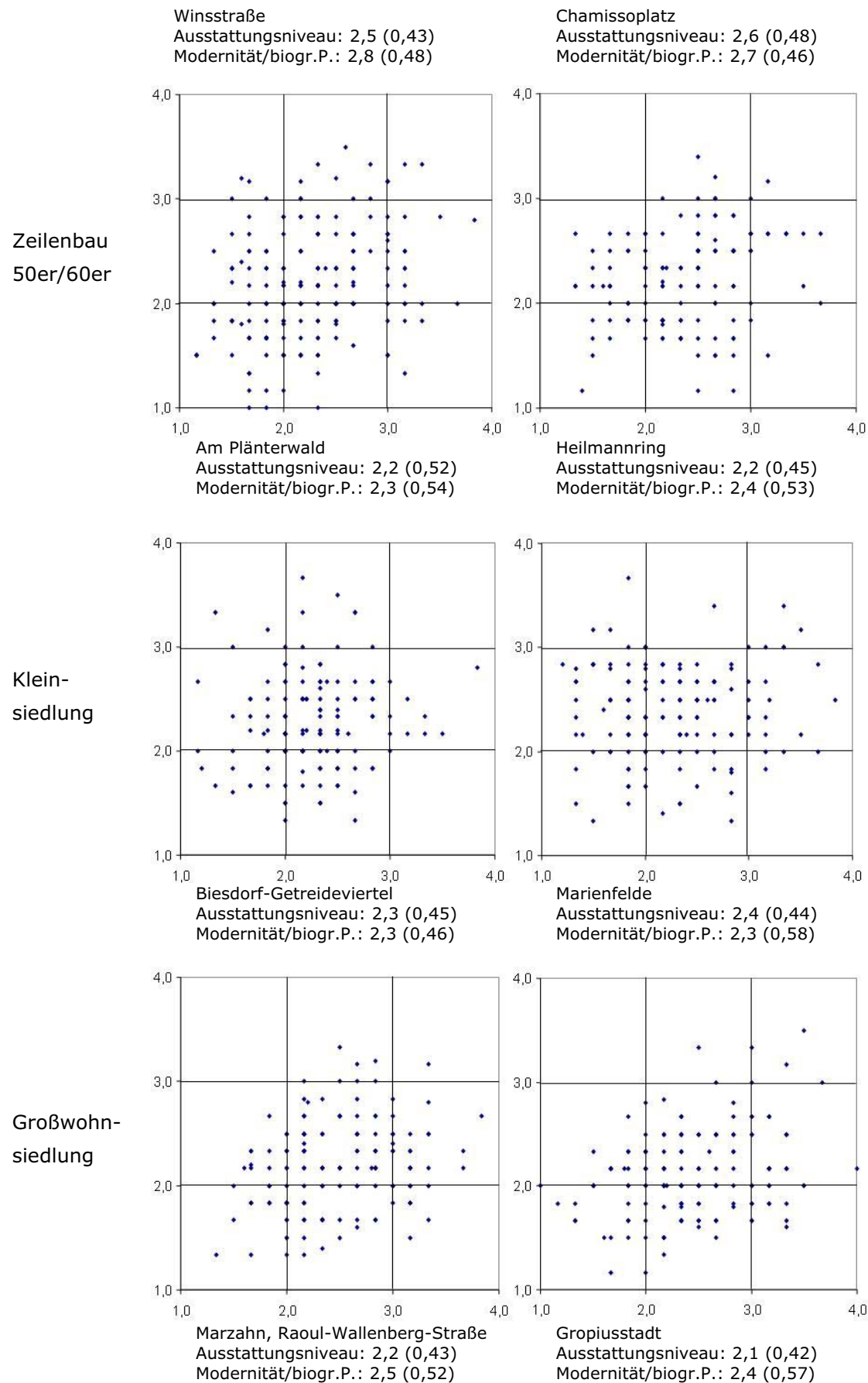


Abb. 5.21: Gebietsspezifische Betrachtung der Verteilung der Befragten nach Ausstattungs-niveau und Modernität/biographische Perspektive, Mittelwerten und (Standardabweichungen)

Bei dieser Betrachtung variiert das *Ausstattungs-niveau* am deutlichsten zwischen den eher gehobenen Bereichen des Raums der Lebensstile angehörenden Bewohner der Gebiete Chamissoplatz und Brunnenstraße und den Befragten aus den Großwohnsiedlungen und Zeilenbaugebieten, wo die höchste Etage fast völlig unbesetzt bleibt. Wenn man bedenkt, dass in Biesdorf 92% und in Marienfelde 69% der Befragten im eigenen Haus oder einer Eigentumswohnung wohnen (gegenüber 4% und 3% in den Gebieten Chamissoplatz bzw. Brunnenstraße), die letztgenannten Gebiete aber höhere Durchschnittswerte auf der Achse des Ausstattungsniveaus verzeichnen, zeigt sich hier die zu geringe Berücksichtigung von Items für ökonomisches Kapital. Zieht man das Streuungsmaß der Standardabweichung heran, so variiert das Ausstattungsniveau am stärksten in den Gebieten Beusselstraße und Am Plänterwald, am geringsten in der Gropiusstadt und Marzahn. Somit kann das Untersuchungsgebiet Gropiusstadt als Gebiet identifiziert werden, wo die Verteilung der Lebensstile relativ homogen und von einem niedrigen Ausstattungsniveau geprägt ist.

Die *Modernität/biographische Perspektive* ist am stärksten differenziert zwischen den moderneren/biographisch offeneren Bewohnern der östlichen Innenstadtgebiete Brunnenstraße und Winsstraße und den am stärksten biographisch geschlossenen/traditionell orientierten Bewohnern der Kleinsiedlungen und Zeilenbaugebiete. Dies gilt insbesondere für das Gebiet am Plänterwald, wo die drei modernen Quadranten fast nicht besetzt sind. Die Streuung innerhalb der Gebiete ist hier größer als hinsichtlich des Ausstattungsniveaus: Die Kleinsiedlung Marienfelde und die Großwohnsiedlung Gropiusstadt weisen die stärkste Bandbreite von Lebensstilen in biographischer und kohortenspezifischer Hinsicht auf. Die Lebensstile der Befragten der sanierten Altbaugebieten Chamissoplatz und Winsstraße sind am geringsten entlang dieser Dimension differenziert.

Auch wenn die Tendenz der Unterschiede zwischen gebietsspezifischen Räumen der Lebensstile sinnvoll erscheint, bleibt die Differenzierung insgesamt relativ schwach: Alle Gebietsmittelwerte der beiden Dimensionen liegen im Bereich von einer Standardabweichung über oder unter dem Gesamtmittelwert. Deutlich wird allerdings aus den Punktwolken, dass in den meisten Gebieten einige Randbereiche des Raums der Lebensstile, in den meisten Fällen ganze Quadranten, also Lebensstiltypen leer bleiben. Beispielsweise gibt es keine Unterhaltungssuchenden und Reflexiven in der Biesdorfer Stichprobe und keine konservativ Gehobenen in der Stichprobe der Untersuchungsgebiete Marzahn, Gropiusstadt und Winsstraße.

Mit Hilfe solcher gebietsspezifischer Darstellungen lassen sich auch Quartiersdynamiken veranschaulichen. Teilt man die Befragten des Gebiets Am Plänterwald nach dem Bezugsjahr der aktuellen Wohnung in zwei etwa gleich große Gruppen ein (vor 1990 und ab 1990; Daten für die Ankunft im Wohngebiet sind nicht in gleichem Maße vorhanden), so liegt die Modernität der zweiten Gruppe um 0,5 über der ersten (2,5 gegenüber 2,0), während sich das Ausstattungsniveau der später Angekommenen nur um 0,1 vergrößert hat (2,2 gegenüber 2,1). Die Lebensstildynamik des Gebiets verläuft also stärker in Richtung Modernisierung und biographische Öffnung als in Richtung Hebung des Lebensstils.

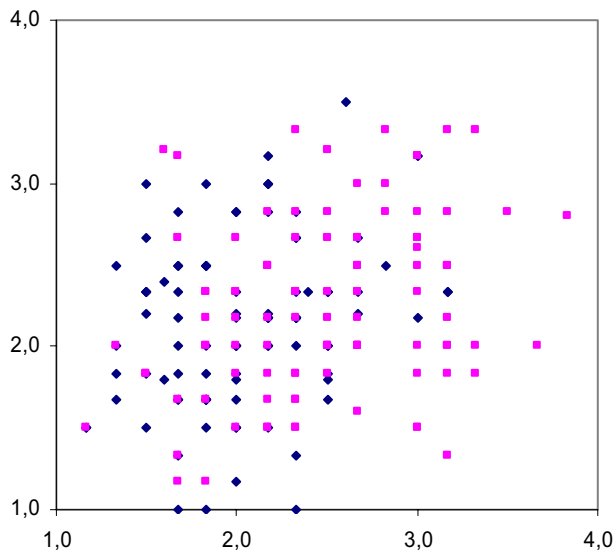


Abb. 5.22: Raum der Lebensstile Am Plänterwald differenziert nach Bezugsjahr der aktuellen Wohnung: vor 1990 (blau) und ab 1990 (rosa).

Aus solchen Analysen ließen sich auch Hypothesen zur Ausdifferenzierung der Interessen und Praktiken der Gebietsbevölkerung und zu potenziellen Konflikten ableiten – die tatsächlichen Konsequenzen dieses Wandels lassen sich aber nur qualitativ klären.

### 5.3.4 Lebensstiltypen, place utility und Handlungslogiken der Wohnmobilität

Die zuvor beschriebenen unterschiedlichen Wohnstandort- und Segregationsmuster lassen sich nicht ohne weiteres deuten: Sie können, wie gesagt, das Ergebnis ganz unterschiedlicher Motive, Zwänge und Prozesse sein. Nachfolgend geht es deshalb darum, aus der standardisierten Erhebung Anhaltspunkte für die hinter diesen Wohn- und Wohnmobilitätsmustern stehenden Einstellungen und Handlungsweisen zu gewinnen; neben dem bloßen Datum des Wohnstandortes geht es also um die Frage, wie diese Situation beurteilt wird und welche anderen Bezüge zu Wohnweisen bestehen. Für diese Frage werde ich versuchen, aus den vorhandenen standardisierten Daten zu Wohnstilen (5.3.4.1) und Wohnzufriedenheitswerten (5.3.4.2) Aussagen über typenspezifische Definitionen von *place utility* zu treffen. Im Anschluss daran werde ich Umzugsgründe im Hinblick auf ihre Aussagekraft zu Handlungslogiken der Wohnmobilität betrachten (5.3.4.3). Die Differenzierung soll in den Zusammenhang zu lebensstiltypischen Wirklichkeitsmodellen gesetzt werden.

#### 5.3.4.1 Wohnstile und place utility

Unterschiedliche Einstellungen zu bestimmten Wohnweisen, Wohnidealen und verschiedene Nutzungsweisen zum Wohnen sollen hier als Wohnstile bezeichnet werden. Wohnstile sind demnach die Übertragung bestimmter Einstellungen und Handlungsweisen des Lebensstils auf den Bereich des Wohnens, die möglicherweise über Motivationen der



Wohnstandortwahl Aufschluss geben können. In einer Fragebatterie der standardisierten Erhebung des Projektes "Mobilität in Berlin" wurden solche Wohnstile, wie etwa die Präferenz für das Eigenheim oder das Bedürfnis, zu Hause Feste zu feiern, erfragt (Anhang I, Frage 1.11). Zusätzlich wird in die nachfolgende Betrachtung das Item "Es ist mir wichtig, in einer angesehenen Gegend zu wohnen" als Anzeiger eines auf Status bedachten Zugangs zum Wohnviertel aufgenommen (ibid.: Frage 4.4). Die z-standardisierten Werte von acht Wohnstil-Items werden in ihrer Verteilung über den Raum der Lebensstile betrachtet. Die typenspezifischen Mittelwerte variieren zumeist im Bereich von einer halben Standardabweichung über und unter dem Mittelwert.

Das *Bedürfnis, zu Hause seine Ruhe zu haben*, scheint ein Grundbedürfnis zu sein, dass sich nur wenig zwischen den einzelnen Typen unterscheidet. Am ehesten differenziert dieses Item zwischen den stark häuslich orientierten traditionellen Arbeitern, die positive Abweichungen vom Mittelwert verzeichnen und den Reflexiven mit den niedrigsten Mittelwerten.

Die Werte der Items für das *Zuhause als Ort zum kreativ Sein* und die Funktion der *Wohnung als Arbeitsplatz* sind deutlich von der vertikalen Ordnung des Ausstattungsniveaus bestimmt. Sie zeigen eine Zunahme von den einfachen über die mittleren zu den gehobenen Typen.

Die biographische Perspektive der Lebensstiltypen spielt eine wesentlich größere Rolle bei der Nutzung der Wohnung für kommunikative Zwecke: Die *Nutzung der Wohnung zum Feiern von Festen und Partys* und zum *Treffen von Freunden* ist bei den Reflexiven am stärksten gegeben, es folgen die Hedonisten beim ersten, die liberal Gehobenen beim zweiten Item. Interessant ist, dass die Unterhaltungssuchenden als junger Typ hier niedrigere Werte aufweisen als die konservativ Gehobenen. Die beiden Items weisen also zusätzlich einen Zusammenhang zum Ausstattungsniveau auf. Die Funktion der Wohnung, die eigene *Persönlichkeit darzustellen*, ist wieder weniger stark differenziert. Am auffälligsten sind die negativen Abweichungen der Unterhaltungssuchenden.

Eine Mischung beider Dimensionen liegt ebenfalls bei der *Aspiration nach dem Einfamilienhaus* (als Wohnideal) vor: Die Reflexiven und die liberal Gehobenen lehnen diese Wohnform am stärksten ab. Die größte Zustimmung zum Einfamilienhaus weisen die Konservativ Gehobenen und die Konventionalisten sowie der untere biographische Mitteltyp der Heimzentrierten auf. Der im Vergleich zu den anderen biographisch geschlossenen, traditionellen Typen niedrige Mittelwert der traditionellen Arbeiter betont die Bedeutung des Ausstattungsniveaus als Korrektiv der Aspiration zum Einfamilienhaus. Die Unterschiede zwischen den Heimzentrierten und liberal Gehobenen – beide Typen mittlerer biographischer Perspektive und Modernität – zeigen die Bedeutung typenspezifischer Mischungen zwischen den beiden Strukturierungsdimensionen des Lebensstils für die Ausprägung von Präferenzen und Aspirationen. Während der heimzentrierte Typ, wie das Label ausdrückt, gesteigerten Wert auf Häuslichkeit und Familie legt, können die liberal Gehobenen als Vertreter einer urban orientierten, außerhäuslich aktiven Mittelschicht gelten (vgl. Otte 2004: 80). Die Wichtigkeit in *einer angesehenen Gegend zu wohnen* ist wiederum stark von der Lebensstildimension Modernität/biographische Perspektive beeinflusst. Bei insgesamt geringen Abweichungen ist die Zustimmung zu diesem Item bei den traditionellen, biographisch geschlossenen Typen am stärksten.

	<b>Trad. Arb.</b>	<b>Heim- zentr.</b>	<b>Unterh. Such.</b>	<b>Konv.</b>	<b>Aufst. or.</b>	<b>Hedon.</b>	<b>Kons. Geh.</b>	<b>Lib. Geh.</b>	<b>Refl.</b>
Seine Ruhe haben wollen	<b>0,32</b>	0,06	-0,08	0,16	0,00	-0,22	-0,20	-0,12	-0,29
Zu Hause Kreativ sein	<b>-0,43</b>	-0,28	-0,19	0,01	0,13	0,03	<b>0,75</b>	0,21	<b>0,49</b>
Zu Hause Arbeiten	<b>-0,46</b>	<b>-0,45</b>	-0,18	-0,12	0,08	0,22	<b>0,44</b>	<b>0,61</b>	0,53
Feste und Partys	<b>-0,57</b>	-0,22	0,02	<b>-0,29</b>	0,09	<b>0,33</b>	0,18	0,17	<b>0,57</b>
Wohnung soll Persönlichkeit darstellen	0,02	-0,15	<b>-0,47</b>	0,08	0,13	-0,06	0,22	-0,04	0,08
Wohnung ist Treffpunkt für Freunde	<b>-0,46</b>	-0,12	-0,06	-0,06	0,06	0,11	0,18	0,24	0,39
Ideal Einfamilienhaus	-0,10	0,18	0,07	0,20	0,05	-0,08	0,33	-0,35	<b>-0,48</b>
Wichtigkeit angesehene Wohngegend	0,13	0,04	<b>-0,22</b>	0,10	-0,03	-0,08	<b>0,22</b>	-0,04	-0,01

Tab. 5.14: Zustimmung und Ablehnung in Bezug auf Wohnstile nach Lebensstiltypen (z-standardisierte Werte)

Insgesamt nimmt die Komplexität der Anforderungen an die Wohnung und der Nutzungsweisen mit steigendem Ausstattungsniveau zu. Die überwiegend negativen Abweichungen von der Gesamtstichprobe, die der Typ der traditionellen Arbeiter bei nahezu allen Items aufweist, legen nahe, dass dieser Typ in erster Linie einen pragmatischen Zugang zum Wohnen hat oder haben muss. Die diesem Typ zugeordneten Befragten wollen zu Hause in erster Linie ihre Ruhe haben (0,32). Über diese Grundfunktion hinaus soll die Wohnung weder ein Treffpunkt für Freunde, noch ein Ort der Kreativität oder für Partys und Feste sein. Diese Haltung zeigt einen einfachen Zugang zur Wohnung – die Wohnung ist was sie ist, und nicht viel mehr. Etwas weniger deutlich gilt dies auch für die beiden anderen einfachen Typen der Heimzentrierten und Unterhaltungssuchenden. Beim erstgenannten weicht lediglich die Aspiration nach dem Eigenheim positiv vom Mittelwert ab; beim letztgenannten Typ fällt neben den insgesamt negativen Werten vor allem die deutlich negative Abweichung von der Vorstellung in Auge, die Wohnung solle die eigene Persönlichkeit darstellen.

Für die Reflexiven und die liberal Gehobenen hingegen hat die Wohnung trotz der außerhäuslichen Orientierung dieser Typen eine vielfältige Funktion, die allerdings mit dem Leben außerhalb der Wohnung in Verbindung stehen. Auch bei den konservativ Gehobenen ist im Vergleich zu den meisten anderen Typen eine Vielfalt von Ansprüchen an die Wohnung erkennbar, auch wenn hier das Bestreben, sich die Außenwelt gleichsam nach Hause zu holen, weniger stark ausgeprägt ist. Die Komplexität der Ansprüche an die Wohnung und der tatsächlichen Nutzungen ist also deutlich vom Ausstattungsniveau beeinflusst.

Auch wenn sich die Durchschnittswerte der standardisierten Items zwischen den Typen nur wenig unterscheiden, zeigt die Richtung dieser Unterschiede in den Wohnstilen Definitionen von *place utility*, die dem Lebensstilmodell und der Vorstellung unterschiedlicher Wirklichkeitsmodelle entsprechen: So kann der Anspruch, zuhause seine Ruhe zu haben, als eine der Außenwelt eher abgewandte Haltung interpretiert werden, während hinter der Nutzung der Wohnung für vielfältige soziale Kontakte eher für eine Sichtweise der Außenwelt als Stimulanz steht. Diese Zusammenhänge sind nachfolgend aber noch weiter zu konkretisieren.

#### 5.3.4.2 Wohnzufriedenheit als Ausdruck von place utility

Die Zufriedenheit mit der aktuellen Wohnsituation bietet eine zweite Möglichkeit des Zugangs zu unterschiedlichen Definitionen von *place utility*. Unterschiede könnten sich darin ausdrücken, dass man im Sinne des Gewichtungaspekts des Lebensstils einem als wichtig erachteten Aspekt einen besonderen Stellenwert in den der Wohnmobilität zugrunde liegenden Kalkülen einräumt und im Ergebnis entsprechend zufriedener ist als mit dem unwichtigeren Aspekten. Allerdings müsste sich auch das Ausstattungsniveau entsprechend der Analyse der Umzugsgründe so auswirken, dass generell höhere Zufriedenheitswerte erreicht werden.

Problematisch ist hierbei zunächst, dass eine besondere Gewichtung auch zu einer Erhöhung des Anspruchsniveaus führen könnte, dass man also gerade in den als besonders wichtig erachteten Aspekten auch besonders anspruchsvoll ist. Darüber hinaus ist die Interpretation von Wohnzufriedenheit insgesamt mit einigen Problemen behaftet: So stellen Häußermann und Siebel (1996: 218) in ihrem Forschungsüberblick zu diesem Thema fest, dass es generell mehr Zufriedene gibt, als man nach den objektiven Merkmalen der Wohnung erwarten würde und dass in objektiv schlechten Wohnungen häufig höhere Zufriedenheitswerte ermittelt werden. Der Grund für diese Paradoxie ist, dass Wohnzufriedenheit auch die Unmöglichkeit ausdrücken kann, seine (höheren) Aspirationen zu verwirklichen. Im Sinne der "sozialpsychologischen Dissonanztheorie", so die beiden Autoren (ibid.: 219), bestehe die Tendenz, Diskrepanzen zwischen Wohnwünschen und der tatsächlichen Situation abzubauen. Sofern dies nicht durch eine Verbesserung der Situation möglich sei, erhöhte sich oft die Wohnzufriedenheit durch ein Senken der Ansprüche. Aus diesem Problem ist ein potenzieller Einfluss der Wohndauer auf die Wohnzufriedenheit abzuleiten, nach dem sich erstere positiv auf letztere im Sinne eines Sich-Abfindens auswirken müsste.

In der Befragung "Mobilität in Berlin" wurde sowohl die Zufriedenheit mit der Wohnung und mit dem Gebiet erfragt. In beiden Fällen wurden mit Durchschnittswerten aller Befragten von 4,0 bzw. 3,9 auf einer Skala von 1-5 sehr hohe durchschnittliche Zufriedenheitswerte erzielt. Die Spannbreite zwischen den höchsten und niedrigsten durchschnittlichen Zufriedenheitswerten der Lebensstilgruppen in Bezug auf Wohnung und Gebiet beträgt je ca. eine halbe Standardabweichung, die typenspezifischen Differenzen sind also wenig ausgeprägt. Die höchsten Zufriedenheitswerte mit der Wohnung weisen die konservativ Gehobenen, die traditionellen Arbeiter, die Konventionalisten und die liberal Gehobenen auf. Am wenigsten zufrieden sind die Unterhaltungssuchenden und Heimzentrierten. Die Zufriedenheit mit dem Wohngebiet ist bei den konservativ Gehobenen und den Reflexiven am größten, starke Abweichungen vom Mittelwert nach unten wei-

sen die Unterhaltungssuchenden sowie die Heimzentrierten auf (Tab. 5.15). In beiden Dimensionen von Zufriedenheit zeigt sich also ein sehr schwer interpretierbares Muster.

	Trad. Arb.	Heim-zentr.	Unterh. Such.	Konv.	Aufst. or.	Hedon.	Kons. Geh.	Lib. Geh.	Refl.	Gesamt
Zufriedenheit Wohnung	4,17	3,85	3,77	4,15	3,94	3,91	4,29	4,14	4,01	3,99
Abweichung MW	0,18	-0,14	-0,22	0,16	-0,04	-0,08	-0,31	0,15	0,02	0
Zufriedenheit Wohngebiet	3,85	3,71	3,64	3,96	3,84	3,86	4,06	3,91	4,01	3,85
Abweichung Mittelwert	0	-0,13	-0,20	0,12	-0,01	0,01	0,21	0,06	0,17	0
Wohnung vs. Wohngebiet	0,32	0,14	0,12	0,19	0,11	0,06	0,24	0,24	0	0,14
Abweichung Wohnung vs. Abweichung Wohngebiet	<b>0,18</b>	0	-0,02	0,04	-0,03	<b>-0,09</b>	<b>0,09</b>	<b>0,09</b>	<b>-0,14</b>	0

Tab. 5.15: Zufriedenheit mit der Wohnung und mit dem Wohnviertel  
– absolut und relativ

Bildet man für jeden Typen die Differenz der Zufriedenheit mit der Wohnung mit der für das Wohnviertel, kommt die relativ höhere Zufriedenheit mit dem Wohnviertel der biographisch offenen, modernen Typen der Reflexiven und Hedonisten zum Vorschein: die Werte sind negativ, d.h. die Zufriedenheit mit dem Wohnviertel ist größer (Tab. 5.15, letzte Zeile). Die traditionellen Arbeiter weisen die stärkste relative Zufriedenheit mit der Wohnung auf. Bei den konservativ Gehobenen und liberal Gehobenen zeigt sich eine – auf hohem Niveau – größere relative Zufriedenheit mit der Wohnung.

Mit diesem einfachen Vergleich lassen sich zwar schon eher unterschiedliche Zufriedenheiten als Gewichtungen von *place utility* herleiten, die im linken Bereich des Raums der Lebensstile stärker auf die Wohnung, und im rechten stärker auf das Wohnviertel bezogen sind. Dabei ist aber zu berücksichtigen, dass die Zufriedenheit *place utility* nicht unmittelbar ausdrückt und die angesprochenen Paradoxien der Wohnzufriedenheit diesen Zusammenhang zusätzlich beeinflussen.

Mit einiger Vorsicht kann man aber einen Zusammenhang zwischen der allgemeinen Wohnzufriedenheit und dem Ausstattungsniveau erkennen, insofern alle gehobenen Typen überdurchschnittlich zufrieden mit der Wohnung und dem Wohnviertel sind. Dieser Effekt wird überlagert von einer mit Traditionalität und biographischer Schließung zunehmenden Wohnzufriedenheit, insbesondere in Bezug auf die Wohnung, wie die Werte der Konventionalisten und traditionellen Arbeiter verdeutlichen. Dieser Effekt kann mit einer mit zunehmender Wohndauer ebenfalls zunehmenden Zufriedenheit erklärt werden. Die Position der Unterhaltungssuchenden als der insgesamt am wenigsten zufriedene Typ unterstreicht diese Ordnung.

#### 5.3.4.3 Handlungslogiken des Umzugs

Ein dritter, stärker mit dem Handeln verbundener Zugang zur Differenzierung von Wohnmobilität sind Umzugsgründe. Wenn bei der Suche nach einer neuen Wohnung mehrere Objekte in Betracht gezogen werden können, wenn also zumindest ein minimaler, wenn auch unterschiedlich ausgeprägter Optimierungsspielraum vorliegt, müsste

nach dem hier gewählten Zugang zu Wohnmobilität und Lebensstil eine Gewichtung der verschiedenen Qualitäten der Wohnungen erkennbar sein (vgl. 5.2).

Im Folgenden werden unter den Befragten der Lebensstiluntersuchung die 1.185 Befragten (=75%) betrachtet, die angaben, bereits mindestens einmal in der Region umgezogen zu sein. Diese Befragten sollten in der standardisierten Erhebung des Projektes "Mobilität in Berlin" die für sie zutreffenden Gründe für den letzten Umzug anhand vorgegebener Kategorien auswählen (Anhang I, Frage 1.13, Mehrfachnennungen waren möglich).

Die vorgegebenen Antwortmöglichkeiten werden hier nach Gründen, die mit der persönlichen Situation zusammenhängen, nach äußeren Zwängen (Sanierung, Modernisierung, Kündigung), sowie nach wohnungsbezogenen und lage- bzw. wohnviertelsbezogenen Gründen untergegliedert (Tab 5.16). In der Realität verschwimmen diese Grenzen zum Teil: Eine schwierige finanzielle Situation führt dazu, dass die Wohnung zu teuer ist und der Umzugsgrund persönliche/familiäre Situation beruht häufig auf haushaltsbiographischen Veränderungen und einer unpassenden Wohnungsgröße.<sup>74</sup>

<b>Persönliche Situation</b>	
persönliche/familiäre Situation	47%
Wohneigentum erworben	12%
finanzielle Situation	11%
gesundheitliche Situation	4%
<b>Äußerer Zwang</b>	
Modernisierung/Sanierung	8%
Kündigung Vermieter	3%
<b>Wohnungsbezogene Gründe</b>	
Wohnungsgröße	43%
Wohnungsausstattung	20%
Wohnungskosten	12%
<b>Wohnviertel- und lagebezogene Gründe</b>	
Lage	17%
Ausstattung des Viertels	10%
Nähe zu Freunden	8%
Bewohner im Viertel	7%
Image des Viertels	6%

Tab. 5.16: Gründe für den letzten Umzug innerhalb der Region  
(Mehrfachnennungen mögl., n= 1.185 Befragte)

Die persönliche und familiäre Situation spielt mit 47% die größte Rolle bei den Umzugsgründen. Andere Gründe, die unmittelbar mit der befragten Person und ihrer Situation zusammenhängen, sind jeweils geringer: 12% zogen um, um Wohneigentum zu erwerben, für 11% war die finanzielle Situation ein ausschlaggebender Grund.

Gründe, die auf einen unmittelbaren äußeren Zwang schließen lassen, sind vergleichsweise selten: Wegen Modernisierung oder Sanierung mussten 8% der Befragten ihre

<sup>74</sup> Zum Beispiel gaben 56% der Befragten, die eine unpassende Wohnungsgröße als Umzugsgrund nannten, auch den Umzugsgrund persönliche/familiäre Situation an; 45% der Befragten, die den Umzugsgrund persönliche/familiäre Situation angaben, nannten auch die unpassende Größe.

letzte Wohnung innerhalb der Region verlassen, wegen einer Kündigung 3%. Die finanzielle Situation bzw. die zu hohen Kosten für die alte Wohnung waren für 11 bzw. 12% ein Umzugsgrund.

Der zweitwichtigste Umzugsgrund überhaupt ist die Wohnungsgröße mit 43%, gefolgt von der Wohnungsausstattung, die von 20% der Befragten genannt wurde. Auf das Wohnviertel bezogene Gründe spielen eine geringere Rolle: die Lage und Ausstattung des Viertels sind mit 17% bzw. 10% die wichtigsten in dieser Kategorie.

Für die nach Lebensstiltypen differenzierte Betrachtung der Umzugsgründe werden nun nach der Vorstellung unterschiedlicher Gewichtungen der *place utility* die einzelnen Antworten nach wohnungsbezogenen Gründen und wohnviertel- bzw. lagebezogenen Gründen zusammengefasst. Eine der beiden Oberkategorien gilt als erfüllt, sobald eine der ihr zugeordneten Umzugsgründe genannt wird. Nach dieser Definition haben 57% der Befragten einen wohnungsbezogenen und 35% einen lage- oder wohnviertelsbezogenen Grund für den letzten Umzug innerhalb der Region genannt. Die größere Wichtigkeit wohnungsbezogener Gründe gilt für alle Lebensstiltypen, wenn auch in sehr unterschiedlichem Maße (Tab. 5.17). Mit 67% sind die in der vierten Tabellenzeile dargestellten wohnungsbezogenen Gründe bei den Heimzentrierten am höchsten, bei den Reflexiven, den konservativ Gehobenen, Konventionalisten und Hedonisten mit Werten knapp über 50% am niedrigsten. Alle anderen Werte liegen dicht am Mittelwert von 57%. Die in der siebten Tabellenzeile dargestellten lage- und wohnviertelsbezogene Gründe werden von den Reflexiven (49%) und den liberal Gehobenen (44%) deutlich häufiger genannt als im Mittel aller Befragten (35%). Bei den Unterhaltungssuchenden ist diese Kategorie mit knapp 24% am geringsten vertreten.

	Trad. Arb.	Heim-zentr.	Unterh. Such.	Konv.	Aufst. or.	Hedon.	Kons. Geh.	Lib. Geh.	Refl.	Gesamt
Alle Umgezogenen	135	184	55	124	349	172	17	80	72	1188
Umzugsgrund Wohnung	74	124	32	65	202	92	9	46	38	682
%	54,8%	67,4%	58,2%	52,4%	57,9%	53,5%	52,9%	57,5%	52,8%	57,4%
Abweichung Mittelwert	-2,6%	10,0%	0,8%	-5,0%	0,5%	-3,9%	-4,5%	0,1%	-4,6%	0,0%
Umzugsgrund Gebiet	39	60	13	39	121	65	5	35	35	412
%	28,9%	32,6%	23,6%	31,5%	34,7%	37,8%	29,4%	43,8%	48,6%	34,7%
Abweichung Mittelwert	-5,8%	-2,1%	-11,0%	-3,2%	0,0%	3,1%	-5,3%	9,1%	13,9%	0,0%
Wohnung - Wohnviertel	25,9%	34,8%	34,5%	21,0%	23,2%	15,7%	23,5%	13,8%	4,2%	22,7%
Abweichung MW Wohnung - Abweichung MW Gebiet	3,2%	12,1%	11,8%	-1,8%	0,5%	-7,0%	0,8%	-9,0%	-18,6%	0,0%

Tab. 5.17: Vergleich zwischen wohnungsbezogenen und auf die Lage bzw. das Wohnviertel bezogenen Gründen für den letzten Umzug nach Lebensstiltypen (n=1.188)

Die Unterschiede zwischen den Typen werden deutlicher, wenn man die Differenz der Abweichungen des Wertes eines Typs vom Mittelwert aller Befragten für die Anteile wohnungsbezogener Gründe und den entsprechenden Abweichungen der wohnviertelsbezogenen Gründe bildet (Tab. 5.17, letzte Zeile). Für die traditionellen Arbeiter liegt

der Anteil wohnungsbezogener Umzugsgründe 2,6% unter dem Durchschnitt, der Wert wohnviertelsbezogener Gründe aber sogar 5,8% unter dem Schnitt aller Befragten. Die Differenz aus beiden Werten ergibt einen positiven Wert und damit – relativ zur Gesamtstichprobe – ein Übergewicht der wohnungsbezogenen Gründe. Eine positive Differenz drückt also ein Übergewicht wohnungsbezogener Umzugsgründe, ein negativer Wert ein Übergewicht wohnviertelsbezogener Gründe im Verhältnis zur durchschnittlichen Ausprägung der beiden Werte in der Gesamtstichprobe aus.

Für die Heimzentrierten und Unterhaltungssuchenden sind wohnungsbezogene Gründe gegenüber wohnviertels- und lagebezogenen Gründen überdurchschnittlich wichtig, für die Reflexiven, liberal Gehobenen und Hedonisten ist das Gegenteil der Fall. Dieses Ergebnis lässt sich so interpretieren, dass Modernität und biographische Perspektive der Lebensstiltypen in Zusammenhang mit der relativen Bedeutung des Wohnviertels und der Lage bzw. zu einem größeren Gewicht wohnviertels- und lagebezogener Aspekte innerhalb der Handlungslogiken steht. Auf der anderen Seite lässt sich die These formulieren, dass die Handlungslogiken biographisch geschlossener und traditioneller Typen stärker auf Eigenschaften der Wohnung bezogen sind.

Gegen diese Annahmen sprechen die Ergebnisse für die konservativ Gehobenen und die Konventionalisten, wo eine Wohnungsorientierung in den Umzugsgründen nicht stärker ausgeprägt ist als im Durchschnitt der Befragten. Dagegen spricht auch die überdurchschnittlich stark wohnungsorientierte Handlungslogik der Unterhaltungssuchenden, eines modernen, biographisch offenen Typs. Zur Klärung dieser Abweichungen trägt die Dimension des Ausstattungsniveaus bei: Die Handlungslogiken des Mitteltyps der Konventionalisten und der konservativ Gehobenen sind entsprechend komplex, um beide Aspekte der *place utility* zu berücksichtigen. Gleiches gilt mit umgekehrten Vorzeichen für den einfachen Typ der Unterhaltungssuchenden: Die sich bei den Umzugsgründen zeigende ausgeprägte Wohnungsorientierung kann als Beschränkung auf das Notwendige, die Wohnung, gedeutet werden. Die unter allen Typen unsicherste Situation dieses Typs würde also in vielen Fällen kein komplexes Kalkül erlauben (vgl. die Einkommenswerte in Abb. 5.19). Hinzu kommt, dass die Ausprägungen der Lebensstil-Items dieses Typs im Vergleich zu den Hedonisten, Reflexiven und liberal Gehobenen keine ausgeprägt außerhäusliche Orientierung aufweist (vgl. die Übersicht der Lebensstilitems in Anhang III).

Insgesamt kann man aus den Umzugsgründen einen Gewichtungaspekt lage- und wohnviertelsbezogener gegenüber wohnungsbezogener Umzugsgründe in Handlungslogiken der Wohnmobilität ableiten. Hinter diesen Handlungslogiken stehen mutmaßlich unterschiedliche Gewichtungen von *place utility*, die in Zusammenhang mit der außerhäuslichen oder häuslichen Orientierung der Typen steht. Die Handlungslogiken drücken aber auch die mit dem Ausstattungsniveau des Lebensstils zusammenhängende unterschiedliche Komplexität aus.

### 5.3.5 Fazit der quantitativen Analyse

Die Analyse der Wohnstandorte der aus den standardisierten Daten gewonnenen Lebensstiltypen zeigt eine Differenzierung nach solchen Typen, die überwiegend in innerstädtischen Gebieten wohnen und solchen, die überwiegend in den Außengebieten anzu-

treffen sind. Entscheidend für diese Differenzierung ist die Lebensstildimension Modernität und biographische Perspektive.

In Bezug auf das Ausstattungsniveau weist die Verteilung der Lebensstiltypen über die Gebiete eine wesentlich geringere Differenzierung auf: Insbesondere die Großwohnsiedlungen sind Wohnstandorte von Lebensstiltypen niedrigerer Ressourcenausstattung, einige innerstädtische Altbaugebiete sind (neben der biographischen Offenheit und Modernität) auch durch ein höheres Ausstattungsniveau der Befragten charakterisiert, was aber in erster Linie auf die kulturelle Unterdimension des Ausstattungsniveaus zurückzuführen ist. Überdurchschnittliche Anteile von gehobenen Lebensstiltypen in den Kleinsiedlungen sind lediglich bei den konservativ Gehobenen zu verzeichnen.

Die anhand des Segregationsindex gemessene Ungleichverteilung der Lebensstiltypen über die Wohngebiete ist geringer als die Segregation nach Haushaltstypen und nur wenig höher als die Segregation nach Bildungstiteln, Beschäftigungssituation und Alter. Gemessen an diesem einfachen Index zeigt sich also keine stärkere Segregation der Lebensstiltypen im Vergleich zu alternativen Ungleichheitsdimensionen. Dabei ist zu bedenken, dass die anderen Ungleichheitsdimensionen in der Regel mit einem geringeren Erhebungsaufwand verbunden sind. Die in Ottens Untersuchung belegte große Erklärungskraft der Lebensstiltypen für die Frequentierung bestimmter Szene-Orte (Vereinsheime, Volksfeste etc., siehe 3.4.1) und damit für räumliche Praktiken jenseits des Wohnumfeldes, konnte mit den zur Verfügung stehenden Daten nicht überprüft werden. Neben dem Vergleich der Verteilung der Typen bietet das gewählte Lebensstilmodell auch Möglichkeiten zur Darstellung gebietsspezifischer Räume der Lebensstile, die räumliche und zeitliche Vergleiche der Ausprägung der Lebensstile erlaubt. Die Gebietsvergleiche ergaben nur geringe Unterschiede im Hinblick auf die Schwerpunkte und die Streuung der Lebensstile. Die diachrone Betrachtung erweist sich allerdings als interessanter Zugang zu gebietsspezifischen Lebensstildynamiken.

Während unterschiedliche Wohnstandortmuster das Ergebnis vielfältiger Prozesse und Motive sein können, sollten anhand von Wohnstilen, Wohnzufriedenheiten und Umzugsgründen die hinter diesen Verteilungen stehenden lebensstilspezifischen Definitionen von *place utility* und Handlungslogiken analysiert werden.

Dabei zeigte die Betrachtung von Wohnstilen mit dem Ausstattungsniveau steigende Ansprüche und eine größere Bandbreite von Nutzungsweisen der Wohnung, während sich bei den Typen mit niedrigem Ausstattungsniveau eine Beschränkung auf das Wesentliche abzeichnet. Auch die außerhäusliche und kommunikative Ausprägung des Lebensstils bei den biographisch offenen, modernen Typen schlägt sich in den Wohnstilen nieder.

Wohnzufriedenheiten lassen sich hingegen nur mit großer Unsicherheit als Gewichtung und Konkretisierung von *place utility* deuten, da Zufriedenheit genauso gut das Ergebnis eines Sich-Abfindens wie das einer Optimierung sein kann und eine geringere Zufriedenheit genauso gut die größere Wichtigkeit wie die Unwichtigkeit eines Aspekts ausdrücken kann. Im Ergebnis dieser Betrachtung sind die biographisch offenen, modernen Typen eher mit dem Wohnviertel zufrieden. Der umgekehrte Fall, eine größere Zufriedenheit mit der Wohnung bei den traditionellen, biographisch geschlossenen Typen, zeigt sich nicht in jedem Fall. Die Lebensstildimension des Ausstattungsniveaus wirkt



sich hingegen deutlich aus, insofern die absoluten Zufriedenheitswerte bei den gehobenen Typen deutlich größer sind.

Die vielleicht deutlichste Manifestation lebensstilspezifischer Unterschiede zeigt sich bei den Umzugsgründen: Das relative Gewicht wohnungsbezogener gegenüber wohnviertelsbezogenen Gründen erhöht sich mit zunehmender Traditionalität und biographischer Schließung und lässt sich als Gewichtungaspekt des Lebensstils deuten. Auch hier spielt das Ausstattungsniveau eine Rolle als Korrektiv dieser Annahme, indem bei den konservativ Gehobenen wohnviertelsbezogene Gründe eine größere Rolle spielten als bei den anderen biographisch geschlossenen Typen, und bei den Unterhaltungssuchenden trotz biographischer Offenheit das Wohnviertel unwichtiger ist. Ersteres wurde als Möglichkeit einer komplexen Handlungslogik, letzteres als notwendige Beschränkung auf das Wesentliche gedeutet.

Insgesamt ist festzuhalten, dass sich das gewählte Lebensstilmodell durch Transparenz und Einfachheit auszeichnet und eine Vielzahl von Analysemöglichkeiten bietet, die hier nicht annähernd ausgeschöpft werden konnten. Als besonders vorteilhaft gegenüber anderen Lebensstilklassifikationen erweist es sich, dass sowohl typenspezifische Differenzierungen als auch Differenzierung über den Raum der Lebensstile insgesamt betrachtet werden können.

Die Differenzierung des Wohnmobilitätshandelns anhand der gewählten Beispiele war jedoch nicht in jedem Fall überzeugend. Dies mag zum Teil darauf zurückzuführen sein, dass schon bei der Bildung der Lebensstiltypen mit den zur Verfügung stehenden Items keine optimale Reproduktion des gewählten Verfahrens möglich war. Darüber hinaus sind die der gewählten Untersuchungsfelder, insbesondere das der Wohnzufriedenheit, aufgrund ihrer Komplexität mit den zur Verfügung stehenden Daten und den gewählten Methoden nicht einfach zu interpretieren. Solche komplexeren Fragen bedürfen eines eher qualitativen Zugangs, der im folgenden Abschnitt weiter verfolgt wird.

	Konservativ Gehobene	Liberal Gehobene	Reflexive
Wohnstandorte + Segregation	Außengebiete (83%), typisch in Kleinsiedlungen, hohe Segregation (IS=44)	Innenstadtgebiete (69%), v.a. gehobene Lagen, mittlere Segregation (IS=29)	Innenstadtgebiete (78%), hohe Segregation (IS=38)
Wohnstile	Wohnung als kommunikativer und kreativer Ort; ausgeprägtes Einfamilienhaus-Ideal, angesehene Wohngegend wichtig	Wohnung als kommunikativer Ort und Arbeitsplatz, deutliche Ablehnung des Einfamilienhaus-Ideals	Außenwelt nach Innen holen, deutliche Ablehnung des Einfamilienhaus-Ideals
Wohnzufriedenheit	Generell sehr hohe Wohnzufriedenheit, überdurchschnittliches Gewicht der Wohnung	Generell hohe Wohnzufriedenheit, überdurchschnittliches Gewicht der Wohnung	Überdurchschnittliche Zufriedenheit mit dem Wohnviertel
Umzugsgründe	Wohnviertels- und lagebezogene Umzugsgründe unterdurchschnittlich; keine Abweichung in der Gewichtung vom Ø	Wohnviertels- und lagebezogene Umzugsgründe überdurchschnittlich; stärkere relative Gewichtung des Viertels	Wohnviertels- und lagebezogene Umzugsgründe stark überdurchschnittlich; stärkere relative Gewichtung des Viertels
	Konventionalisten	Aufstiegsorientierte	Hedonisten
Wohnstandorte + Segregation	Außengebiete (82%), typisch in Kleinsiedlungen, mittlere Segregation (IS=29)	niedrige Segregation (IS=6)	Innenstadtgebiete (68%), mittlere Segregation (IS=28)

Wohnstile	Ausgeprägtes Einfamilienhaus-Ideal, keine vielseitig genutzte Wohnung, Wohnung ist was sie ist	Am ehesten: Wohnung als Ort zum kreativ sein; leicht überdurchschnittliche Einfamilienhaus-orientierung (60%)	Wohnung als kommunikativer Ort; Ablehnung Einfamilienhaus-Ideal
Wohnzufriedenheit	Generell hohe Zufriedenheit mit Wohnung und Viertel	Keine Abw. vom $\emptyset$	Vergleichsweise große relative Zufriedenheit mit dem Viertel
Umzugsgründe	Wohnviertels- und lagebezogene Umzugsgründe unterdurchschnittlich; keine Abweichung in der Gewichtung vom $\emptyset$	Durchschnittliche Anteile von auf die Wohnung und das Wohnviertel bezogenen Umzugsgründen; überdurchschnittlich; keine Abweichung in der Gewichtung vom $\emptyset$	Wohnviertels- und lagebezogene Umzugsgründe überdurchschnittlich; stärkere relative Gewichtung des Viertels
	Traditionelle Arbeiter	Heimzentrierte	Unterhaltungssuchende
Wohnstandorte + Segregation	Außengebiete (85%), mittlere Segregation (IS=30)	Außengebiete (73%), niedrige Segregation (IS=18)	Typisch in Großwohnsiedlungen, niedrige Segregation (IS=19)
Wohnstile	Keine vielseitig genutzte Wohnung, Wohnung ist was sie ist	Einfamilienhaus-Ideal, Keine vielseitig genutzte Wohnung, Wohnung ist was sie ist	kaum vielseitige Nutzungen der Wohnung, geringe Anforderungen, z.B. Persönlichkeit darstellen (-), angesehene Wohngegend (-)
Wohnzufriedenheit	Große absolute und relative Zufriedenheit mit der Wohnung	unterdurchschnittliche Zufriedenheit mit Wohnung und Viertel	Stark unterdurchschnittliche Zufriedenheit mit Wohnung und Viertel
Umzugsgründe	Wohnungsbezogene Umzugsgründe leicht unter $\emptyset$ ; etwas stärkere relative Gewichtung der Wohnung	Wohnungsbezogene Umzugsgründe überdurchschnittlich; stärkere relative Gewichtung der Wohnung	Wohnungsbezogene Umzugsgründe überdurchschnittlich; stärkere relative Gewichtung der Wohnung

Tab. 5.18: Zusammenfassung der Differenzierung von Wohnstandort- und Wohnmobilitätsmustern nach Lebensstiltypen

## 5.4 Qualitative Rekonstruktion lebensstilspezifischer Bedeutungen von Wohnmobilität

In diesem Abschnitt werden die mit einem quantitativ-standardisierten Zugang gewonnen Erkenntnisse zur Bedeutung von Lebensstilen für die Differenzierung von Wohnmobilitätshandlungen anhand von Bewohnerinterviews überprüft und erweitert. Allgemeines Ziel des qualitativen Paradigmas ist es, "Lebenswelten 'von innen heraus' aus Sicht der handelnden Menschen" zu rekonstruieren (Flick et al. 2003: 14). Dies geschieht mit Methoden und Daten, die näher an den Lebenswelten und Begriffen der Menschen ansetzen und die es erlauben, die den Handelnden eigenen Sinnbezüge aufzudecken, anstatt nur vorgegebene Kategorisierungen bestätigen zu lassen (vgl. Reichertz 2000: Absatz 33).

Anhand der Auswertung von Bewohnerinterviews werden in diesem Kapitel die in der Fragebogenerhebung mit einem relativ groben Raster und einer entsprechenden Unschärfe identifizierten Definitionen von *place utility* und Handlungslogiken konkretisiert. An Stelle von vorgegebenen, harten "Warum"-Kategorien (z.B. in Form von Umzugsgründen) und Quantifizierungen geht es darum, bestimmte Handlungsweisen zu verstehen, miteinander in Beziehung zu setzen und in ihrer sozialen Differenzierung zu deuten.

Ein erster Schwerpunkt der qualitativen Auswertung liegt darin, das Feld der verschiedenen Handlungslogiken und Ausprägungen von *place utility* in der Gesamtheit der Einzelfälle zu rekonstruieren. Das in Abschnitt 5.2 entworfene Handlungsmodell zur Differenzierung des Wohnmobilitätshandelns und die dort vorgenommen Operationalisierung des Merkmals Lebensstil über die Dimensionen Ausstattungsniveau und Modernität/biographische Perspektive dient auch diesen Analysen zur Orientierung. Wo dies möglich ist, werden aber auch genauere Differenzierungen, etwa zwischen der Modernität und der biographischen Perspektive aufgedeckt.

Die Auseinandersetzung mit dem Einfluss des Lebensstils auf Wohnmobilität erfolgt anhand der Handlungslogiken des Zuzugs in das aktuelle Wohngebiet (5.4.1), der mit unterschiedlichen Wohnformen verbundenen Definitionen von *place utility* (5.4.2) und der subjektiven Raumordnungen in der Stadt (5.4.3). Anschließend geht es darum, die Handlungslogiken und Definitionen von *place utility* in ihrem individuellen lebensweltlichen und biographischen Kontext zu betrachten (5.4.4). Hierzu werde ich anhand von je drei Befragten aus fünf Gebieten darstellen, wie sie sich auf die Wohnung, das Gebiet und die Stadt beziehen und welche place-utility-Definitionen und Handlungslogiken der Wohnmobilität hierin zum Vorschein kommen. Dabei beziehen sich die Befragten notwendigerweise auf das Wohnviertel als ihren Erfahrungsraum und messen diesem Aspekt ihrer Wohnweise Bedeutung zu. Insofern können zumindest Hypothesen zur räumlichen Verdichtung sozialer Bedeutungen und Handlungslogiken an verschiedenen Wohnstandorten aufgestellt werden.

#### **5.4.1 Handlungslogiken des Zuzugs in das aktuelle Wohngebiet**

Dem Handlungsmodell folgend, werde ich in diesem Teil am Beispiel des Zuzugs in das aktuelle Wohngebiet Handlungslogiken der Wohnmobilität in ihrer Differenzierung nach Lebensstilen betrachten. Der Einfluss von Lebensstilen auf diese Differenzierung wurde dort in Form verschiedener Konkretisierungen und Gewichtungen nach wohnungs-, wohnviertels- und lageorientierten Handlungslogiken operationalisiert. Bei dieser Betrachtung ist zu beachten, dass es sich um relative Unterschiede handelt, und dass beispielsweise die besondere Gewichtung einer Eigenschaft der Wohnung nicht bedeutet, dass die Lage und das Wohnviertel unbedeutend sind. Der Einfluss von Ressourcen liegt dann darin, dass sie ein komplexeres Kalkül, ein größeres Maß an Optimierung und einen größeren absoluten Nutzen in allen Bereichen ermöglichen. Das folgende Beispiel zeigt, wie die Ansprüche an die Wohnform (Haus), das Wohnviertel (im Grünen), die Lage (nicht zu dezentral) und das soziale Netzwerk zur Wohnmobilitätsentscheidung führten:

"Wir haben [1996] ein Haus gesucht, da wir ein Kind hatten und im Grünen wohnen wollten und meine Schwester wohnte hier schon, hier war was frei [...]. Wir haben uns halt im Umland von Berlin und so weiter umgeschaut, aber das ist alles zu weit gewesen, wir wollten in der Stadt bleiben."

*Herr Gerster, 43, Biesdorf, Familienhaushalt, Angestellter, Konservativ Gehobene*

Nachfolgend werde ich aus den Reflexionen der Befragten über ihren letzten Umzug die Gewichtungen der verschiedenen Elemente von *place utility* in den beschriebenen Handlungslogiken analysieren. Dazu werden aus der Gesamtheit der Fälle wohnungs-, wohnviertel- und lagespezifische Logiken aufgeführt, um den Raum der Differenzierungen zu

rekonstruieren und mit typischen sozialen, biographischen und anderen Situationsdefinitionen in einen Zusammenhang zu setzen.

#### 5.4.1.1 Wohnungsbezogene Handlungslogiken

Wie in der Auswertung der standardisierten Daten, spielen auch in den Interviewaussagen zum Zuzug in das aktuelle Wohngebiet wohnungsbezogene Handlungslogiken eine herausragende Rolle. Hinsichtlich der Handlungsbedingungen stehen hinter dieser Gewichtung aber deutliche Unterschiede, wie die folgende Unterscheidung wohnungsbezogener Handlungslogiken vor dem Hintergrund verschiedener materieller und anderer Rahmenbedingungen zeigt.

##### **Notwendige Beschränkung – Beschränkung auf das Notwendige**

Überwiegend wohnungsorientierte Handlungslogiken der Wohnmobilität können ein Zeichen geringer Mittel sein: Fehlende finanzielle Ressourcen, fehlende Zeit, eine Wohnung zu suchen, fehlende Optionen oder eine sonst eingeschränkte Entscheidungsfreiheit verlangen eine Beschränkung auf das Notwendige, nämlich die "Bleibe" oder das sprichwörtliche "Dach über dem Kopf". Der 38-jährige Herr Groß aus dem Gebiet Brunnenstraße war in einer solchen Situation, als er 1990 aus Thüringen "wegen Arbeit und Leben und allem Möglichen" nach Berlin kam. Wie er sagt, ging es ihm erst einmal darum, Fuß zu fassen und er landete dort, wo ihm ein Freund "Unterschlupf gewährte."

Auch Haushaltsveränderungen können eine rasche Neuorientierung erfordern, wenn sie ungeplante Ereignisse darstellen (z.B. Todesfälle, Scheidungen, Geburten etc.), die angesichts eines biographischen Bruchs eine rasche Reaktion erfordern. Unter Bedingungen, die von Unsicherheit und Stress geprägt sind, führen die Betroffenen häufig keine umfassende Suche durch, denn es geht darum, kurzfristig eine Wohnung zu finden.

"Also es war damals eine Situation, wo es darum ging, das Leben wieder neu zu orientieren, [...] im Grunde genommen war es mir [da] völlig egal gewesen, wo man zunächst mal eine Wohnung findet. Ob man dann da wohnen bleibt, war zu dieser Zeit gar nicht die Frage, sondern Hauptsache du hast erstmal ne Wohnung, ja? Also insofern kann ich da auch nicht sagen, ob ich da irgendwelche Sachen für verschiedene Bezirke gehabt hätte, sondern das glaube ich nicht, das wäre mir einfach egal gewesen, das war hier praktisch und ich habe auch zwei Monate vorher bei Muttern selber drüben gewohnt, und insofern war das natürlich nahe liegend, aber was besonderes hatte ich natürlich nicht im Auge."

*Frau Kühn, 50, Gropiusstadt, arbeitslos, Konventionalisten*

Unter den beschriebenen Bedingungen drückt die wohnungsbezogene Handlungslogik also weniger einen Lebensstil als eine unsichere Situation aus. Die unter unsicheren Bedingungen getroffene Wahl kann auch langfristige Folgen für die weitere Wohnbiographie haben: Herr Groß blieb beispielsweise seit seinem Zuzug in der Nachbarschaft und Frau Kühn ist seit dem hier beschriebenen Umzug überhaupt nicht mehr umgezogen. Die spezifische Bedeutung, die das soziale Netzwerk in solchen Situationen des Umbruchs typischerweise spielt, wird weiter unten als lagebezogene Handlungslogik diskutiert.

##### **Haushaltsveränderungen und unpassende Wohnungsgrößen**

Nicht alle Haushaltsveränderungen bringen die Befragten in eine prekäre Situation. Insbesondere in wachsenden Haushalten kommt es häufig zu einer Neubewertung der Si-

tuation, die einen Umzug nötig erscheinen lässt. Der Übergang von postadoleszenten zu familialen Haushaltsformen führt nicht nur zu neuen Ansprüchen an die Wohnungsgröße, sondern kann auch in Bezug auf andere Aspekte der Wohnform, etwa im halböffentlichen Raum, eine Rolle spielen:

"Wir wohnen jetzt seit 1998 hier [...]. Wir haben in einer kleineren Wohnung gewohnt, an der Torstraße, recht laut und ihretwegen, also wegen dem Kind sind wir dann hierher gezogen, oder wollten die Wohnung haben, weil (hier) ja auch ein schöner Innenhof ist, so kindgerecht."

*Frau Fiedler, 36, Brunnenstraße, Alleinerziehendenhaushalt, in Ausbildung, Hedonisten*

Die Übergänge zwischen Optimierung und Zwang bei wohnungsbezogenen Handlungslogiken sind letztlich fließend. Eine Zuordnung ist am ehesten mit Hilfe der Frage möglich, inwieweit die Wohnungssuchenden die Situation durch Möglichkeitsräume zum Abwägen und Vergleichen beherrschen oder ob sie von der Situation beherrscht werden, weil sie sich in erster Linie durch Machtlosigkeit auszeichnet und es "keine Alternativen" gibt.

### ***Vom Substandard in den Neubau: Wohnungszentrierte Handlungslogiken von Familien in der Entstehungsphase der Großwohnsiedlungen***

Eine typische auf die Wohnung ausgerichtete Handlungslogik ist für viele Haushalte festzustellen, die in den 1960er bis 1980er Jahren aus Substandardwohnungen der Innenstadt in die neuen Großwohnsiedlungsgebiete zogen. Diese innerstädtische Wanderungsbewegung fand auf beiden Seiten der Berliner Mauer statt und vollzog sich vor dem Hintergrund einer weitgehend staatlich gesteuerten Wohnungsbau-, Sanierungs- und Umsetzungspolitik gegen die herrschende Wohnungsknappheit.

Die Bevölkerung der Stadterweiterungsgebiete in der Gropiusstadt und in Marzahn rekrutierte sich zu einem erheblichen Teil aus Familien, die in Altbaugebieten wohnten, die oft als baufällig und sanierungswürdig galten. Der Umzug aus den Altbauwohnungen in der Innenstadt in die Neubauwohnungen am Stadtrand war im Ostteil in der Regel über Arbeiterwohnungsgenossenschaften, im Westteil über Wohnungsbaugesellschaften institutionell vermittelt. Für viele der Befragten, die an diesem Massenumzug an den Stadtrand teilnahmen, waren die modernen Wohnungen sehr attraktiv – vor allem, wenn man mit einer wachsenden Familie eine enge und schlecht ausgestattete Altbauwohnung bewohnte. Die Situation im neuen, noch nicht vollständig fertig gestellten Wohngebiet wurde zuweilen als trist wahrgenommen<sup>75</sup> und die Lage, ob nun Marzahn oder Gropiusstadt, wurde von den meisten Zuziehenden als durchaus gewohnungsbedürftig empfunden:

"Also ich wollte nicht speziell hier her, im Gegenteil, weil 1986 war das hier noch ein Gebiet, was völlig im Aufbau begriffen war und das war gerade mal zwei, drei Jahre her, dass die Leute hier in Gummistiefeln noch durch die Gegend gerannt sind. Lichtenberg [wo die Befragte vorher gewohnt hatte] ist ja doch ein bisschen näher zur Stadtmitte. Und hier, etwas außerhalb, da war ich auch nicht so begeistert davon."

*Frau Esch, 49, Marzahn, Einpersonenhaushalt, Hochschulabschluss, arbeitslos, Aufstiegsorientierte*

<sup>75</sup> Man erinnere sich an die Anti-Gropiusstadt- bzw. –Großwohnsiedlungspolemik Ende der 1970er Jahre, die das Buch "Christiane F. - Wir Kinder vom Bahnhof Zoo" und seine Verfilmung auslösten. Anhand der authentischen Geschichte von Christiane F., die sich als diverse Drogen konsumierende Teenagerin auf dem "Kindersstrich" am Bahnhof Zoo verkaufte, wird die Neubausiedlung Gropiusstadt, in die die Heldin mit sechs Jahren gezogen war, als ausgesprochen trist und unmenschlich beschrieben.

Das Wohngebiet galt aber vielen als zweitrangig angesichts der eindeutigen Verbesserung des Standards der Wohnung, der die Umziehenden vom Substandard in die Modernität brachte. Frau Hermanns aus Marzahn, die mit ihrer Familie bis Anfang der 1980er Jahre in einer zu kleinen, "eiskalten" und lärmbelasteten Altbauwohnung im Prenzlauer Berg ohne eigenes Zimmer für die 13-jährige Tochter gewohnt hatte, beschreibt, wie man sich die größere Wohnung in Marzahn "regelrecht erstritten" hatte. Frau Hahn aus demselben Gebiet schildert, dass sie die neue Wohnung, die sie mit ihrer Familie bezog, im Vergleich zu der zuvor bewohnten Friedrichshainer Altbauwohnung mit Ofenheizung und Einfachfenstern als "Traumwohnung" empfand:

"Wenn man ins Haus reingekommen ist, war es warm und [...] die Größe, mit einem Kind ist ja dann doch ganz angenehm, wenn man dann mehrere Zimmer hat."

*Frau Hahn, 52, Marzahn, Paarhaushalt, Angestellte, Konventionalisten*

### ***Wohnungsbezogene Handlungslogiken auf hohem Niveau: Einfamilienhäuser***

Nahezu alle Personen aus den Bewohnerinterviews, die bei ihrem letzten Umzug Einfamilienhauswohnungen bezogen, lassen sich mehr oder weniger deutlich einer wohnungsbezogenen Handlungslogik zuordnen. Auch wenn die anderen Aspekte in ihrer Handlungslogik eine Rolle spielen, gilt für Einfamilienhäuser die Regel, dass die Kosten für diese Wohnform qua besetzten Raums (im Vergleich zur Lage) oft so groß sind, dass sie als Resultat einer wohnungszentrierten Logik verstanden werden müssen. Zudem sind die mit dieser Wohnform verbundenen Freizeitmuster und Erwartungen an das Wohnen, wie später noch deutlicher gezeigt wird, stärker auf den umbauten privaten Raum als auf das Wohnviertel ausgelegt.

Eigenheime sind in der qualitativen Stichprobe in den beiden Gebieten Marienfelde und Biesdorf vertreten.<sup>76</sup> Die zentrale Bedeutung und Wertschätzung des privaten, großzügigen Raums mit Garten äußert sich in den Interviews in Marienfelde unter anderem darin, dass bei der Übertragung und Vererbung des Wohneigentums innerhalb der Familie gar nicht darüber nachgedacht wird, das Haus zu vermieten oder zu verkaufen. Stattdessen wird häufig ein Standortwechsel vollzogen, der den früheren Aktionsraum erheblich durcheinander bringt: Familie Kissel war 1998 im Wissen, dass sie das Haus ohnehin später erben würden, zu den Schwiegereltern des Mannes gezogen. Ohne diese Option "wären wir in Tempelhof wohnen geblieben" (Frau Kissel, 39, Marienfelde, Familienhaushalt).

Der 38-jährige Herr Zimmermann war in Marienfelde aufgewachsen und kehrte vor fünf Jahren, als sein Vater verstorben war und seine Mutter Unterstützung brauchte, aus Falkensee in sein Elternhaus zurück. Als Grund nennt er, dass das Haus, das er geerbt hatte, "bewirtschaftet werden" musste – eine Situation, in der es aus Sicht des Befragten "keine Alternative" gab. Angesichts der symbolischen und materiellen Bedeutung des Eigenheims wurde auch nicht erwogen, die notwendige Unterstützung an einem anderen Ort zu geben. Erhebliche Investitionen, sei es von Zeit oder von Geld, zur Sanierung des "heruntergewirtschafteten" Hauses hat der Befragte ebenso in Kauf genommen wie die Veränderungen seiner Aktionsräume. Letzteres kommentiert er mit den

<sup>76</sup> In beiden Gebieten sind untypisch wenige Haushalte mit kleinen Kindern befragt worden, was vermutlich dazu führt, dass die Bedeutung guter Schulen für die Kinder (als gebietsbezogene Handlungslogik) hier unwichtiger ist, als dies in der Regel der Fall ist.

Worten: "man kann sich das nicht aussuchen". Heute bewohnt er das Haus mit seiner Partnerin.

Herr Jablonski, ein 51-jähriger Familienvater aus Marienfelde, findet seine aktuelle Wohnweise zwar durchaus zwiespältig, da ihm das Gebiet im Vergleich zum Zentrum etwas "kleinbürgerlich" erscheint, während dort mehr Leben, Kneipen und Kommunikation herrschten. Er möchte seine jetzige Wohnweise aber "vom Grundsatz her [...] nicht missen, dadurch dass man einfach rausgehen kann, sich auf die Terrasse setzen kann im Sommer und im Grünen sitzt, also das ist eine Annehmlichkeit".

Im östlichen Untersuchungsgebiet Biesdorf stellt sich die Lage etwas anders dar, denn fast alle Interviewpartner sind noch vor dem Fall der Mauer in das Gebiet gekommen. In Ihren Rückblicken auf die Wohnsituation in der DDR erscheint das Einfamilienhaus oder eine Doppelhaushälfte weniger als Traumhaus, denn ein Einfamilienhaus war in der DDR (bei vergleichsweise günstigen Mieten) eine weniger günstige Option als im Westteil der Stadt. Wie Frau Grottke, die 1968 durch Heirat nach Biesdorf kam, schildert, erforderte der Unterhalt eines solchen Hauses in der DDR einen besonders großen organisatorischen Aufwand. Sie spricht von Auflagen und Berechtigungsscheinen, die man in der DDR für Baumaterial benötigte, die aber aufgrund von Lieferengpässen in ihrem Fall nicht zum Ziel führten. Erst nach dem Fall der Mauer war es ihr schließlich möglich, ihre Wohnsituation im Einfamilienhaus zu verbessern:

"Vor 89 [...], weil das ja ein Einfamilienhaus ist, war das also sehr schwierig, Handwerker zu bekommen. Was ich in der (Nachwende)Zeit machen konnte, Dachdecken und neue Elektrik und so, das wäre also unmöglich gewesen."

*Frau Grottke, 50, Biesdorf, Familienhaushalt, Angestellte, Heimzentrierte*

Insofern gilt die These von der wohnungszentrierte Handlungslogik auf hohem Niveau für die Eigenheimbesitzer, die vor 1989 nach Biesdorf kamen in geringerem Maße wie für die Marienfelder Beispiele. Die Veränderung der Situation in Biesdorf nach der Wende zeigt sich anhand von Herrn Kindler, der mit seiner Frau erst 1993 in das Gebiet kam. Zwar spielte für diesen Umzug der Lageaspekt eine erhebliche Rolle, denn das aus Guben nach Biesdorf gezogene ältere Paar hat gesundheitliche Probleme und zog vor allem auf Wunsch der sie pflegenden Kinder in deren Nähe. Gleichzeitig wollten beide, die in Guben ein Einfamilienhaus bewohnten, für den Verkaufserlös "was ähnliches haben" und "nicht in so einem Betonhaus" als Mieter wohnen, "weil wir das nicht gewöhnt waren".

Gerade die graduelle Veränderung der Beurteilung des Wohnens im Einfamilienhaus in Biesdorf nach der Wende veranschaulicht, dass hinter dieser Wohnform in erster Linie wohnungsbezogene Handlungslogiken stehen, die sich auf die Großzügigkeit des umbauten Raums und die Nutzungsrechte beziehen. Wenn der Bezug eines Einfamilienhauses durch Weitergabe innerhalb der Familie möglich ist, werden andere Optionen kaum in Erwägung gezogen, erhebliche Mühen und Veränderungen des Alltagslebens in Kauf genommen.

#### 5.4.1.2 Wohnviertelsbezogene Handlungslogiken

Handlungslogiken der Wohnmobilität, die nach den Aussagen der Befragten in erster Linie auf das Wohnviertel gerichtet sind, finden sich überwiegend in den innerstädti-

schen Untersuchungsgebieten. Als zweite Spezifizierung, die mit der ersten zusammenhängt, liegt eine starke Gewichtung des Wohnviertels vor allem bei jüngeren Befragten vor. Konkretisiert wird die Bedeutung des Wohnviertels anhand von städtebaulichen Eigenschaften, der Mischung der Bevölkerung, der Lebendigkeit und der Dichte von Einrichtungen wie Cafés und Geschäften. Statt der "Traumwohnung" ist hier von "Traumbezirken" die Rede:

"Ich wollte immer in diesem Stadtteil von Berlin wohnen. Ich hab vorher in Neukölln gewohnt und Kreuzberg, und gerade hier der Kiez war für mich so das non plus ultra, wo man in Berlin schön wohnt [...], mein Traumbezirk sozusagen [...]. Ich kannte hier Freunde, mir gefiel das einfach gut, ich hatte einfach das Gefühl, das ist schön, von der Architektur und von [dem], was es hier alles so gibt, also auch von der Bevölkerungsdurchmischung und so, das hat mir gut gefallen."

*Frau Hartmann, 43, Chamissoplatz, Einpersonenhaushalt, sonstiger Berufsstatus, Aufstiegsorientierte*

"Ich wohne seit einem Jahr hier und wollte auch explizit nach Kreuzberg mit ner Freundin [...]. Ich hab vorher in Friedrichshain gewohnt, da fand ich's auch ganz gut, aber in Kreuzberg find ich es schön durchgemixt und gemischt und lebendig und schön (lacht) und eigentlich auch zentral."

*Frau Portakal, 25, Chamissoplatz, Wohngemeinschaft, in Ausbildung, Reflexive*

Die von Innenstadtbewohnern bei der Nacherzählung ihres Zuzugs in das Gebiet häufig angesprochene Bedeutung der Nähe zu Ausgelmöglichkeiten erscheint auf den ersten Blick als lageorientierte Handlungslogik, wenn etwa ein Befragter aus dem Gebiet Brunnenstraßen "die günstige Lage für die Freizeit" (Herr Schultheiß, 26) als wichtiges Kriterium seiner Wohnstandortverlagerung aus Lichtenberg anführt. Auf den zweiten Blick stehen hierbei aber weniger regelmäßige Wege zu genau bestimmten Einrichtungen wie dem Arbeitsplatz im Mittelpunkt, sondern die Urbanität, die diese Wohnviertel bieten: das alltägliche Eintauchen in ein dichtes Feld von kulturellen Gelegenheiten, Begegnungen und Erlebnissen und die Möglichkeit, neue Orte zu entdecken.

"Man ist gleich im Leben drinne, wenn man aus dem Haus rausgeht, also man muss nicht so weit fahren, um irgendein Geschäft zu haben oder man hat halt hier viele Kneipen und Geschäfte, und es ist halt immer was los."

*Frau Rose, 21, Chamissoplatz, Paarhaushalt, in Ausbildung, Aufstiegsorientierte*

"Wenn ich einkaufen gehe, ich treffe mehr junge Leute heute als ältere, und das ist ein völlig anderes Klima, also ein angenehmes Klima, ein gutes Wohnklima, und ich liebe auch die kleinen Straßen und die alten Häuser. Ich wäre nie in einen Neubau gezogen beispielsweise."

*Frau Stolpe, 61, Winsstraße, Paarhaushalt, Angestellte, Aufstiegsorientierte*

"Hier in den [Innenstadt]Bezirken finde ich relativ viel, was so unter dem Begriff Subkultur, so in Anführungszeichen, stattfindet. Also ich mag einfach das Straßenbild, wo sehr viel bunt gekleidete Menschen rumrennen, unterschiedliche Stile und einfach [eine] ziemliche Weltoffenheit."

*Herr Pöge, 35, Winsstraße, Singlehaushalt, arbeitslos*

Die Interviews bestätigen den Zusammenhang zwischen Modernität und biographischer Offenheit mit wohnviertelsbezogenen Handlungslogiken, der bei der Betrachtung relativer Gewichte in der Auswertung der standardisierten Daten festgestellt wurde. Hinter der Orientierung am Wohnviertel stehen Präferenzen für soziale Dichte im Wohngebiet und die Nähe zu kulturellen Einrichtungen – Aspekte, die in den folgenden Abschnitten noch vertieft werden. Auf das Wohnviertel bezogene Handlungslogiken sind nicht auf die Innenstadtgebiete beschränkt. Wie insbesondere in den individuellen Betrachtungen



noch gezeigt wird, werden sie aber in den anderen Gebieten zumeist von anderen Orientierungen überlagert.

#### 5.4.1.3 Lagebezogene Handlungslogiken

Mit lagebezogenen Handlungslogiken sind solche Kalküle der Wohnstandortwahl gemeint, die primär die räumliche Nähe zu erwünschten bzw. die Ferne zu unerwünschten Gegebenheiten anstreben. Dieser Aspekt ist in der Wohnmobilitätsforschung im Zusammenhang mit der Verlagerung alltäglicher Aktionsräume bei einem Umzug thematisiert worden (vgl. das Entscheidungsmodell von Wanderungen nach Roseman in Bähr 1997: 300). Er spielt aber auch aus normativer Perspektive in der Stadtplanung hinsichtlich der Umsetzung des Leitbildes einer Stadt der kurzen Wege eine Rolle, wenn es um die Frage geht, inwiefern Wohnmobilität dazu genutzt wird, alltägliche Wege zu optimieren (vgl. Gebhardt/Joos/Martin 2005).

##### ***Die Nähe zum sozialen Netzwerk***

Der bei der Rekonstruktion von Handlungslogiken des Zuzugs in das gegenwärtige Wohngebiet wichtigste lageorientierte Aspekt ist die Nähe zum sozialen Netzwerk. Anders als bei der Herleitung des Handlungsmodells, wo der aktive Einfluss des sozialen Netzwerks für Wohnmobilitätsentscheidungen angesprochen wurde, geht es hier um das soziale Netzwerk als Standortfaktor, auch wenn beide Aspekte miteinander in Verbindung stehen.

In den Interviews spielt diese Nähe insbesondere in biographischen Umbruchsituationen eine Rolle: wenn die Nähe zur Familie nach dem Verlassen des Elternhauses aufrechterhalten werden soll oder wenn man die Nähe zu Familienmitgliedern in Situationen sucht, in denen eine besondere Hilfsbedürftigkeit besteht (Krankheit). Frau Legat beschreibt ihr Standortkalkül beim Verlassen der elterlichen Wohnung in Marzahn vor acht Jahren als lageorientiert, wenn Sie sagt:

"Es wurde mir angeboten, hier in der Nähe zu wohnen, das war ganz praktisch, so kann ich zu Fuß zu meinen Eltern kommen, zu Fuß zur Arbeit kommen, kann auch hier überall alles erreichen [...]. Es kam mir schon auf die Nähe drauf an, dass ich nicht zu weit von meinen Eltern weg bin."

*Frau Legat, 26, Marzahn, Einpersonenhaushalt, Angestellte, Aufstiegsorientierte*

Herr Leschke, ein Befragter aus dem Gebiet Heilmannring, zog nach fünfjähriger Abwesenheit am Westend ("wat ick mich geärgert habe") in erster Linie wegen der Nähe zur Familie in seine "alte Heimat" zurück.

##### ***Die geringe Relevanz der Nähe zur Arbeit***

In Übereinstimmung mit einer Analyse der standardisierten Daten an anderer Stelle (Gebhardt, Joos, Martin 2005) lässt sich anhand der Bewohnerinterviews keine herausgehobene Rolle der Nähe des Arbeitsplatzes für Handlungslogiken der Wohnmobilität erkennen.<sup>77</sup> Die Frage, ob die Nähe zum Arbeits- oder Ausbildungsplatz für den Zuzug in das aktuelle Wohngebiet eine Rolle spielte, wurde von zwei Dritteln der in den Bewohnerinterviews Befragten eindeutig verneint. Für 20% spielte diese Nähe eine Rolle, nur

<sup>77</sup> Hierbei ist zu beachten, dass es aufgrund der Auswahl der Untersuchungsgebiete in der Regel um Wohnmobilitätsvorgänge innerhalb des durchweg gut mit öffentlichen Verkehrsmitteln erschlossenen Gebietes des Landes Berlin geht.

selten allerdings eine entscheidende. Der Rest der Befragten konnte nicht genau eingeordnet werden oder war zum Zeitpunkt des Umzugs nicht beschäftigt oder in Ausbildung.

Ein erster Grund für die geringe Bedeutung dieser Lagebeziehung ist die abnehmende Bedeutung des Arbeitsplatzes als Fixpunkt des Alltags. Für einen nicht unerheblichen Anteil der Befragten, beispielsweise für Rentner und Arbeitslose, spielte diese Referenz zum Zeitpunkt des Umzugs überhaupt keine Rolle. Aber auch für viele Beschäftigte hat der Arbeitsplatz aufgrund von unsteten Beschäftigungsbiographien oder von Selbstständigkeit keine klaren räumlichen Konturen. Die Schwierigkeit unter den gegebenen Beschäftigungssituationen den Arbeitsplatz in den Kalkülen innerstädtischer Wohnmobilität zu berücksichtigen reflektiert Herr Maser, 45, aus dem Gebiet am Plänterwald:

"Ja früher [spielte die Nähe zum Arbeitsplatz] ne größere Rolle, zu DDR-Zeiten, logischerweise, weil es da irgendwo einfacher war mit dem Arbeitsplatz, ja, irgendwo doch sicherer. Dementsprechend konnte man sich's da irgendwo besser aussuchen. Heutzutage ist es zunehmend - egal will ich nicht sagen, aber man muss zunehmend auch in den sauren Apfel beißen. Da wo man sicher Arbeit hat und gut verdient, da muss man auch Wege in Kauf nehmen, ganz einfach. Diese Einsicht wächst eigentlich auch zunehmend, der Druck wird ja auch immer größer."

*Herr Maser, 45, Am Plänterwald, Einpersonenhaushalt, Arbeiter; Heimzentrierte*

Neben veränderten Beschäftigungsbedingungen kann eine klar auf die Wohnung oder das Wohnviertel gerichtete Handlungslogik ein weiterer Grund dafür sein, dass die Nähe zum Arbeitsplatz nicht berücksichtigt wird:

"Ich sage mal, wenn man eben so ein Haus hat dann ist man ziemlich fest, zumindest ich jetzt, so dass alles andere dann in Kauf genommen wird. Und in Berlin [gelten] Arbeitswege bis zu 2 Stunden noch als normal."

*Herr Brenner, 60, Biesdorf, sonstige Haushalte, Hochschulabschluss, arbeitslos, Konventionalisten*

Umgekehrt formuliert, spielt die Nähe des Arbeitsplatzes als Konkretisierung und Gewichtung von *place utility* eher für solche Befragte eine Rolle, für die die Arbeit eine zentrale Rolle im Leben hat. Eine zweite Bedingung ist dabei, über entsprechende finanzielle Mittel zu verfügen, um neben der Lage zur Arbeit auch andere Präferenzen verwirklichen zu können. Schließlich dürfen keine andere Faktoren, insbesondere soziale Netzwerke und die selektive Wahrnehmung des Stadtraums auf Grund der eigenen Wohnbiographie vorliegen, die die Umsetzung der Lagepräferenzen zur Arbeit einschränken.

Ein Beispiel für das Zusammenfallen dieser drei Bedingungen ist die Wohnstandortwahl von Frau Schöller, die mit ihrer Familie in den 1990er Jahren aus Westdeutschland nach Berlin zog. Die Stadt ist bei ihr nicht von persönlichen Bedeutungen und Erfahrungen strukturiert, sondern erscheint wie ein mit nur wenigen Fixpunkten versehener cartesianscher Koordinatenraum, in dem es eine optimale Position zu finden gilt, mit der auch ein günstiger Zugang zum Verkehrsnetzwerk gegeben sein muss. Die Wege zur Arbeit spielen wegen der doppelten Berufstätigkeit in der Familie neben anderen Aspekten eine wichtige Rolle, und es stehen entsprechende Mittel zur Verfügung, um die komplexen Anforderungen, die die Familie an ihren Wohnstandort stellt, auch umzusetzen:

"Wir wohnen seit 8 Jahren hier in dem Haus und es kam dazu, dass wir von außerhalb von Berlin hier her gezogen sind und uns gerichtet haben nach einem Verkehrsschwerpunkt: Haben wir einen Anschluss an die Stadt mit der S-Bahn, mit öffentlichen Verkehrsmitteln, haben wir eine Schule und wie ist die

Erreichbarkeit der Schulen [...] und haben wir einen Anschluss zur Autobahn? Das waren die Gesichtspunkte nach denen wir gehen mussten."

*Frau Schöller, 53, Marienfelde, Paarhaushalt, selbständig, Hedonisten*

#### 5.4.1.4 Zwischenfazit: Differenzierung der Handlungslogiken der Wohnmobilität

Anhand der Reflektionen der Befragten über ihren Zuzug in ihr heutiges Wohngebiet lassen sich Handlungslogiken identifizieren, die das unterschiedliche Gewicht der Wohnung, des Wohnviertels und der Lage zeigen und in denen sich der Lebensstil manifestiert. Die Wohnung steht bei den meisten Befragten im Vordergrund des Kalküls, das Wohnviertel und die Lage sind nachgeordnet.

Die Hauptdifferenzierung der Handlungslogiken verläuft zwischen solchen, die dem Wohnviertel ein größeres relatives Gewicht beimessen, und solchen, die eine größere Bedeutung auf wohnungsbezogene Aspekte verwenden. Erstere tauchen häufiger bei biographisch offenen Befragten in innerstädtischen Gebieten auf, insbesondere bei solchen Gebieten, die als attraktiv gelten. Schulzes semantischem Zugang zum Lebensstil entsprechend, kann man hinter dieser Handlungslogik eine Sichtweise auf die Außenwelt als Stimulanz erkennen, die sich in der Bedeutung außerhäuslicher Aktivitäten und eines lebendigen, anregenden Wohnviertels zeigt.

Im Umkehrschluss ist für Befragten, deren Situation eher von biographischer Schließung geprägt ist, die Wohnung von größerer Bedeutung. Im besonderen Fall der Einfamilienhäuser sind die Kosten in der Regel so groß, dass vieles (Wohnform und Wohnviertel) stimmen muss, bevor eine solche Investition getätigt wird. Allerdings sind diese Kosten weniger mit einem großzügigen Wohnviertel als mit großzügigem Wohnraum verbunden, so dass das relativ größte Gewicht regelmäßig der Wohnung und nicht dem Viertel beigemessen wird.

Eine starke Wohnungsorientierung zeigt sich auch bei den Familien, die in die "Traumwohnungen" der Großwohnsiedlungen zogen. Auch auf Ebene der Untersuchungsgebiete sind Verdichtungen dieser Handlungslogiken in Form eines stärkeren Gewichtes wohnviertelsbezogener Aspekte in attraktiven Innenstadtgebieten und in Form von stärker wohnungsbezogenen Aspekten in Neubau- und Einfamilienhausgebieten zu erkennen.

Lagebezogene Handlungslogiken wurden im Hinblick auf die Nähe zum sozialen Netzwerk (insbesondere der Familie) und auf die Nähe des Arbeitsplatzes rekonstruiert. Ein größeres Gewicht der Lage zur Arbeit ist in der Regel schon aufgrund der Unsicherheit und räumlichen Unbestimmtheit dieser Referenz selten. Dieser Aspekt kommt oft nur bei großen, insbesondere finanziellen, Handlungsmöglichkeiten zum Tragen, die ein entsprechend komplexes Kalkül erlauben. Der Lageaspekt der Nähe zum sozialen Netzwerk spielt eine zusätzliche Rolle bei der Schaffung lebensstilspezifischer Standortmuster.

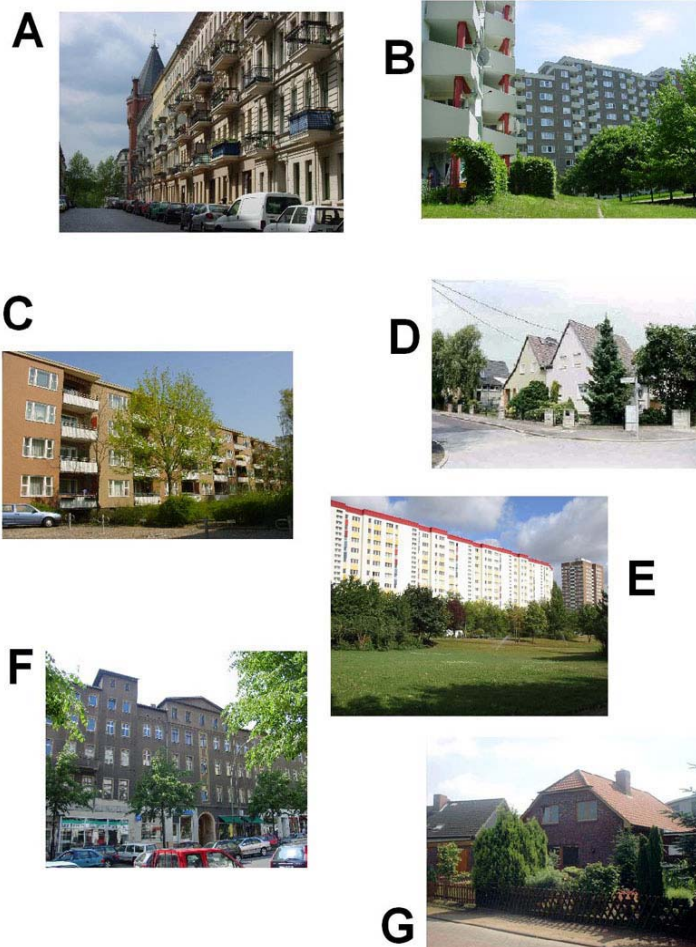
Es wird auch deutlich, dass bei der Umsetzung von Präferenzen in konkretes Handeln eine Vielzahl von Rahmenbedingungen zu einer weiteren Differenzierung der erkennbaren Situationsdefinitionen und Handlungslogiken führt: Aufgrund beschränkter Ressourcen muss in der Regel eine Abwägung getroffen werden, die Nachteile in einen Bereich durch Vorteilen des anderen kompensiert und unterschiedliche Gewichtungen zwischen den drei Teilnutzen identifizieren. Im Falle sehr geringer finanzieller oder zeitlicher Ressourcen wird es dann darum gehen, sich eine Bleibe zu beschaffen, ohne dass weitere Möglichkeitsräume gegeben sind, eigene Wünsche zu erfüllen. Mit steigenden Ressour-

cen werden Handlungslogiken komplexer und der Gesamtnutzen (d.h. der Teil der angestrebten *place utility*, der sich umsetzen lässt) wird größer. In dieser Differenzierung manifestiert sich das Ausstattungsniveau des Lebensstils.

#### 5.4.2 Wohnformen und place utility

In einem zweiten qualitativen Zugang zu Wohnmobilität und Lebensstil werden nun Bedeutungszuweisungen der Befragten zu Wohnformen betrachtet. Dabei geht es um Definitionen von *place utility*, die weniger von konkreten und realen Entscheidungssituationen geprägt sind, wodurch eine Zuspitzung der Differenzierung der Wohnpräferenzen stattfindet. Die Grundlage für diese Betrachtung sind die Äußerungen der Befragten zu einer in den Interviews vorgelegten Tafel mit sieben Fotos von Wohnsituationen, die überwiegend in den Untersuchungsgebieten aufgenommen wurden (Abb. 5.23).

Mit einem einleitenden Satz wie "Ich habe hier ein paar Fotos mitgebracht. Können Sie uns dazu sagen, was sie mit den einzelnen Fotos verbinden, was Sie anspricht oder eher nicht anspricht?" wurden die Befragten in den Interviews dazu aufgefordert, die verschiedenen Haus- und Wohnformen aus Ihrer Sicht zu kommentieren. Die Befragten bewohnen eine dieser Wohnformen selbst und haben oft im Verlauf ihrer Wohnbiographie Erfahrungen mit anderen Wohnformen gemacht.



A: eine gründerzeitliche Altbaufassade mit Balkons aus dem Altbaugbiet Chamissoplatz

B: mehrere Häuser um eine Grünfläche in der Großwohnsiedlung Gropiusstadt

C: die baumbestandene und begrünte Rückseite einer vierstöckigen Zeile im Gebiet Heilmannring

D: ein typisches Doppelhaus mit Vorgarten und Bäumen in Biesdorf

E: eine sanierte Marzahner Plattenbauzeile mit einem höheren Solitärhochhaus

F: eine unsanierte Altbaufront mit Schaufenstern im Erdgeschoss und geparkten bzw. fahrenden Autos auf der Brunnenstraße

G: ein freistehendes, geklinkertes Einfamilienhaus mit Vorgarten, das keinem der Untersu-

Abb. 5.23: Fototafel zur Betrachtung der Bedeutungen unterschiedlicher Wohnformen.

chungsgebiete entstammt.

Aufgrund der Typisierung in den Interviewaussagen werden die sieben Wohnformen zu drei Haupttypen zusammengefasst:

- Unter der Kategorie Einfamilienhaus werden die Aussagen zu den Fotos D und G zusammengefasst, wobei letztere zumeist als die großzügigere Variante von ersterer angesehen wurde.
- Die Kategorie Altbau bezieht sich auf die Typen A und F, die von den Interviewten zumeist nur anhand des unterschiedlichen Renovierungszustandes (A als sanierter Altbau) und anhand der Lageeigenschaften (A als ruhiger, F als stärker verkehrsbelastet und mit besserer nähräumlicher Versorgung) unterschieden wurden.
- Die Kategorie Neubau umfasst die Aussagen zu den Fotos B, C und E. Diese verschiedenen Bautypen sind letztlich zeitliche Variationen des modernen Mietwohnbaus. Der Zeilenbau C evozierte allerdings nur wenige Äußerungen, sodass mit der Kategorie Neubau in erster Linie Wohnformen in modernen, vielgeschossigen Bauten mit standardisierten Bauteilen und Grundrissen angesprochen sind, die im Berliner Kontext vor allem mit Großwohnsiedlungen assoziiert werden.

#### 5.4.2.1 Überblick der Wohnpräferenzen

Für zehn der 61 Befragten war anhand ihrer Aussagen zu den Wohnformen keine klare Präferenz für eine Wohnform erkennbar. Für die übrigen können überblicksartig die genannten Präferenzen der tatsächlichen Wohnform gegenübergestellt werden (Tab. 5.19). Von den 51 Befragten, für die eine solche Gegenüberstellung anhand der Interviews möglich war, wohnen 13 gegenwärtig in einem Einfamilienhaus und je 19 in einem Altbau bzw. in einem Neubau.

		Wohnpräferenz			
		Einfamilienhaus	Altbau	Neubau	Summe
<b>tatsächliche Wohnform</b>	Einfamilienhaus	<b>10</b>	3	0	13
	Altbau	1	<b>18</b>	0	19
	Neubau	13	3	<b>3</b>	19
	Summe	24	24	3	51

Tab. 5.19: Gegenüberstellung Wohnpräferenzen und tatsächliche Wohnform

Das Ergebnis dieser Gegenüberstellung zeigt sehr deutliche Polaritäten in der Verteilung der Präferenzen. Unter allen Befragten werden Altbau und Einfamilienhaus gleich häufig (24 mal) als Wohnideale bezeichnet, wobei zu beachten ist, dass nur für 13 Befragte aus Einfamilienhausgebieten gegenüber 19 aus Altbaugebieten Aussagen vorliegen. Neubauten werden nur von 3 Befragten (die ausnahmslos in einem von dieser Wohnform geprägten Gebiet wohnen) bevorzugt, wodurch diese Wohnform als die unattraktivste innerhalb der Interview-Stichprobe gelten kann.

Bei den Befragten aus Einfamilienhäusern und Altbauten besteht eine hohe Übereinstimmung zwischen tatsächlicher und bevorzugter Wohnform – hier wohnt man fast immer in der Wohnform, die unter den vorgelegten Fotos bevorzugt wird.<sup>78</sup> Zu berücksichtigen ist, dass dies nicht bedeutet, dass man mit der tatsächlichen Wohnsituation besonders zufrieden wäre, denn innerhalb der gleichen Wohnform gibt es unzählige Variationen verschiedenster Ausprägung.

<sup>78</sup> Dies muss nicht heißen, dass man mit der tatsächlichen Wohnsituation besonders zufrieden wäre, denn innerhalb der gleichen Wohnform gibt es unzählige Variationen verschiedenster Ausprägung.

sichtigen ist hierbei, dass bei dieser Übersicht nur die Präferenzen für die gegenwärtige Situation betrachtet werden – einige jüngere Befragte könnten sich die Wohnform Einfamilienhaus für "später" durchaus vorstellen (siehe unten). Die Neubaubewohner bevorzugen hingegen überwiegend das Einfamilienhaus und wohnen folglich nicht in der von ihnen am meisten geschätzten Wohnform.

Um den sozialen Sinn hinter dieser Differenzierung zu verstehen, wird zunächst die Gesamtheit der Aussagen zu den einzelnen Wohnformen betrachtet, um in einem zweiten Schritt die sehr gegensätzliche Verteilung innerhalb der Aussagen zu erklären. Hierzu betrachte ich die Aussagen, die nicht nur zu Wohnidealen, sondern auch zu nicht bevorzugten Wohnformen gemacht wurden.

#### 5.4.2.2 Bedeutungen der Wohnform Einfamilienhaus

Das Einfamilienhaus, das häufig von den Befragten synonym mit dem auch das Eigentum des Objektes umfassenden Begriff "Eigenheim" gebraucht wird, stellt für knapp die Hälfte der Befragten ein Wohnideal dar.<sup>79</sup>

##### **Große Verfügungsgewalt über Raum, Autonomie und Privatheit**

Einer der Hauptvorteile, den die Befragten im Einfamilienhaus sehen, wird am besten durch Bourdieus Begriff der "Verfügungsgewalt über Raum" charakterisiert (Bourdieu 1991). Das Eigenheim ist demnach unter den drei betrachteten Wohnformen die, die in den Augen vieler Befragter die größte Autonomie und die größten Aneignungsmöglichkeiten gewährt. Dies gilt in Bezug auf die Fläche, aber auch auf die Qualität in Form von Ausstattung (Garten etc.) und Komfort:

"Ich komme ja aus einem [Einfamilien]Haus. Ich weiß, wie schön das ist, wenn man Platz hat und sich ausbreiten kann, und im eigenen Garten [sein kann]. Ruhe verbinde ich damit, Grün verbinde ich damit, den Ausgleich für meinen Mann, weil der einen sehr stressigen Job hat [...], ja, Ausgleich, Relaxen und Platz. Wobei, zu zweit in einer Dreiraumwohnung hat man eigentlich auch Platz, aber wir seltsamerweise nicht. Ja, man kann dann das auch individueller gestalten, sie können auch mehr individuelle Wünsche damit verwirklichen. Im Häuschen hätt' ich ganz bestimmt ein Hobby für mich alleine, wa?"

*Frau Ritter, 43, Marzahn, Paarhaushalt, Rentnerin, Aufstiegsorientierte*

"Ich habe kennen gelernt, dass man in einem Häuschen viel freier ist, unabhängiger, das Wetter spielt nicht mehr so eine Rolle, man kann sich so ein bisschen beschäftigen, da sind viele Aspekte dabei."

*Herr Poweleit, 60, Heilmannring, Paarhaushalt, Rentner, Aufstiegsorientierte*

Die bauliche Form und der mit dem Eigenheim verbundene Besitzstatus gewährleisten Autonomie und Privatheit und die Möglichkeit, sich nach außen abzuschotten und nur eine geringe Beeinträchtigung durch die Welt außerhalb der eigenen Wohnung in Kauf nehmen zu müssen:

"Seine eigenen vier Wände, wo man wirklich nicht irgendwo einen Nachbarn (hat), der dann laut Fernsehen aufdreht, oder den man dann nachts schreien hört."

*Frau Legat, 26, Marzahn, Einpersonenhaushalt, Angestellte, Aufstiegsorientierte*

"Das ist natürlich was Schönes, dass man auch so seinen eigenen Garten hat, wie man so sagt, 'man hat

<sup>79</sup> Die Aussagen zum Leitbild Einfamilienhaus lassen sich aus der quantitativen Erhebung stützen. Gefragt nach der Zustimmung/Ablehnung der Aussage "Mein Ideal vom Wohnen ist ein Einfamilienhaus im Grünen" stimmten 57% der Befragten etwas oder sehr zu. Am höchsten ist der Anteil bei Familien- und Paarhaushalten.

sein Eigenes', wo eben keiner was zu suchen hat [...], Privatsphäre"  
*Herr Ludwig, 58, Heilmannring, Familienhaushalt, Rentner, Heimzentrierte*

"Da ist man alleine, da hat man Ruhe"  
*Herr Heidel, 60, Heilmannring, Rentner, Traditionelle Arbeiter*

Einige Befragte erwähnen auch die Kehrseite der Verfügung über großzügige Räume eines Einfamilienhauses in Form der größeren Arbeit, die zur Beherrschung und Instandhaltung dieser Wohnform nötig ist. Die Wohnform Einfamilienhaus stellt insbesondere für ältere und/oder behinderte Menschen eine praktische Herausforderung dar:

"Wir haben beide Schwierigkeiten, gesundheitlich nicht mehr so auf der Höhe zu sein und laufend in Behandlung sein zu müssen, und dann ergibt sich die Frage, wenn man da am Stock läuft [...]. So ein Haus ist schön, aber man muss ja daran was machen können, nicht, das ist ja die zweite Frage, ich muss ja was machen können [...]. Wenn ich hier so ein Haus habe und das wird verlottert, nur weil wir nicht mehr können, na dann brauche ich es nicht mehr, obwohl ich es so schön finde, alle beide finden wir das schön, aber nee dann würden wir eher [...] so ein 4- oder 6-Etagen Haus mit Fahrstuhl nehmen."  
*Frau Hermanns, 58, Marzahn, Angestellte, Konventionalisten*

"(G) sieht zwar sehr idyllisch und schön aus, aber ich persönlich hätte niemals ein Haus haben wollen, weil erstens hätte ich dann Gartenarbeit machen müssen, also was ich körperlich alles nicht kann; dann wär' mir das auch gruselig, alleine als Frau dann in so einem Haus zu wohnen, nachts alleine zu sein."  
*Frau Peschel, 59, Gropiusstadt, Einpersonenhaushalt, Rentnerin, Konventionalisten*

Abgesehen von den physischen Erfordernissen kann das Einfamilienhaus auch auf abstrakterer Ebene als Belastung gesehen werden:

"Ich will kein Häuschen. Warum soll ich mich damit belasten?"  
*Frau Stolpe, 61, Winsstraße, Paarhaushalt, Angestellte, Aufstiegsorientierte*

"Die Eigenheime sind einfach zu langweilig und vor allen Dingen, man müsste sich ja dann an Eigentum binden und wäre dann eingeschränkt, nee."  
*Herr Schultheiß, 26, Brunnenstraße, Einpersonenhaushalt, Abitur, in Ausbildung, Hedonisten*

### **Soziale Kontrolle im Einfamilienhausgebiet**

Neben den Bedeutungen der Wohnform im engeren Sinne qualifizieren die Befragten in ihren Äußerungen auch Einfamilienhausgebiete. Dabei besteht ein weitgehender Konsens darüber, dass soziale Beziehungen in Einfamilienhausgebieten stärker normativ geregelt, verpflichtend und geordnet sind. Lediglich in der Einschätzung dessen unterscheiden sich die Befragten voneinander: Die Mehrheit der Befragten, die sich über die sozialen Beziehungen äußern, empfindet diese als Einengung in Form der Durchsetzung von Normen (z.B. regelmäßiges Rasenmähen), die man selbst für unwichtig oder falsch ansieht oder die keine städtische Form der Öffentlichkeit zulassen:

"Da denk ich halt einfach an die lieben Mitbewohner, die alles unter Kontrolle haben."  
*Frau Lautenschläger, 38, Winsstraße, Alleinerziehendenhaushalt, in Ausbildung, Aufstiegsorientierte*

"D und G sind so für mich die brav-bürgerlichen Familienhäuschen mit Gärtchen drumrum, mit einer Nachbarschaft, die sich sehr kümmert, ob man den Rasen nun gemäht hat oder nicht."  
*Herr Groß, 38, Brunnenstraße, Paarhaushalt, Angestellter, Hedonisten*

"So ne Vorstadtidylle, das (lacht) sagt mir überhaupt nix, ein Doppelhaus, da würde es mich schon vor dem Nachbarn grausen, der am Samstagnachmittag seinen Rasen mäht, den Mäher anschmeißt, das ist

also überhaupt nicht mein Ding. [...] Aus so was komme ich, und da weiß ich, so was möchte ich nicht wieder haben. Das ist für mich Land, das heißt Garten, das heißt Rasenmäher, das heißt nervige Nachbarn (lacht)."

*Herr Jöst, 33, Beusselstraße, Paarhaushalt, nicht erwerbstätig, Unterhaltungssuchende*

"Ich möchte auch da wohnen, wo ich mal laut Musik anmachen [kann], ohne dass man die Polizei ruft. Und so schätz ich die Gegend ein: vielleicht ältere Familien und so weiter und nicht unbedingt für Jugendliche."

*Frau Lau, 26, Beusselstraße, eigener Elternhaushalt, Angestellte, Hedonisten*

"Würde mir auch sehr zusagen zum Gänse halten oder Hühnchen [...], wobei D schon ein bisschen spießig aussieht aber – [das ist] ja vielleicht so ein bisschen weit her geholt – wo Zankereien und Gartenzwerge sind ringsum. Weiß man nicht, aber das könnte so'n bisschen danach aussehen."

*Frau Kühn, 50, Gropiusstadt, arbeitslos, Konventionalisten*

Eine kleinere Gruppe befürwortet diesen "kleinbürgerlichen" Charakter explizit. Der Aspekt der sozialen Kontrolle in Einfamilienhausgebieten wird aber insgesamt viel häufiger negativ als positiv hervorgehoben. Zu vermuten ist, dass viele Befürworter dieser Wohnform diese Konkretisierung von *place utility* für selbstverständlich halten oder für nicht wichtig genug erachten, weil die Definition von *place utility* für die Befürworter von Einfamilienhäusern überwiegend von der Wohnform bestimmt ist.

### **Grünes und ruhiges, dezentral gelegenes Wohnviertel**

Ganz deutlich wird mit dem Einfamilienhaus ein ruhiges und durchgrüntes Wohnviertel verbunden. Dies wird direkt durch Bezeichnungen wie "Häuschen im Grünen" oder durch Assoziationen wie "so ein Häuschen steht immer in der Gegend, wo es eben ein bisschen ruhiger und relaxter ist" (Frau Ritter, 43, Marzahn), "es (ist) schon etwas ruhiger da" (Frau Esch, 49, Marzahn) oder "das sieht ruhig aus und wenig befahren" (Frau Kissel, 39, Marienfelde) zum Ausdruck gebracht.

Die Kehrseite dieses Nutzenaspektes ist die periphere Lage im Hinblick auf den Zugang zu Dienstleistungen, Einrichtungen der Versorgung und Unterhaltung. Für die wenigen Befragten, die die Wohnform hinsichtlich dieses, vermutlich selbstverständlichen, Aspektes von *place utility* konkretisieren, fällt das Urteil eindeutig negativ aus:

"D ist SEHR außerhalb. Einzelhäuser. Wenn man halt Haus und Garten will. Das habe ich auch nicht vor."

*Frau Brucker, 35, Beusselstraße, Alleinerziehendenhaushalt, in Ausbildung, Reflexive*

"So ein Häuschen im Grünen ist auch nicht schlecht, aber [es] wird wahrscheinlich nicht gehen, weil es halt einfach auch lange Fahrwege bedeutet, weil D ist ja auch ein bisschen draußen und so."

*Frau Beck, 29, Brunnenstraße, Einpersonenhaushalt, selbständig, Reflexive*

### **Lebenszyklus und finanzielle Ressourcen**

Die bisherige Betrachtung der Aussagen zum Einfamilienhaus verdeutlicht, dass die stärksten Bekenntnisse zu dieser Wohnform von älteren Befragten in familialen und postfamilialen Lebenssituationen geäußert werden, die überwiegend in den äußeren Kleinsiedlungs-, Zeilenbau- und Großwohnsiedlungsgebieten wohnen. Für die jüngeren Befragten ist diese Wohnform weniger positiv besetzt – sei es aus Gründen der sozialen Kontrolle und Reglungsdichte, sei es wegen der Lage. Dass dies für viele weniger eine grundsätzliche Einstellung als ein veränderlicher, von Alter oder Lebenszyklus abhängender Effekt ist, zeigt sich, wenn einige der jüngeren Befragten aus den innerstädtischen Gebieten die Wohnform für spätere Lebensphasen in Erwägung ziehen:



"Später würde ich schon gerne ein kleines Häuschen haben."

*Frau Dorka, 26, Brunnenstraße, Paarhaushalt, nicht erwerbstätig, Aufstiegsorientierte*

"[Ein Einfamilienhaus] ist vielleicht so in dreißig Jahren meine Alternative."

*Herr Russ, 28, Chamissoplatz, Wohngemeinschaft, Arbeiter, Reflexive*

"[Ein Einfamilienhaus] ist sicherlich schon für später für Familie oder was [...]. Ich werde bestimmt später mal von Berlin wegziehen und dann auf jeden Fall irgendwo[hin], wo die Natur ist"

*Frau Portakal, 25, Chamissoplatz, Wohngemeinschaft, in Ausbildung, Reflexive*

"Eigenheim ja, vielleicht später mal."

*Frau Rose, 21, Chamissoplatz, Paarhaushalt, in Ausbildung, Aufstiegsorientierte*

Kohortenspezifische Vorstellungen können für die Einstellung zum Einfamilienhaus eine Rolle spielen, in erster Linie erscheint hier aber der Lebenszyklus, die biographische Perspektive der Lebensführung als der ausschlaggebende Faktor für die Veränderung der Haltung zur Wohnpräferenz für das Einfamilienhaus. Insofern müssen die oben getroffenen Aussagen zu den Wohnidealen für einige, aber nicht für alle Befragten relativiert werden. Das Einfamilienhaus gilt unter den Befragten nicht als die einzige, aber als die dominante Wohnform für familiäre oder postfamiliäre Lebensformen.

Darüber hinaus gilt die Wohnform Eigenheim als teuer und für einige im Bewusstsein über die eigenen finanziellen Beschränkungen schlichtweg als nicht realisierbar:

"Wenn ich das Geld hätte, dann würde ich [ein Einfamilienhaus] wählen, weil, wie gesagt, das ist glaub ich der Traum eines jeden, ein Einfamilienhaus zu besitzen."

*Frau Legat, 26, Marzahn, Einpersonenhaushalt, Angestellte, Aufstiegsorientierte*

"Das ist natürlich was Schönes, aber wie gesagt, dazu muss man das Geld haben."

*Herr Ludwig, 58, Heilmannring, Familienhaushalt, Rentner, Heimzentrierte*

"Wenn ich die Möglichkeit hätte und das entsprechende Kleingeld, würd' ich sagen, dann würde ich lieber so [nach] D und G wieder ziehen."

*Frau Hahn, 52, Marzahn, Paarhaushalt, Angestellte, Konventionalisten*

#### 5.4.2.3 Bedeutungen der Wohnform Altbau

Die Wohnform Altbau findet neben dem Einfamilienhaus die größte Zustimmung von den Befragten. Auch hier werden Elemente von *place utility* nicht nur für die Wohnform im engeren Sinne sondern auch zum Wohnviertel und der Lage angeführt.

#### **Ästhetisches Leitbild "Wohnen im Altbau"**

Die positiven Bedeutungszuweisungen, die die Abbildungen der innerstädtischen wilhelminischen Altbauten (A und F) evozieren, beziehen sich stärker als bei den anderen Wohnformen auf die ästhetischen Qualitäten dieser Wohnform: Es ist von Stil und Schönheit und von der Authentizität des Alten die Rede:

"A ist die so klassische, wunderschöne Berliner Altbauhecke, was ist das hier, Kreuzberg, das ist der Waserturm da in Kreuzberg, ja genau, ja super. So will man wohnen, nicht (lacht)?"

*Herr Jöst, 33, Beusselstraße, Paarhaushalt, nicht erwerbstätig, Unterhaltungssuchende*

"Ich meine, Altbau ist natürlich schön, wenn er renoviert ist."

*Herr Zimmermann, 38, Marienfelde, Paarhaushalt, Angestellter, Konservativ Gehobene*

"A sieht nach saniertem Altbau aus, ganz hübsch, sicher ganz schön. In der Straße fehlen ein paar Bäu-

me, aber so sieht das ganz nett aus, kann man sich gut vorstellen, da zu wohnen."

*Herr Ribbeck, 30, Winsstraße, Einpersonenhaushalt, Hedonisten*

"Von außen denk ich, dass [Altbauten] auch besser aussehen [...] ein bisschen mehr Charakter [haben], und ich mag Geschichte. Für mich ist das auch was Besonderes, so in einem alten Haus zu wohnen. Und ich denke ein bisschen darüber nach, was ist hier passiert, und wenn die Wände nur sprechen könnten, was würden sie sagen."

*Herr Smith, 35, Winsstraße, Familienhaushalt, selbständig, Aufstiegsorientierte*

Lediglich ein Befragter, Herr Waldvogel aus Biesdorf, bringt Einwände gegen die wilhelminische Ästhetik vor. Diese Form des Wohnungsbaus sieht für ihn "eher nach Gericht oder Naturkundemuseum" aus, sei aber zum Wohnen ungeeignet. Man kann das Wohnen im Altbau insofern als ästhetisches Leitbild unter den drei Wohnformen ansehen, denn die Konkretisierung der *place utility* des Altbaus auf diesen Aspekt wird auch von vielen Befragten vertreten, die diese Wohnform nicht als ihr persönliches Ideal ansehen. Genauso häufig wie äußere Eigenschaften der wilhelminischen Wohnbebauung hervorgehoben werden, gehen die Befragten auf die besonderen Wohnqualitäten im Inneren ein. Die Merkmale hohe Räume, große Zimmer und Parkett werden immer wieder, allerdings stärker in Zusammenhang mit Abbildung A genannt: "schöne Balkons" (Herr Russ, 28, Chamissoplatz) "hohe große Räume" (Herr Jablonski, 61, Marienfelde). Die Konkretisierung der wohnungsbezogenen Aspekte von *place utility* bezieht sich also bei dieser Wohnform, kaum überraschend, weniger auf Privatheit und Abgeschlossenheit.

"A kann ich mir auch sehr schön vorstellen – das sieht mir so nach Prenzlauer Berg oder so aus: schöne Wohnungen, hohe Räume, große Zimmer."

*Frau Kissel, 39, Marienfelde, Familienhaushalt, Angestellte, Konventionalisten*

"Also A würde mir auch gut gefallen, es ist eine reine Stadtwohnung, da stelle ich mir große Räume vor – auch was Feines, wenn es nun nicht an der Hauptverkehrsstraße ist."

*Herr Poweleit, 60, Heilmannring, Rentner, Aufstiegsorientierte*

[A ist] "die angenehmste Wohngegend von Balkon und Bausubstanz her für mich."

*Herr Groß, 38, Brunnenstraße, Paarhaushalt, Angestellter, Hedonisten*

Die Befragten bringen kaum Kritik an der Wohnform Altbau selbst an. Eine Art von Kritik wird von Frau Peschel aus der Gropiusstadt angebracht, die als Gehbehinderte auf die unpraktische Seite des "urigen" Charakters von Altbauten hinweist.

### **Zentrale und lebendige Viertel**

Die Wohnform Altbau wird häufig in Bezug auf das Wohnviertel als lebendig bewertet, was für viele Befragte, wie für Herrn Jablonski aus Marienfelde, ein positiver Nutzenaspekt im Sinn von "urbanem Leben" darstellt. Dies gilt insbesondere für das Bild F, das eine belebte Straßenszene zeigt:

"F sieht auch zentraler aus und nicht ganz so saniert wie A aber dafür um so lebendiger. Also hier [A] sind ja keine Cafes oder Läden zu sehen. [F] hier [sieht] irgendwie interessant aus."

*Frau Brucker, 35, Beusselstraße, Alleinerziehendenhaushalt, in Ausbildung, Reflexive*

"F könnte ich mir wieder vorstellen, das sieht auch zentraler aus und nicht ganz so saniert wie A, aber dafür um so lebendiger."

*Frau Lau, 26, Beusselstraße, eigener Elternhaushalt, Angestellte, Hedonisten*

[F] "sieht schön belebt aus im Vergleich zu A, das wirkt irgendwie so'n bisschen ruhiger, stiller, ist ne reine Wohnstraße. F das ist so richtig durchwachsen, da ist Gewerbe, da kann ich mir auch super vorstellen, da zu wohnen, spricht mich an."

*Herr Jöst, 33, Beusselstraße, Paarhaushalt, nicht erwerbstätig, Unterhaltungssuchende*

Ein weiterer, kaum von der Lebendigkeit zu trennender Aspekt, der mit den abgebildeten Altbauwohnungen in Verbindung gebracht wird, ist deren Zentralität – in erster Linie in Bezug auf die nähräumliche Versorgung im Gebiet mit Dienstleistungen und anderen Gütern ("ziemlich zentral", Frau Brucker, 35, Beusselstraße; "schön Geschäfte unten", Frau Lau, 26, Beusselstraße).

Von fast ebenso vielen Befragten wird die Lebendigkeit des Wohnviertels aber als negativ bewertet. Das mit dem Altbau verbundene Wohnviertel wird als "zu laut" betrachtet (Frau Volz, 64, Marienfelde) oder mit "zu viel Verkehr" in Verbindung gebracht (Frau Rathke, 42, Gropiusstadt), so dass das Wohnviertel als eine wesentliche Beeinträchtigung der Wohnsituation gilt:

"F scheint mir recht laut und mit Autos und so, also wenn ich dann nachts nicht schlafen kann, weil da Autos fahren, also das [vermietet] mir das die ganze Wohnung."

*Frau Peschel, 59, Gropiusstadt, Einpersonenhaushalt, Rentnerin, Konventionalisten*

"F sieht mir so ein bisschen so industriemäßig aus, das gefällt mir nicht so, also das sieht so aus wie mitten in der Stadt, nein, [da] ich bin doch eher für das Grüne."

*Herr Poweleit, 60, Heilmannring, Paarhaushalt, Rentner, Aufstiegsorientierte*

Die Bedeutungen dieser Wohnform sind also im Hinblick auf das Wohnviertel bei weitem nicht so eindeutig, wie für ihre ästhetischen Qualitäten. Insbesondere Bild F polarisiert geradezu. Negativ bewertet wird dann die hohe Dichte und die wenigen zur Verfügung stehenden Naherholungsflächen: "Wo die Altbauten sind, haben sie meistens nicht die grüne Lunge, wie wir sie hier gewohnt sind" (Herr Leschke, 68, Heilmannring). Frau Kissel aus dem Einfamilienhaus Marienfelde, die weiter oben von den schönen Wohnungen, hohen Räumen und großen Zimmern spricht, beendet die Aufzählung lachend mit den Assoziationen "kein Parkplatz, laute Anwohner durch Geschäfte".

#### 5.4.2.4 Bedeutungen der Wohnform Neubau

Wie bereits eingangs dargestellt wurde, äußern nur sehr wenige Befragte eine Präferenz für die hier als "Neubau" zusammengefassten Wohnungen im mehrgeschossigen Mietwohnungsbau. Ohne ihre eigene Wohnform zu verurteilen, neigen die Befragten, die in Neubauten wohnen, in der Regel dazu, die *place utility* der Wohnform Einfamilienhaus als höher einzustufen. Für die anderen Befragten hat der Neubau hingegen kaum positive Bedeutungen, so dass er insgesamt unter den drei Wohnformen am wenigsten beliebt ist.

#### **Funktionales und praktisches Wohnen**

Bei den positiven Bedeutungen der Wohnform Neubau steht der funktionale und häufig als praktisch empfundene Charakter von Neubauwohnungen im Vordergrund:

"Ja gut, E, Plattenbauten sind im Allgemeinen sehr schöne Wohnungen, das gefällt mir auch ganz gut, also da könnte man ebenfalls auch gut wohnen. Das sind zwar Plattenbauten, aber die Wohnungen sind im Allgemeinen recht gut, sehr vernünftig geschnitten und sehr praktisch eingerichtet."

*Herr Brenner, 60, Biesdorf, sonstige Haushalte, arbeitslos, Konventionalisten*

"Oftmals sind die Wohnungen schön in den Häusern, man muss bloß erst einmal drinnen sein."

*Frau Kissel, 39, Marienfelde, Familienhaushalt, Angestellte, Konventionalisten*

### **Großzügiges Wohnumfeld**

Positiv wird zum Teil auch die städtebauliche Form, insbesondere das grüne Wohnumfeld bewertet, das für Kinder Spiel- und für Autos Parkraum bietet.

"Also hier (B) sind zwar auch unheimlich viele Hochhäuser aber, es ist trotzdem aufgelockert."

*Frau Rathke, 42, Gropiusstadt, Alleinerziehendenhaushalt, Angestellte, Konventionalisten*

"Was ich immer ganz nett finde ist schon, wie das gemacht ist: Dass dann so ein Park, vielleicht wie im Thälmannpark, so ein schöner großer Park direkt vor der Tür [ist]."

*Frau Lautenschläger, 38, Winsstraße, Alleinerziehendenhaushalt, in Ausbildung, Aufstiegsorientierte*

"Ich finde [die Plattenbauten] nicht SO schlecht, alldieweil die ein bisschen weiter auseinander sind, zwar viele Menschen in einem Haus, aber die Kinder haben Platz und man hat auch Platz für sein Auto – find ich an und für sich gar nicht so verkehrt."

*Frau Horn, 59, Biesdorf, sonstige Haushalte, Angestellte, Traditionelle Arbeiter*

### **Masse, Anonymität und Uniformität**

Deutlich überwiegt allerdings die Kritik an der Wohnform Neubau. Die negativen Bedeutungszuweisungen beziehen sich auf die Anzahl der Personen in einem Haus, die Dichte und Anonymität:

[zu E und B] "Ich würde es nicht so toll finden, in so einer Massensiedlung zu wohnen [...], weil ich mir vorstelle, dass in den Eingängen, in den Fluren, dass das ganz viele Leute sind. Hier in meiner kleinen Reihe muss ich mich mit meinen Nachbarn arrangieren, das sind 10, und ich glaube [dort] müsste ich mich mit 100 arrangieren, und das finde ich schon schwieriger, weil die Menschen eben unterschiedlich sind [...]. Das ist anstrengender, finde ich einfach."

*Frau Schöller, 53, Marienfelde, Paarhaushalt, selbständig, Hedonisten*

"Da sind halt so viele Leute, und man weiß ja nicht, was das für einer ist. Oder sagen wir mal so: Bis zu 15 oder 20, da kann man sich noch abschätzen und noch kennen lernen, aber bei über 100, da ist das schwierig. Dann weiß man nicht, wer der Nachbar ist und da ist man gerne jeder für sich alleine, denke ich nun mal. Also [es] darf nicht so viele Wohnungen [geben]."

*Herr Karacoc, 30, Beusselstraße, Paarhaushalt, Arbeiter, Heimzentrierte*

"B ist dann für mich persönlich der absolute Albtraum, denn in so was habe ich vorher gelebt und hab das als pervers anonym empfunden (lacht). Da kam man sich vor wie in so nem Hasenstall. Ich habe gedacht, das ist so nen Tierlabor oder wie so ne Henne in der Legebatterie, also das hat mich einfach überhaupt nicht angesprochen, dieser Wohnungsbau [der] 70er Jahre."

*Herr Jöst, 33, Beusselstraße, Paarhaushalt, nicht erwerbstätig, Unterhaltungssuchende*

"E sieht also so aus, na wie sagt man, so nach dem Motto: Man baue aber möglichst viel Volk auf engem Raum."

*Herr Ludwig, 58, Heilmannring, Familienhaushalt, Rentner, Heimzentrierte*

Eine ähnliche Form der Bedeutungszuweisung bezieht sich etwas abstrakter auf ästhetische Eigenschaften der Häuser und Wohnungen, in erster Linie auf Uniformität und fehlende Individualität, "kalte Atmosphäre", (Herr Sauer, 33, Brunnenstraße) "zu wenig Charakter" (Herr Groß, 38, Brunnenstraße), "wo alles gleich aussieht" (Frau Lau, 26, Beusselstraße), "sieht mehr nach Industrie aus, ist zu kalt" (Herr Waldvogel, 68, Biesdorf).

**Wohnen in der Großwohnsiedlung als Geschmack der Notwendigkeit?**

Als letztes Bedeutungselement kommt die Sozialstruktur in Großwohnsiedlungen hinzu, die zuweilen mit kleinbürgerlicher Lebensweise assoziiert wird, die aber zum Teil auch schon jenseits bloßer Geschmacksfragen als Ausdruck einer niedrigeren sozialen Position gedeutet wird. In der allgemeinen Form, wie die Frage nach Bedeutungen in der Interviewfrage behandelt wurde, stehen Plattenbauten unter den Wohnformen bei vielen Befragten weit unten auf der Prestigeordnung:

"Na ich denke, die Baustuktur sagt auch etwas über die Bewohner aus, weil Studenten ziehen auch nicht in die Platte und junge Leute, die irgendwie gewisse Ziele im Leben haben oder so. Das sind schon andere Leute, also Platte, also auch sanierte Platte [sagt mehr] über [eine] gewisse Situiertheit und Gesetztheit [aus], aber auch so abends vorm Fernseher sitzen und die Schrankwand stehen haben, hab ich so das blöde Klischee."

*Herr Groß, 38, Brunnenstraße, Paarhaushalt, Angestellter, Hedonisten*

"Nee, nee diese Hochhausbuchten, das muss nicht unbedingt sein, wenn ich mir was anderes gönnen kann."

*Frau Kissel, 39, Marienfelde, Familienhaushalt, Angestellte, Konventionalisten*

Ich glaube, es ist auch eine Frage des Geldes: Wenn ich mir das nicht leisten kann, müsste ich nicht lange fragen, dann würde ich [in einen Neubau] ziehen."

*Frau Schöller, 53, Marienfelde, Paarhaushalt, selbständig, Hedonisten*

Diese Bedeutung bestätigt sich auch anhand der Aussagen zu anderen Fragen, allerdings wird sie von den Bewohnern der Plattenbausiedlungen selbst nicht geteilt. Vielmehr wehren sich diese Befragten nach Kräften gegen dieses Stigma und berichten mehrfach, wie sie Menschen 'von außerhalb' von den Vorzügen dieser Wohnform überzeugt haben:

"Es gibt ja welche, die ein bisschen dumm gucken, 'ach du lieber Gott, der Arme', so wegen Plattenbau und so. Aber da machen wir uns inzwischen nichts mehr draus. Da ja leider auch unsere Herren und Damen Politiker das Wort Plattenbau in ihren Wortschatz aufgenommen haben [und] auch sehr negativ eigentlich damit umgehen [...]. Aber wie gesagt, wir sagen, Marzahn – warum sollen wir uns schämen, wir fühlen uns hier wohl."

*Herr Meyer, 62, Marzahn, Paarhaushalt, Angestellter, Aufstiegsorientierte*

Das Wohnen im Neubau, insbesondere in Großwohnsiedlungen, weist die am stärksten negative Bedeutung der drei Wohnformen auf. Dies deckt sich auch mit den im Kapitel 4 identifizierten Berliner Trend einer deutlichen Abwertung insbesondere der Plattenbaugebiete im Nordosten der Stadt.

Die positiven Aspekte beschränken sich auf das großzügige Wohnumfeld und auf die Funktionalität der Wohnungen. Die Gebäude selbst aber werden unter ästhetischen Gesichtspunkten und im Hinblick auf das soziale Zusammenleben, insbesondere die Dichte, von den meisten Befragten abgelehnt. Mit den drastischen, abgrenzenden Worten eines jungen Innenstadtbewohners:

"Ich glaube nicht, dass ich mich dauerhaft wohl fühle mit Leuten die mit 'ner Platte zufrieden sind [...]. Ich weiß nicht, in Betonsilos wird man entweder hineingeboren und schafft es nicht, den Weg hinauszufinden oder man wird hineingedrängt, weil es wirtschaftlich günstiger ist (lacht), aber ich glaube nicht, dass jemand das als seine Wahlheimat ansieht."

*Herr Schultheiß, 26, Brunnenstraße, Einpersonenhaushalt, in Ausbildung, Hedonisten*

#### 5.4.2.5 Zwischenfazit: Differenzierung von Wohnformen und place utility

In dieser Auswertung von Interviewaussagen zu den Fototafeln wurden Bedeutungen von Wohnformen rekonstruiert, die stärker als im vorangegangenen Abschnitt von konkreten Handlungssituationen abstrahiert und damit zugespitzt sind. Es treten sehr deutliche Differenzierungen der Definitionen von *place utility* zu Tage, die sich überindividuell verdichten lassen, ohne dass sie damit für alle verbindliche Bedeutungen darstellen. Unter den drei betrachteten übergeordneten Typen von Wohnformen gilt das Einfamilienhaus als die Wohnform, die die größte Raumaneignung ermöglicht. Sie gewährt außerdem die stärkste Möglichkeit der Abschottung nach außen und garantiert somit Ruhe und Privatheit. Für diese privilegierte Form der Raumaneignung ist ein entsprechend hoher Preis zu zahlen – monetär und im Hinblick auf die zu leistende Aneignungsarbeit. Diese Wohnform ist für viele Befragten ein Ideal in Bezug auf den aus dem Wohnraum (inklusive Garten) gewonnenen praktischen Wohnnutzen – vor allem für die, deren *place-utility*-Definition stark von Wohnungsaspekten geprägt ist. Auch wenn insgesamt hohe Ressourcen für diese Wohnform aufgewendet werden müssen und dafür ein großer Nutzen auch in Bezug auf das Viertel und die Lage erwartet wird, steht der eigene private Raum bei der Beurteilung dieser Wohnform im Vordergrund. Für andere Befragte überwiegt die negative Bedeutung in Form einer (zu) hohen sozialen Kontrolle in Einfamilienhausgebieten, die als Zumutung empfunden wird. Die Gewichtung der großzügigen Wohnform gegenüber der sozialen Kontrolle ist offenbar stark von der biographischen Perspektive beeinflusst, denn einige jüngere Befragte können sich vorstellen, in einer späteren Lebensphase im Einfamilienhaus leben zu wollen.

Der Altbau stellt weitaus stärker als die anderen beiden Typen ein Leitbild in ästhetischer Hinsicht dar – dies gilt sowohl für die Architektur und den Städtebau als auch für die inneren Attribute (große, hohe Räume etc.). Auch einige Befragte, für die ein Wohnen im Altbau nicht in Frage kommt, anerkennen diese Qualitäten dieser Wohnform. Viel stärker differenzieren hingegen die Einschätzungen zu den Qualitäten der Altbauviertel, zwischen der Affirmation von Lebendigkeit und Urbanität auf der einen und der Belästigung durch Lärm und andere Beeinträchtigungen auf der anderen Seite. Eine Präferenz für die Wohnform Altbau unter Abwägung dieser beiden Aspekte von *place utility* hängt ebenfalls deutlich von einer biographisch offenen Perspektive ab. Viele ältere Befragte schätzen zwar die ästhetischen und architektonischen Qualitäten der Wohnform, würden aber die als zu lebendig empfundenen Wohnviertel ablehnen.

Der Neubau, worunter insbesondere Großwohnsiedlungen verstanden wurden, stellt kaum ein Wohnideal dar, das sich durch besondere positive Eigenschaften auszeichnet. Diese Wohnform wird häufig bestenfalls als neutral im Sinne von praktisch gedeutet. Negativ werden die monotone Bebauung und die Dichte im Haus hervorgehoben, die positive Eigenschaft des weiträumigen Umfeldes ist zwar für viele Befragte ein entscheidendes Plus, sie wird aber ebenfalls mit Einfamilienhausgebieten assoziiert. In Bezug auf das Ausstattungsniveau des Lebensstils kann diese Wohnform als einfach gelten, in Bezug auf die zweite Differenzierung des Lebensstils entspricht sie eher der Ausprägung traditionell und biographisch geschlossen. Diese Wohnform trennt am stärksten die Bedeutungszuweisungen von außen von denen, die von den Bewohnern selbst gemacht werden. Aus Sicht vieler Befragter, die Großwohnsiedlungen vor allem von außen ken-

nen, drückt diese Wohnform einen Geschmack der Notwendigkeit aus und wird als das Ergebnis eines gewissen Zwangs angesehen.

In dieser allgemeinen Betrachtung der Bedeutung dreier Wohnformen wird insgesamt eine hierarchische Beziehung zwischen den Wohnformen Einfamilienhaus und Neubau deutlich. Die Befürworter von Einfamilienhäusern in der Stichprobe setzen sich vor allem aus Einfamilienhaus- und Neubaubewohnern zusammen. Es besteht also eine grundsätzliche Ähnlichkeit der Vorstellungen von wohnungsbezogener *place utility*, die allerdings aufgrund niedrigerer Ressourcen im Falle der Neubaubewohner nicht verwirklicht werden kann. Neubau- und Altbaubewohner hingegen verhalten sich in Bezug auf *place utility* wie Antipoden, denn Altbau steht eher für die wichtige Rolle des lebendigen Wohnviertels und des Zugangs zu Kultur und Konsum. Die Beziehung zwischen Altbau und Einfamilienhaus ist in erster Linie biographisch komplementär und drückt nachgeordnet eine unterschiedliche Gewichtung kultureller und ökonomischer Aspekte des Ausstattungsniveaus aus.

### 5.4.3 Raumordnungen der Stadt

Der dritte Zugang zur lebensstilspezifischen Differenzierung von *place utility* und Handlungslogiken der Wohnmobilität untersucht subjektive Gunst- und Ungunstregionen als lebensstilspezifische Raumordnungen Berlins, die aus den Antworten der Befragten auf die Frage "Wo könnten sie sich vorstellen zu wohnen, wo möchten Sie überhaupt nicht wohnen?" ermittelt wurden.

Dieser Zugang ist etwas abstrakter als die Herleitung des Handlungsmodells aus Wohnmobilitätsvorgängen; er ist gleichzeitig konkreter als die Beurteilung von Wohnformen, denn die Ordnung erfolgt anhand konkreter Teilräume der Stadt. Während zuvor Eigenschaften des Wohnviertels nur indirekt über die Wohnformen zur Sprache kamen, wird diese Dimension von *place utility* nun direkt angesprochen.

In den Interviewaussagen werden Wohnviertel und ganze Wohngebietstypen häufig als Konglomerate aus städtebaulichen Eigenschaften, Haltungen der Bewohnerschaft und daraus entstehenden überindividuellen Atmosphären und Stimmungen beschrieben. Dabei handelt es sich nicht um einen Determinismus, sondern um eine gedachte Wahlverwandtschaft zwischen Lebensformen, Quartiers- und Lagetypen unter gegebenen, zum Beispiel finanziellen Rahmenbedingungen. Diese Zuordnung, die ja zunächst auf individueller Ebene stattfindet, kann in ihrer Verdichtung einen evidenten, quasi-selbstverständlichen Charakter für die Befragten annehmen:

"Wir haben früher im Tierpark gewohnt, im Plattenbau, also Neubau und [es war] dann natürlich schon mit Familie besser, in ein Einfamilienhaus und in eine ruhigere Gegend zu ziehen"

*Herr Krause, 18, Biesdorf, eigener Elternhaushalt, Abitur, in Ausbildung, Hedonisten*

Die Neigung zur Verallgemeinerung ist angesichts der allgemeinen Frage wohl unvermeidbar und angesichts des großen, stark differenzierten Untersuchungsraums auch erwünscht. Diese groben Regionalisierungen durch die Befragten entsprechen aber den vermutlich ebenfalls relativ groben Orientierungen, mit deren Hilfe sie im relativ unüberschaubaren Feld des Wohnungsangebotes navigieren. Berlin wird von den Befragten häufig als ein großstädtisches Nebeneinander verschiedenster Welten begriffen, das im Ganzen nicht zu erfassen sei. Darin geben die eigene Lebenswelt und das eigene Viertel die subjektive Perspektive vor, aus der das städtische Ganze wahrgenommen wird:

"[ich nehme] dieses Stadtviertel als Berlin wahr und nicht irgendwie Hellersdorf. Obwohl für die Leute dort ist es [Hellersdorf] bestimmt auch Berlin"

*Herr Pöge, 35, Winsstraße, Singlehaushalt, arbeitslos*

"Gerade Schöneberg, Kreuzberg, also nicht alle Ecken, na ja dann hier noch bestimmte Ecken in Prenzlauer Berg, also das ist auch das, was für mich halt Berlin ist."

*Frau Fiedler, 36, Brunnenstraße, Alleinerziehendenhaushalt, in Ausbildung, Hedonisten*

Die Größe der Stadt führt dazu, dass die Befragten nicht alle Informationen, die sie verwerten, aus unmittelbarer Anschauung haben, und dass sie statt dessen auf mehr oder weniger einmalige Besuche bestimmter Gebiete bzw. vermittelte Informationen (Massenmedien, Freunde etc.) zurückgreifen. Medien stellen eine Primärquelle für das Wissen von der restlichen Welt dar, die schon einige Straßen weiter beginnen kann (vgl. Werlen 1997: 403, Best/Gebhardt 2001b). Diese Informationen prägen Raumordnungen, wenn auch nicht immer unhinterfragt:

"Ich weiß, es gibt in Kreuzberg sehr schöne Ecken, wenn man im Fernsehen das so sieht. Ich denke mal, dass [das] mehr von den Medien hochgespielt wird, dass man in Kreuzberg nicht wohnen kann [...], wegen der Ausschreitungen die es dort gibt, und ich denke schon, dass es vielleicht gar nicht so schlimm ist, wie man denkt."

*Herr Seidek, 59, Am Plänterwald, Einpersonenhaushalt, Rentner, Traditionelle Arbeiter*

Nach diesen Vorbemerkungen werden nun die wichtigsten Bedeutungszuweisungen aus Sicht der Bewohner in Form von Raumordnungen beschrieben, um dann zu überprüfen, inwieweit sich diese individuellen Aussagen zu sozial differenzierten, mithin lebensstil-spezifischen Vorstellungen von *place utility* in Form von guten und schlechten Regionen innerhalb der Stadt verdichten.

Wie sich in den vorangegangenen Abschnitten schon anhand der Zuschreibungen zu innerstädtischen Altbaugebieten gegenüber den restlichen Gebietstypen andeutete, werden die Berliner Raumordnungen von den Befragten häufig als Gegensatz zwischen Innenstadt und äußeren Stadtgebieten beschrieben. Dies ist die wichtigste räumliche Differenzierung, die von den Befragten vorgenommen wird. Daneben lassen sich aber auch andere Regionalisierungen von Bedeutungen aus einigen Interviews rekonstruieren: Eine Raumordnung, die Gebiete mit geringerem Sozialstatus enthält, eine, die Wohngebiete von Zuwanderern als Ungunstregion definiert und eine Ost-West-Raumordnung.

Der zentralen Raumordnung Innen-Außen ist eine Vielzahl von Adjektiven und Eigenschaften zugeordnet, deren Ausprägungen zwischen Innen und Außen zueinander in einer Dichotomiebeziehung stehen: So kontrastieren die Befragten beispielsweise die Enge und Dichte der Innenstadt mit der Weitläufigkeit der äußeren Gebiete und ordnen sich einer Seite der Dichotomie von Raumtypen zu.

Der Verlauf der Grenze zwischen Innen und Außen ist relativ eindeutig und wird zumeist zwischen den überwiegend von wilhelminischer Architektur geprägten Innenstadtgebieten und dem Rest der Stadt verortet, die sich ungefähr mit dem durch den S-Bahnring abbilden lässt:

"Also ich möchte ungern an den Stadtrand, also was zu weit weg ist von der Mitte, also so [das] innere Ringgebiet, das ist o.k., aber viel weiter außerhalb eigentlich nicht."

*Frau Rose, 21, Chamissoplatz, Paarhaushalt, in Ausbildung, Aufstiegsorientierte*



#### 5.4.3.1 Zentralität, Stimulanz und Dichte vs. Ruhe und Ordnung

##### **Urbanität und Kultur in den zentrumsnahen Vierteln**

Das dominante Motiv für die Befragten, die Wohnpräferenzen für die Innenstadt äußern, liegt in der Zentralität, im unmittelbaren Zugang zur Kultur und zu vielfältigen Ausgeh- und Konsummöglichkeiten. Hier werden Attribute wie Heterogenität, Bewegung und Sinnesreize als Teil der "Atmosphäre" dieser Viertel betrachtet, die dem Urbanitätsbegriff der bürgerlichen Stadt entsprechen (vgl. Siebel 2000: 268f).

"Ich mag es am besten hier in der Mitte, also die Stimmung und die Möglichkeiten. Zu weit am Rand, ob es im Osten, ob es Marzahn oder ob es Zehlendorf wäre, das ist zu weit draußen für mich. Ich möchte eher da sein, wo die Stimmung und wo die Kultur wirklich ist."

*Herr Smith, 35, Winsstraße, Familienhaushalt, selbständig, Aufstiegsorientierte*

"Also ich bin natürlich so eine typische Zugezogene, die natürlich eben auch diese Viertel kennt (lacht), die grad wie auch immer lebendig oder jung oder so sind, und von daher bleibe ich, glaube ich, eher so in der Ecke."

*Frau Portakal, 25, Chamissoplatz, Wohngemeinschaft, in Ausbildung, Reflexive*

"Ich mag diese Neubaugebiete nicht, da fehlen mir die Tante Emma Läden und da fehlt mir die Atmosphäre, die diese Gegend prägt – das ist sicher eben auch eine Gewohnheit geworden. [...] Ich würde ungern auch [irgendwo] ganz an den Rand der Stadt ziehen, also ob jetzt Tempelhof oder so, das wäre mir alles zu weit draußen. Ich möchte angebunden sein, ich möchte abends schnell in die Stadt kommen, und ich möchte schnell abends in die Theater oder die Kinos kommen, und das habe ich [hier] einfach optimal."

*Frau Stolpe, 61, Winsstraße, Paarhaushalt, Angestellte, Aufstiegsorientierte*

"Ja eigentlich [würde ich mich] schon eher in den näheren Wohnbezirken [nach einer Wohnung umsehen], also entweder hier in Mitte oder in Kreuzberg oder im Friedrichshain oder im Prenzlauer Berg, weil ich es da mag. [...] – einfach so, das Umfeld und natürlich auch die Nähe zu den Arbeitsplätzen, die Atmosphäre natürlich, was für Leute da wohnen."

*Frau Beck, 29, Brunnenstraße, Einpersonenhaushalt, selbständig, Reflexive*

Eine große Bedeutung von Urbanität für die *place utility* ist typischerweise bei den Innenstadtbewohnern erkennbar. Aber auch eine Befragte aus Marienfelde sagt, dass sie es im Prenzlauer Berg "interessanter" fände als in Marienfelde, "wo abends um acht Uhr alle Bürgersteige hochklappen" und "nicht so richtig was zu sehen ist" (Frau Volz, 64). Frau Schöller, 53, aus demselben Gebiet betont, dass die größere "Erreichbarkeit und Beweglichkeit", die der Wohnstandort Innenstadt verleihe "auch eine große Rolle" spielen würde. Zum Teil wird die fehlende Atmosphäre und Urbanität sowie eine fehlende Offenheit für den Anderen in den äußeren Gebieten mit der dortigen Bevölkerungsstruktur in Verbindung gebracht. Das folgende Zitat bringt diesen Aspekt und die Rigidität, die diese Raumordnung für einen Befragten hat, zum Ausdruck:

"Östlich von Lichtenberg, nördlich von Pankow, westlich von Mitte und südlich von Kreuzberg [möchte ich auf keinen Fall wohnen]. [...] Weil ich keinen Bezug im Viertel habe oder weil ich mich da nicht zuhause fühle, ich's nicht kenne, weil die Mentalität einfach nicht so das ist [...]. Vielleicht noch Charlottenburg, aber im Großen und Ganzen kann ich mich mit dem Rest nicht [identifizieren], das ist dann halt entweder zu ruhig oder zu tot oder zu banal oder zu platt oder zu viel Beton, oder im Osten zu viel braun."

*Herr Schultheiß, 26, Brunnenstraße, Einpersonenhaushalt, in Ausbildung, Hedonisten*

##### **Differenzierung der Innenstadt: Authentische und unauthentische Orte**

Einige der Befragten unterscheiden zwischen innerstädtischen Vierteln, die tatsächlich heterogen, gemischt und urban sind, und solchen, die sich aufgrund von dominanten

Wohn- und Ausgehpräferenzen jüngerer Berliner zu "unauthentischen" Orten entwickelt hätten, die nur noch vom Trend bestimmt zu sein scheinen. Es gilt dann die Orte zu finden, die "nicht so völlig überszent sind", wie ein 28-jähriger Befragter aus dem Chammisokiez seine Handlungslogik der Wohnmobilität innerhalb der Innenstadt beschreibt (Herr Russ, 28). Ein Befragter aus dem Beusselkiez:

"Es muss so urban sein, also ich mag schon dieses Dichte und Urbane, typisch Berlinerische, und dann, wenn du natürlich viele Cafés hast, finde ich das auch klasse, weil ich einfach gerne im Café bin, das ist wichtig. Was ich nicht so brauche, was mich eher nervt, ist so à la Kastanienallee, wenn nur noch junge Leute rumlaufen. Das finde ich scheiße, da habe ich immer das Gefühl, da bin ich fehl am Platze, hier stimmt was nicht (lacht). Das ist mir einfach zu quengelig, da fühl ich mich nicht wohl, da ist ne Art von Struktur, von Leuten da, die zu wenig authentisch sind, finde ich. Also ich bin nicht so der Trendtyp, vielleicht bin ich dafür schon zu alt, weiß ich nicht (lacht). Also ich hätte gerne so eher klassische Strukturen, da fällt mir der Klausener Platz ein, es gibt Ecken, die einfach schon vor mir funktioniert haben also und jetzt immer noch funktionieren. So was beeindruckt mich. Das, was mal schick ist und wieder langweilig wird, o.k., das kennt man, aber wenn jetzt mal irgendwas Bestand hat, und wenn soziale Struktur irgendwo Bestand hat, das finde ich klasse, das wäre auch die Ecke, wo ich auch mal gerne wohnen möchte."

*Herr Jöst, 33, Beusselstraße, Paarhaushalt, nicht erwerbstätig, Unterhaltungssuchende*

Ein Befragter aus dem Gebiet am Heilmannring, dessen Freundin im Bezirk Prenzlauer Berg wohnt, beschreibt, wie die Entwicklung in den als "hip" geltenden Wohngebieten dazu führt, dass die von Zuziehenden nach und nach die authentische Struktur, wegen der sie in das Gebiet kamen, selbst zerstören. Dabei verdeutlicht er den aus seiner Sicht bestehenden Zusammenhang von Urbanität und sozialer Mischung:

"Auf gar keinen Fall Mitte, Prenzlauer Berg, Friedrichshain. Weil das für mich mittlerweile Bezirke [sind], ja wie soll ich das ausdrücken, mir gefällt einfach das soziale Gefüge nicht. Die Häuser bieten doch eine gewisse Kiezatmosphäre, aber die Leute, die da sind, haben mit dieser Kiezatmosphäre eigentlich nichts mehr zu tun, sondern rekrutieren sich nur noch aus Menschen, die aus irgendwelchen Gründen, wahrscheinlich weil es gerade hip ist – ich spule jetzt meine Vorurteile ab, aber ich erfahre das eben auch teilweise, weil meine Freundin da wohnt – also die eigentlich nur in diese Gegend ziehen für drei Jahre, und wenn die Gegend dann nicht mehr hip ist, weil sie ja jetzt da sind, und alle Leute die vorher hip waren nun nicht mehr, dann eben wieder wegziehen. Also das ist für mich so die moderne Heuschreckenplage, würde ich sagen, denn solche Leute zerstören unbewusst eigentlich die Struktur eines Bezirkes, und du kriegst zwar an jeder Ecke einen Latte für fünf Euro, aber versuch mal eine Tüte Brötchen zu kriegen, dann hast du echt Probleme. Ja und das Stadtbild in diesen Regionen besteht für mich eigentlich nur aus jungen Leuten, es fehlen Ausländer, es fehlen alte Leute, es fehlt eben [das], was irgendwo einen Kiez ausmacht, nämlich ein heterogenes Gefüge, ja, so kenne ich eigentlich Kieze in Berlin und jeder Bezirk hat ja eigentlich einen Kiez und das fehlt da mittlerweile. Also irgendwie stimmt da nicht die Mischung aus Häuserfassaden und Atmosphäre, die diese alten Bauten ausstrahlen und dem was so an Menschen da wohnt."

*Herr Gertz, 35, Heilmannring, Einpersonenhaushalt, Abitur, in Ausbildung, Hedonisten*

Die Regionalisierung unauthentischer Orte stellen eine Unterkategorie der urbanen Innenstadtgebiete dar, die nur von den Befragten getroffen wird, die eine gewisse Affinität zur Innenstadt aufweisen und sich für diese feinen Unterschiede interessieren.

### **Umkehrung: Lärm, Schmutz und Hektik in der Innenstadt**

Die Kehrseite der Medaille von Dichte und Urbanität wird von den Befragten betont, die nicht in der Innenstadt wohnen wollen. Sie assoziieren mit innerstädtischen Vierteln in erster Linie Hektik, Lärm und Enge sowie Unordnung und Schmutz. Damit sprechen sie gewissermaßen denselben Aspekt von *place utility* an, versehen ihn aber mit einem ne-

gativen Vorzeichen. Diese Umkehrung der Bedeutung hängt deutlich von der biographischen Perspektive der Befragten ab:

"Die Citybereiche, die Innenstadtbereiche [sind mir] einfach zu laut und zu hektisch, ganz einfach, kurz und knapp gesagt. Ist klar: Verkehr, extrem viele Menschen, wenig Grün, meistens.

*Herr Maser, 45, Am Plänterwald, Einpersonenhaushalt, Arbeiter, Heimzentrierte*

"Nee, nee, Mitte auf keinen Fall, Kreuzberg auf keinen Fall, würde ich auf keinen Fall hinziehen, sonst wäre es mir wurscht. Eine ruhige Gegend muss es auf jeden Fall sein.

*Herr Heidel, 60, Heilmannring, Rentner, Traditionelle Arbeiter*

"Ja [in] Kreuzberg möchte ich nicht wohnen, mag sicherlich das Image sein. Ich bin da mal durchgelaufen, ich finde das schrecklich, ich finde das schmutzig. Wobei das nicht nur Kreuzberg ist. Auch zum Beispiel um [den] Alex herum möchte ich nicht wohnen, ums Verrecken nicht [...]. Es gibt Ecken, die sind schmutzig, das ist so, das fällt einem auch auf. Das würde ich nicht auf die Haussubstanz schieben, sondern ich meine schmutzig in dem Sinne, dass viele Geschäfte zu sind, dass viele Schaufenster einfach zugeklebt sind, dass [da] Müll liegt, dass wirklich Dreck ist. (Leise) Kreuzberg ist nicht so mein Ding, da komme ich nicht so mit klar, da gibt's Straßen, nee, da fühl ich mich nicht so wohl, das ist so. [...] Ich war letzts in der Charité [in Berlin-Mitte], was dort für ein Gewusel und Gerammel ist, sie können dort nicht mit einem Auto hinfahren, das ist ätzend, aber das ist auch nichts für mich, [...] das würde ich heute in meinem Alter nervlich nicht mehr packen. Das ist so für szenemäßige Leute toll. Ich bin keine Oma, aber das ist halt so, man ist nicht mehr nervlich so belastbar."

*Frau Ritter, 43, Marzahn, Paarhaushalt, Rentner, Aufstiegsorientierte*

"Also ich möchte nicht in die Innenstadt [...], das wäre mir zu viel Trubel. Also hier ich hab jetzt, die Bezeichnung BiesDORF ist recht treffend, [...] Kreuzberg oder Friedrichshain oder so was geht nicht."

*Herr Kindler, 74, Biesdorf, Paarhaushalt, Rentner, Konventionalisten*

"So wie ich dieses Neukölln kenne, da kann ich sagen, das wäre für mich ein Horror, so die engen Häuser [...]. Das ist nur rein optisch, Straßenschluchten, Enge, viele Hunde beispielsweise, Autos noch und noch und keinen Parkplatz kriegen, wenn man motorisiert ist [...] Also das verbinde ich so damit."

*Herr Jablonski, 51, Marienfelde, Familienhaushalt, Angestellter, Hedonisten*

Die Befragten erleben die altersmäßige Strukturierung dieser Perspektive auch innerhalb der eigenen Biographie, wenn sie im Rückblick feststellen, dass sie sich heute nicht mehr denselben Belastungen aussetzen möchten. Dies wird etwas bei Frau Grottke, 60, aus Biesdorf deutlich, wenn Sie sagt: "inzwischen denke ich, möchte ich in der Stadt direkt drin nicht mehr wohnen, obwohl, wie ich jünger war, wollt ich immer gerne". Ehemalige Innenstadtbewohner empfinden diesen Wandel als Entfremdung vom früher Vertrauten, wie Herr Meyer aus Marzahn, der 1982 aus der östlichen Innenstadt nach Marzahn gezogen war und, anfangs noch sehr unzufrieden mit der neuen Wohnumgebung, nun konstatiert:

"Da fahren wir jetzt in unsere alte Gegend, also das ist ja furchtbar wenn man das vergleicht mit hier [...]. Wenn wir heute mal reinfahren müssen, weil man eben auch mal etwas besorgen muss, oder wir wollen uns mal was angucken – wir sind immer wieder froh, wenn wir hier raus fahren können."

*Herr Meyer, 62, Marzahn, Paarhaushalt, Angestellter, Aufstiegsorientierte*

### **Weite und Ruhe als Hauptnutzen der äußeren Gebiete**

Für die Befragten, die sich innerhalb der dominanten Raumordnung den Außengebieten zuordnen, sind die Weitläufigkeit, die Grünflächen und die Nähe zu anderen Erholungsmöglichkeiten die wichtigsten positiven Konkretisierungen von *place utility*.

"Ich würde ganz gerne meinetwegen in Zehlendorf, Grunewald wohnen, wo Möglichkeiten sind zum Spazieren Gehen im Wald und wo vielleicht noch ein See in der Nähe ist."

*Frau Fritsch, 57, Gropiusstadt, Einpersonenhaushalt, Rentnerin, Aufstiegsorientierte*

"Uns gefällt's eigentlich so am Stadtrand etwas besser. Wenn man im Sommer sich auf's Fahrrad setzt, ist man in fünf Minuten im Wald und ich meine, gut, das hat man vielleicht in Tiergarten genauso, aber trotzdem, [es] ist uns schon angenehmer hier draußen."

*Frau Hahn, 52, Marzahn, Paarhaushalt, Angestellte, Konventionalisten*

"Also rein in die Stadt [würde ich auf keinen Fall ziehen...]. Das heißt also, wo noch weniger Grünanlagen sind [...]. Ich bin gewohnt, in Freiheit zu sein."

*Herr Poweleit, 60, Heilmannring, Paarhaushalt, Rentner, Aufstiegsorientierte*

So wie eine Befragte sich zuvor als "typische Zugezogene" mit einem Hang zu lebendigen und jungen Vierteln bezeichnete, beschreibt ein in Berlin geborener Befragter, dass man sich als typischer Berliner nicht dauerhaft qua Wohnsitz dem "Trubel" aussetzen würde, sondern diesen gezielt von Zeit zu Zeit aufsucht:

"Ich finde, so als Berliner, ist natürlich auch so eine Pauschalisierung, hat man doch eigentlich so [ein] Interesse, nicht so mitten im Trubel zu wohnen, ja, nicht so mitten im Zoo: So lange die Raubtiere sozusagen hinter der Scheibe bleiben, ist es alles in Ordnung, also man wohnt eher außerhalb, mit einer guten Verkehrsanbindung, aber viel Grün außen rum und möglichst viel Ruhe, und wenn ich den Trubel dann will, dann bin ich innerhalb einer Viertelstunde mit der U-Bahn da, [...] aber ich hätte jetzt für mich keinen Grund, in den Trubel rein zu ziehen [...]. Also der Urberliner zieht zurzeit wegen der Love Parade nach außerhalb, der geht ins Umland."

*Herr Gertz, 35, Heilmannring, Einpersonenhaushalt, in Ausbildung, Hedonisten*

#### 5.4.3.2 Soziale Gradienten, Devianz und das Fremde

Eine zweite, weniger bedeutende Raumordnung gründet auf einem aus subjektiver Sicht niedrigen Sozialstatus einiger Gebiete. Einige Befragten betrachten Teile der Stadt mit den Worten Schulzes aus "anti-barbarischer" Perspektive. Zu dieser Raumordnung gehören einige westliche Innenstadtviertel (Kreuzberg, Wedding, Neukölln), zuweilen auch östliche Großwohnsiedlungsgebiete – letztlich also die Teilräume der Stadt, die in den Berichtswerken des Senats mit verschiedenen Begriffen als problematisch eingestuft werden (vgl. 4.3.3).

Bei diesen Zuschreibungen wird das geringe Bildungsniveau der Gebietsbewohner betont und mit gewissen Haltungen verbunden ("sich gehen lassen", "rumhängen"), die bis hin zur Unterstellung von Devianz reichen. Deutlich wird diese Perspektive beispielsweise bei Herrn Krause, einem 18-Jährigen, der im Haushalt seiner Eltern in Biesdorf wohnt. Er beschreibt zunächst die Gebiete, in denen er nicht wohnen möchte:

"Ja, na, so nördliches Mahrzahn so Richtung Ahrensfelde [...]. Man ist schon gewohnt hier so ein bisschen mehr Platz zu haben und auch das soziale Umfeld ist ein ganz anderes dort, also ich kenn's halt von Kumpeln [...], das ist nicht gerade sehr angenehm, auch in Hohenschönhausen [...], Kreuzberg und Schöneberg [...], das ist irgendwo doch eine andere soziale Struktur irgendwo, also [dass] die doch ein bisschen weniger verdienen und sonst haben die auch nicht so die gleiche Ausbildung."

Dem stellt er seine eigenen Präferenzen für die "Studentengegend" Prenzlauer Berg und Friedrichshain entgegen. Als Grund nennt er die dort anzutreffenden

"Leute, die doch auch ein bisschen bessere Ausbildung haben, also bessere Schulausbildung jetzt in dem Sinne, die halt [...] selber auch ehrgeizig sind und sich nicht nur so gehen lassen und irgendwo auf der Strasse rumhängen oder so was. Das ist für mich persönlich sehr viel angenehmer als irgendwo jetzt Mahrzahn, wo dann nur die Jugendbanden sind oder so, das muss ja nicht sein."

*Herr Krause, 18, Biesdorf, eigener Elternhaushalt, Abitur, in Ausbildung, Hedonisten*

Auch Frau Rathke, 42, aus der Gropiusstadt nimmt das Thema Bildungsniveau in ihre Regionalisierung der Stadt auf:

"Naja also mittleres Bildungsniveau fände ich ganz angenehm, oder gehobeneres Bildungsniveau, also in so einen Slum würde ich nicht ziehen, da bin ich ganz ehrlich, aber ich denke einfach, das liegt auch am Bildungsniveau. Also zum Beispiel glaube ich nicht, dass ich so in Schöneberg um die Pallasstraße einziehen würde, und ich denke in Kreuzberg gibt es auch Gegenden, wo ich nicht unbedingt hinziehen würde, und in Neukölln-Nord würde ich auch nicht unbedingt wohnen wollen. Ja da ist auch alles sehr laut, schmutzig und das würde ich nicht so gut finden."

*Frau Rathke, 42, Gropiusstadt, Alleinerziehendenhaushalt, Angestellte, Konventionalisten*

Arbeitslosigkeit, Klassenhierarchien und damit verbundene ästhetische Bewertungen sind ebenfalls ein Topos der Andersheit und Ausgrenzung bestimmter Viertel:

"SO36 früher und dann Kreuzberg hinten und dann in dem dritten Hinterhof Kellerwohnung, also da möchte ich nicht wohnen, und da möchte ich auch das Umfeld nicht haben, weil da jetzt zum Teil ja wirklich leider nur noch Leute leben, die lange keine Arbeit haben und auch schon ziemlich vergammelt sind, und das ist nicht gerade das, was ich mir wünsche, als Umfeld zu haben."

*Frau Fritsch, 57, Gropiusstadt, Einpersonenhaushalt, Rentnerin, Aufstiegsorientierte*

"Wedding, ja gut, [...] also das ist auch zum Teil halt so'n bisschen mehr die Arbeiter-[...] es ist halt zum Teil ein bisschen runtergekommen, sagen wir mal so, und das ist nicht so mein Fall."

*Frau Dorka, 26, Brunnenstraße, Paarhaushalt, nicht erwerbstätig, Aufstiegsorientierte*

Etwa dieselben Gebiete werden auch als deviant ausgewiesen. Die Erfahrungen, auf die diese Einschätzungen beruhen, sind zum Teil medial vermittelt ("was man so hört und liest", "stand gestern wieder in der Zeitung"), beruhen aber auch auf persönlichen Erfahrungen ("ich habe da oben vier Jahre gewohnt", "da waren wir letztes Wochenende", "meine Schule war damals auch da").

"So um den Herrmannplatz rum [...], das ist mir alles eine zu große Rabaukengegend, da bin ich ehrlich, da habe ich Angst alleine auf die Straße zu gehen."

*Frau Fritsch, 57, Gropiusstadt, Einpersonenhaushalt, Rentner, Aufstiegsorientierte*

Vorausschickend, dass dies nach ihrer eigenen Einschätzung nichts mit Ausländerfeindlichkeit zu tun habe, bemerkt Frau Legat aus Marzahn (26), wie sie sich in Kreuzberg und Neukölln "als Autofahrer" und "als Deutscher" "verloren" vorkomme. Damit wird als letzter Aspekt die Übereinstimmung dieser Raumordnung mit einer Ungunstregion angesprochen, die von einigen Befragten durch die Präsenz von Migranten und Ausländern markiert wird. Die Zuschreibung erfolgt zumeist von außen auf die westlichen Innenstadtgebiete. Sie handelt von einer anderen Lebensweise, die den Innenstadt-Topos Lärm zum Teil in ethnisierter Form wieder aufnimmt, einer ausländischen bzw. türkischen Dominanz in Bezug auf Bevölkerungsstruktur und Gewerbe und stellt Verbindungen zu sozialem Verfall und Sicherheit her:

"[In] Kreuzberg würde ich nicht wohnen wollen [...], Wedding also Westberlin [...], also Kreuzberg. Erst mal sind's mir viel zu viele Ausländer, die da sind. Ich hab zwar nichts gegen Ausländer, aber die geballte Ausländerkraft, das ist mir zuviel, weil da wird man eher angepöbelt, das ist eben unangenehm, wenn man da hinkommt, also da graut es mich meistens vor. Wedding ist [...] genauso, da sind auch mehr Ausländer als Deutsche. Meine Nichte wohnt da, die will ihre Wohnung verkaufen, die wird sie nicht los [...]: viel zu viele Ausländer, da will ja keiner mehr hinziehen. Na ja, wenn's gemischt ist hab ich nichts dagegen, aber da ist das ja nun so sehr extrem."

*Frau Horn, 59, Biesdorf, sonstige Haushalte, Angestellte, Traditionelle Arbeiter*

"Also auf keinen Fall in Kreuzberg, [...] weil dieser Bezirk also wirklich, ich sage mal fest in türkischer

Hand ist [...]. Meine Mutter wohnt also unten in Neukölln am Kottbusser Damm, und wir fahren da jede Woche einmal hin und [...] also nichts gegen die Türken, wie gesagt, aber [...] es ist, sage ich mal, für mich da nicht mehr wohnenswert [...]. Es sind zu viele Ausländer, da würde ich mal sagen, da hätte man mal aufpassen müssen. Und auch die Geschäfte, die da sind, nun ich kenn das ja nun, sagen wir mal, seit 30 Jahren mindestens, diesen Bezirk da unten, Kottbusser Damm und wenn ich mir das so angucke, es wird immer schlimmer. Es gibt keine vernünftigen Geschäfte mehr, ja wenn da ein Laden aufmacht, ist das nur noch so ein Trödel Laden, oder ein Ramschladen, ja und [...] schöne Kaffees und so überhaupt nicht mehr, ja."

*Herr Ludwig, 58, Heilmannring, Familienhaushalt, Rentner, Heimzentrierte*

Dieser Betonung des Anderen wird allerdings von vielen Befragten, die in die westlichen Innenstadtgebiete wohnen, eine Affirmation des "multikulturellen", "durchmischten" Charakters der Viertel entgegengesetzt.

#### 5.4.3.3 Ost-West: Vertrautheiten und divergierende Lebensweisen

Die letzte Raumordnung, die für einige Befragte von Bedeutung ist, teilt die Stadt entlang der ehemaligen Mauer in zwei Hälften. Zum Teil begründen diese Befragten eine subjektive Ost-West-Raumordnung durch die sozialen Bezüge zu bekannten und vertrauten Räumen, sozialen Netzwerken, Aktions- und Informationsräumen:

"Prenzlauer Berg oder Friedrichshain, da weiß ich aber jetzt im Moment nicht, ob ich das machen wollte, das liegt aber daran, dass, also – ich bin 'ne alte Berlinerin – dass die Grenze doch noch so stark da ist, dass eigentlich die Leute, die ich kenne, größtenteils im ehemaligen Westen leben [...] und ich das schon nett finde, dass ich irgendwie Freunde erreichbar habe, wo ich hinlaufen kann."

*Frau Weide, 40, Chamissoplatz, Einpersonenhaushalt, Aufstiegsorientierte*

Zum Teil werden die Gründe für eine Ost-West-Raumordnung im Bezug auf Wohnpräferenzen aber auch fundamentaler, mit fortbestehenden gesellschaftlichen Unterschieden sowie anderen Denk- und Lebensweisen begründet:

"Wir sind völlig anders, denn schließlich ist der Osten unsere Heimat gewesen. Man ist verhaftet mit der Denkweise der Menschen hier im Osten, obwohl wir sehr guten Kontakt schon immer hatten mit unserer Westberliner Verwandtschaft [...]. Wie wir dann rüber gekommen sind, haben wir gleich gesagt: Nee, nee, das hat sich auch nicht angenähert, also angenähert sagen wir mal, dass ich da nicht wohnen will, nicht, [...] also wir haben beide festgestellt, dass wir da nicht wohnen wollen, dagegen hier so zum Beispiel der Stadtbezirk Pankow oder Weißensee oder Köpenick, das sind Stadtbezirke, ja, jederzeit."

*Frau Hermanns, 58, Marzahn, Paarhaushalt, Angestellte, Konventionalisten*

Diese Raumordnung beruht auf der besonderen Situation Berlins als ehemals geteilte Stadt und stellt damit eine besondere soziale Differenzierung von *place utility* dar, die kaum zu verallgemeinern ist. Für jüngere Berliner, die nach dem Mauerfall in die Stadt kamen, spielt diese Raumordnung gegenüber der dominanten Ordnung Innen/Außen keine Rolle.

#### 5.4.3.4 Zwischenfazit: Raumordnungen der Stadt

Die Bedeutungs- und Raumordnungen, die den erfragten Präferenzen für bestimmte Wohnviertel zu Grunde liegen, sind Konglomerate aus Mentalitäten und Haltungen der Bewohner, dem Erscheinungsbild und städtebaulichen Eigenschaften des Wohnviertels. Sie offenbaren kaum allgemeingültige Vorstellungen des guten Wohnens, sondern sich widersprechende Bedeutungszuweisungen mit unterschiedlicher Reichweite, die für die Bewohner zum Teil den Status von festen, selbstverständlichen Wissensordnungen ha-

ben: "Wer einmal hier gewohnt hat [...], der will in das Zentrum sowieso nicht mehr zurück" (Herr Meyer, 62, Marzahn).

Die wichtigste Raumordnung teilt die Stadt in Innen- und Außenbereiche. Die große Mehrheit der Befragten verortet sich eindeutig innerhalb dieser Dichotomie und befindet sich auf der gewünschten Seite dieser Trennlinie. Diesseits und jenseits dieser fundamentalen Grenzziehung finden sich gegensätzliche Definitionen von *place utility* in Form des dichten, aufregenden und urbanen Wohnviertels als Stimulanz auf der einen Seite, der Nicht-Anfechtung und Ruhe im ordentlichen und weitläufigen Wohnviertel auf der anderen Seite. Die biographische Perspektive erscheint als die zentrale Erklärung für die Verortung einer Person innerhalb der Innen-Außen-Dichotomie. Dies wird gerade anhand der Personen deutlich, für die nun rückblickend ihre Lebenszeit in der Innenstadt nahezu unvorstellbar geworden ist. Diese Raumordnung stellt die Basis für einen stärker variablen Rest der Definitionen von *place utility* dar.

Neben der Innen-Außen-Dichotomie wurde eine sekundäre Raumordnung identifiziert, die Gebiete der westlichen Innenstadt, zum Teil auch der äußeren Bereiche (Großwohnsiedlungen) als andere, in sozialer Hinsicht niedriger stehende und zum Teil deviante Orte ein- bzw. ausgrenzt. Damit entspricht diese Raumordnung den von der Stadtpolitik ausgewiesenen Gebieten mit "problematischer Entwicklung". Diese Ordnung folgt einer hierarchischen Semantik der Unterordnung aus anti-barbarischer Perspektive. Daneben ist diese Ordnung aber auch biographisch und kohortenspezifisch strukturiert: Sie wird vor allem aus dem biographisch geschlossenen Segment des Raums der Lebensstile vorgenommen und weist eine anti-exzentrische Perspektive auf, die sich gegen Unordnung wendet. Diese Ordnung ist weniger universell, sie erfolgt selten aus den betroffenen Gebieten selbst und ist verbunden mit dem Topos der Fremden.

Eine dritte Raumordnung verortet das Andere jeweils auf der anderen Seite der ehemaligen Mauer. Diese Raumordnung ist eher eine lokale Besonderheit und steht nicht mit den hier untersuchten Aspekten von *place utility* in Verbindung. Sie spielt dennoch eine große Rolle für einige, insbesondere ältere Befragte.

#### 5.4.4 Individuelle Betrachtung

Nachdem die Interviewsaussagen zu *place utility* und Handlungslogiken der Wohnmobilität bisher als ein nach Lebensstilen differenziertes Feld von Aussagen betrachtet wurden, werde ich nun *place utility* aus der Sicht von Individuen untersuchen. Diese Betrachtung ermöglicht es, die Differenzierung von *place utility* und Handlungslogiken der Wohnmobilität in ihrem individuellen Sinnkontext zu betrachten und die bisherigen Annahmen zu ihrer Differenzierung dahingehend zu überprüfen, wie sich Individuen in dem zuvor rekonstruierten Feld von Bedeutungen einordnen und welche Konsequenzen dies für ihr Handeln hat. Aus dieser Perspektive ist es auch möglich, die biographische Entwicklung von *place utility* und Handlungslogiken zurückzuverfolgen. Schließlich kommt nun auch das konkrete Wohnviertel stärker in den Blick: Wie wird die Gebietsentwicklung aus biographischer Perspektive wahrgenommen, welche sozialen Strukturen werden identifiziert und welche Bedeutungen haben diese für das eigene Handeln?

Die Einzelfallrekonstruktionen beziehen sich auf die Fragen zur Wohnbiographie, Wohnpräferenzen, Raumordnungen der Stadt und die Wahrnehmung des Wohnviertels. Dabei

wird jeweils der Versuch unternommen, die Handlungslogik als Gewichtung und Konkretisierung von *place utility* in einem spezifischen Kontext zu rekonstruieren. Schließlich werde ich das so gewonnene Bild mit dem Lebensstiltypen, zu dem die Befragten in der quantitativen Analyse zugeordnet wurden, vergleichen. Betrachtet werden insgesamt 15 Personen, jeweils drei aus fünf Gebieten. Die fünf Gebiete setzen sich aus je einem Vertreter der fünf Gebietstypen zusammen. Die Personen wurden nach dem Gebot ausgewählt, möglichst kontrastierende Typen in Bezug auf Lebensstil, Alter, Geschlecht, Wohnbiographie und Ausstattungsniveau zu repräsentieren.

#### 5.4.4.1 Beusselstraße (Altbaugbiet überwiegend unsaniert)

##### ***Frau Lau: "Ich kann das nicht mehr sehen, will hier weg"***

Frau Lau ist 26 Jahre alt und arbeitet in der Veranstaltungsbranche. Sie ist gerade dabei, die elterliche Wohnung und das Gebiet, in dem sie ausgewachsen ist, zu verlassen. Man kann ihre Handlungslogik der Wohnmobilität insofern als auf das Wohnviertel gerichtet beschreiben, als es ihr primär darum geht, mit ihrem Auszug gleichzeitig das Gebiet, das sie als Zumutung empfindet, zu verlassen. Sie hat bereits eine neue Wohnung gefunden und wird in eine Altbauwohnung in einem nach ihrer Auffassung angenehmeren und besser ausgestatteten Viertel der City-West ziehen. Die Wohnung erhielt sie über eine Freundin, deren Vater ihr neuer Vermieter sein wird.

Frau Lau präferiert Altbauten gegenüber Neubau, weil sie lieber "so individuelle Sachen" mag. Mit Einfamilienhäusern assoziiert sie "teure" Gegenden, die aber "zu weit ab vom Schuss" sind. Diese Wohnform wäre für sie "vielleicht später, wenn man eine Familie hat" vorstellbar. Als persönliche Ungunstregion nennt sie den Bezirk Wedding, den sie als "sozial niedriger" einordnet und wo sie eine Vielzahl sozialer Probleme verortet: Wegen der "vielen Betrunkenen" und der "komischen Leute" hat sie als Frau dort Angst, vor allem nachts.

Die Befragte beschreibt den zukünftigen Wohnstandort in Wilmersdorf als "sehr, sehr schön", mit "vielen kleinen Läden". Sie ist in der Gegend öfter unterwegs und wird dort in der Nähe zu vielen ihrer Freunde wohnen:

"Meine Nachbarin ist auch ne alte Freundin von mir. Wir werden genau Tür an Tür wohnen, freue ich mich auch schon drauf, und das ist einfach klasse, Leute auch in der Nähe zu haben."

Schmutz und Devianz stehen für Frau Lau für die Abwärtsentwicklung ihrer gegenwärtigen Wohnumgebung, die sie nun verlassen wird. Diese Entwicklung sieht sie auch als Auswirkung eines erhöhten Anteils ausländischer Bevölkerung. Einerseits beschreibt sie die Bevölkerungsveränderung eher neutral, sie findet es "schon multikulturell hier" an der Beusselstraße, "also man hat hier alles. Man hat Asiaten, man hat Afrikaner, man hat Türken, Araber sowieso, wie überall in der Stadt". Manchmal sagt sie auf Nachfrage zwar auch, sie lebe "in the Ghetto", aber ganz so schlimm wie im Wedding findet sie es im Gebiet noch nicht, auch wenn es sich in diese Richtung entwickeln würde. Andererseits beschreibt sie die Auswirkungen der Bevölkerungsdynamik deutlich negativ am Beispiel des Wohnhauses ihrer Eltern: Dort, wo früher "nur deutsche Familien" lebten, wohnen jetzt nur noch zwei, und das "sieht man allein am Müllraum, wie sich das geän-



dert hat [...] die trennen weder noch, die schmeißen einfach alles rein, nicht mal in die Tonne."

Das Gebiet Beusselstraße ist aus Sicht von Frau Lau heute von "sozial Schwachen" geprägt, auch wenn es daneben ein paar "gut Betuchte" gibt. Sie selbst ordnet sich und ihre Familie eher als "Mittelding" ein und wünscht sich im Viertel "mehr Studenten" und mehr "Lebendigkeit." Diese Entwicklung wirkt sich auch auf die sozialen Beziehungen aus. Mit etwas Nostalgie denkt sie an die engen Beziehungen im Gebiet während ihrer Kindheit zurück:

"Als Kind fand ich das ganz toll: Jeder kannte mich (lacht), sogar im Restaurant zum Beispiel, in dem Haus, die sind da auch seit Jahren, und wenn man da rein geht, wird man mit Namen begrüßt. Das ist halt schön, das macht Spaß, und da war ich schon als ganz Kleine, hab mir da Pommes geholt[...]. Also es sind schöne Erinnerungen auf jeden Fall, aber viele ziehen auch weg, Läden schließen."

Neben der sich verändernden Sozial- und Infrastruktur geht für Frau Lau auch ein Wandel der sozialen Beziehungen einher: Eckkneipen, Bordelle und "schlechte Läden" bringen ein Publikum mit, von dem sie sich öfter "blöd angemacht" fühlt.

"Seit acht oder neun Jahren (sind) doch jetzt zwei Puffs in der Straße, und das merkt man halt auch, also [da] sind so Thai-Mädels, die das halt machen und da drin arbeiten und [das] ist halt nicht schön, wenn man abends da lang läuft. Die haben auch ab Acht offen, glaub ich, diese Puffs und wenn man mit dem Hund noch mal Gassi gehen will, also es ist widerlich, was da rumläuft, einfach an Menschen, die dich dann auch blöd anmachen irgendwie. Und die ganzen Kneipen hier sowieso in der Gegend: Wenn die Besoffenen rausstürzen, Alkoholiker, die da jeden Abend drin sitzen. Einmal letzte Woche lag ne Dame auf der Straße, hab ich gefragt, ob ich ihr helfen kann. Das war ne Deutsche, total besoffen, die hat mich angespuckt, als ich ihr helfen wollte. Die lag auf der Straße, es war richtig kalt."

In ihrem Alltag zeigt Frau Lau eine klare aktionsräumliche Distanzierung vom Beusselkiez, sie unternimmt nach eigenen Worten "gar nichts" im Wohnviertel. "Am Wochenende bin ich kaum hier im Wohnviertel, bin ich immer irgendwo unterwegs [...] Hier gibt's ja nichts zum Ausgehen, außer dieses Café, wo wir hier sitzen, hier geh ich ab und zu hin, ja, Ausgehen, Friseur, Zahnarzt, alle Ärzte eigentlich" liegen außerhalb des Gebiets. Die Befragte sieht ihren konkreten Wegzugsplan als Reaktion auf die soziale Situation: "Ich kann das nicht mehr sehen so was, mag ich nicht mehr haben, will hier weg".

Frau Laus Handlungslogik ist also deutlich auf das Wohnviertel bezogen, allerdings im negativen Sinne: Die soziale Situation in ihrem Wohnviertel ist für sie ein Wegzugsgrund. Auf der anderen Seite sind die Ausgahmöglichkeiten und die Nähe zu Personen ihres sozialen Netzwerks in ihrem zukünftigen Wohnviertel, das ebenfalls ein innenstadtnahes Gebiet ist, die bestimmenden wohnviertels- und lagebezogenen pull-Faktoren. Ihre vielseitigen außerhäuslichen Aktivitäten und die Präferenzen für ein belebtes, innerstädtisches Viertel entsprechen gut der Typisierung als Hedonistin anhand der standardisierten Daten.

### ***Herr Schulze: Praktische Wohnung aber barbarisches Viertel***

Der 50-Jährige Herr Schulze lebt seit 1980 in Berlin, wohnte anfangs im Beusselkiez, zwischenzeitlich in Schöneberg und im Wedding und bezog 1988 seine jetzige Wohnung. Der Grund für seinen Zuzug war weniger das Viertel als die Wohnung, weil er sich im selben Jahr selbständig machte und Lagerräume benötigte:

"Ich bin [...]händler auf dem Winterfeldtplatz und [...] ich musste jetzt also irgendwie ein Lager finden und mich vergrößern. Und da fand ich das hier, über den Markt lernte ich Leute kennen, die wollten [hier raus] [...] und so kam ich halt hier in dieses Haus."

Er ist sehr zufrieden mit der "extrem günstigen" Wohnung und sagt, "ich wäre blöd, wenn ich hier rauszöge"; "Ich geh auf keinen Fall raus[...]. Es hat rein praktische Gründe". Im Gegensatz zur Wohnung beurteilt er die soziale Entwicklung im Viertel als sehr problematisch. Er sieht dies allerdings im Kontext größerer Entwicklungen, denn seit dem Mauerfall, hätten sich die sozialen Beziehungen in der Stadt generell degeneriert:

"Es hat sich wirklich etwas verändert in der Stadt. Der Zusammenhalt der Leute ist massiv geschwunden, die Leute gehen sehr schlecht miteinander um."

Für die Entwicklungen im Beusselkiez macht er die Stadterneuerung der 1980er/90er Jahre verantwortlich, die im ehemaligen Studentenviertel zu einer Aufwertung geführt hätten. In einer zweiten Phase habe mit dem wirtschaftlichen Niedergang ein Niveauverlust in den Versorgungsangeboten und eine "soziale Vereinheitlichung" des Viertels auf niedrigem Niveau eingesetzt, was auch die Bedeutung der Adresse verändert habe: "Jetzt rümpft man die Nase, früher hat man die Augenbrauen hochgezogen."

Für Herrn Schulze ist eine wichtige Dimension der Veränderung des Gebiets seine "Kulturlosigkeit". Kultur ist für ihn ein wichtiges Thema, da er früher selbst ein kleines Theater im Viertel leitete und sich auch heute noch für die Theaterszene der Stadt interessiert. Aber in seinem Viertel glaubt er, mit der Verwirklichung seiner Interessen keine Chance zu haben, denn sie werden von den Moabitern nicht geteilt, die "sich nur im Promillebereich" für Theater interessierten.

"Das größte Vergnügen meiner Nachbarn scheint es zu sein, in dem Kiosk nebenan, dort in einer riesigen Qualmwolke morgens sich einen schlabbrigen Kaffee zu saufen."

Da er sich in seinem lokalen Wohnumfeld nicht aufgehoben fühlt, sieht er seinen Wohnstandort bestenfalls als praktisch an und nicht mehr. Er unternimmt im Gebiet nichts außer Einkaufen und verlässt das Viertel entsprechend oft:

"Entweder bin ich hier in der Wohnung [...] oder aber ich bin außerhalb des Viertels. Also im Wohnviertel bin ich eher selten."

Herr Schulze behält den Wohnstandort wegen der für seinen Beruf praktischen und günstigen Wohnung bei, distanziert sich aber stark von dem Viertel. Er möchte zwar weiterhin in Altbauten leben ("muss ich gar nicht weiter nicht drüber nachdenken"). Wenn er es sich aussuchen könnte, würde er aber andere Viertel vorziehen:

"Also zum Beispiel Zionskirchplatz in Mitte, die Leute dort, da sehe ich's doch ganz deutlich, da sagen die Leute guten Tag, wenn sie sich begegnen, ja, also das ist doch schon die Keimzelle des Interesses untereinander. Hier sag ich gar nichts, krieg ich sowieso keine Antwort, die Energie kannst du sparen."

Herr Schulzes Handlungslogik ist also eindeutig wohnungsorientiert. Das Wohnviertel ist für ihn keine Ressource, eher ein negativer Handlungsanreiz. Dies wird jedoch überwogen von einer von der praktischen, günstigen Wohnung bestimmten Definition von *place utility*. Für Herrn Schulze lagen aus der quantitativen Erhebung keine Daten für die Typisierung seines Lebensstils vor.

### **Herr Jöst: Kreativ in der Wohnung, Affirmation des Viertels, aber ortunabhängig**

Der 33-Jährige Herr Jöst zog vor fünf Jahren mit seiner Partnerin, wie er selbst sagt, eher "durch Zufall" aus dem Nachbarbezirk Wedding in das Gebiet Beusselstraße. Die

beiden hatten zuvor kaum nach einer Wohnung gesucht, wollten sich aber "wohnungsmäßig verbessern", "ein Zimmerchen mehr" und nicht mehr zur Untermiete wohnen, als sie durch Freunde, die im heutigen Haus wohnen, auf die freie Wohnung aufmerksam gemacht wurden. Die Gründe für den Umzug beschreibt Herr Jöst wie folgt:

"Zum einen, weil ich mit der Untermiete völlig unzufrieden war, weil man sich da überhaupt nicht verwirklichen kann (lacht), zum anderen, das war auch hier ein ganz wichtiger Fakt, hatten wir [in der neuen Wohnung] keinen bindenden Mietvertrag, dass zum Beispiel die Wände wieder weiß sein müssen, wenn wir ausziehen, also wir hatten einfach durch den Besitzer hier total super Konditionen, dass man mit der Wohnung was Kreatives machen kann und dass man die verändern kann und dass man da ein bisschen Farbe ranklatschen kann, ohne da jetzt wieder mit drei Schichten weiß rüber zu gehen, wenn wir ausziehen[...]. Das war so auch ein ganz wichtiger Punkt, hier in die Wohnung zu kommen."

Insgesamt, so beschreibt Herr Jöst seine Handlungslogik, kam er mit seiner Partnerin also "weniger wegen dem Kiez" als wegen der Wohnung. Diese Gewichtung der Zuzugsgründe gilt auch noch für die heutige Situation, in der er davon ausgeht, während der nächsten fünf Jahre nicht umzuziehen. Die besondere Bedeutung der Wohnung für die geäußerte Zufriedenheit hängt mit einer Vorstellung einer aktiven und experimentellen Aneignung der Wohnung zusammen, die er offenbar mit seiner Partnerin teilt:

"Die Wohnung ist so ne Art Wohnlabor: Jetzt bauen wir wieder was um und probieren aus und machen mit den Farben rum und verschiedene Wände, darum riecht es auch ein bisschen nach Lack hier (lacht)[...]. Also man hat eben die Möglichkeit mit der Wohnung alles machen zu können, das ist was ganz, ganz Wichtiges hier und unabhängig vom Kiez halt ne, das ist die Wohnung [und der Vorteil] Nachbarn zu haben, die das auch hinnehmen, wenn man laut rumbastelt über zwei Wochen."

Ein zweiter wichtiger Faktor von *place utility* sind für Herrn Jöst die Nachbarn im Vorderhaus, über die er ja letztlich auch ins Gebiet kam:

"[Im] Vorderhaus sind nette Leute, man kennt sich, man gibt sich die Schlüssel und geht Blumen gießen und hat (da) so nen sozialen Kontakt, den man auch nicht gerne aufgibt für andere Wohnungen. [...] Der einzige Haken sind die Leute im Hinterhaus, weil es ist bei denen immer temporär [so], dass einer austickt und dann nachts da rumgebrüllt wird und dann die Türen knallen".

Auch wenn für Herrn Jöst ein deutlicher Schwerpunkt auf Wohnung und Haus liegt, kann er auch dem Wohnviertel einiges abgewinnen, vor allem in ästhetischer Hinsicht:

"Mein Herz direkt hängt jetzt nicht so super fest an dem Kiez, das hängt mehr an der Wohnung hier [...]. Der Kiez, o.k., mit der Waldstraße vorne, ist auch toll, aber auf die könnte ich schon eigentlich verzichten [...]. Ich find es super als Fahrradfahrer, der Blick auf den Westhafen, den habe ich von meinem Balkon, den würde ich dann schon vermissen, oder der Blick dahinten raus [...], der Hinterhof ist nicht geschlossen, der ist offen, ganz dahinter und da geht immer die Sonne unter und das würde ich schwer vermissen, aber das hat jetzt auch nichts mit dem Kiez, sondern nur mit der persönlichen Situation zu tun."

Das Viertel selbst, das er, wie er sagt, auch "Moabitch" nennt, bezeichnet er als "trocken und ehrlich, prollig", als einen authentischen Arbeiterbezirk. Die hohe Arbeitslosigkeit im Gebiet und die sozialen Probleme vieler Bewohner haben sich aus Sicht von Herrn Jöst nachteilig auf die Infrastruktur ausgewirkt und machen es für ihn "ganz deutlich spürbar", dass sich das Gebiet "auf dem absteigenden Ast" befindet "was so das Kleingewerbe betrifft": Es gibt viele Geschäfte, die wie der Naturkostladen aufgegeben wurden und eine große Fluktuation, "neue komische Kneipen", die aufmachen und bald wieder geschlossen sind. Er wünscht sich "dass die Kneipen eine bessere Qualität bieten", denn er fühlt sich "hier gastronomisch immer völlig unterversorgt". Aber er nimmt

die soziale Situation auch nicht als so dramatisch wahr, sondern findet das Viertel "erstaunlich durchmischt":

"Je nachdem, was ich mache, begegnen mir völlig unterschiedliche Leute. Also wenn ich morgens aus dem Haus gehe, wenn mir dann ein paar Typen dann entgegen torkeln, das ist so das erste, was dich morgens begrüßt. Dann hast du die typischen alten Singles, die ihre Hunde Gassi führen, dass sie mal so ein bisschen rauskommen. Dann hast du natürlich auch sehr viele Kinder gerade so wegen der Spielstraße bei uns, so einfach Jungs, die da Fußball spielen, so auf dem Fußballfeld hängen. Dann geht's eben rauf zu älteren Jugendlichen, die auch gerne rumhängen, also es gibt schon echt ein paar Gangleutchen sag ich mal. Und dann hast du auch auf der anderen Seite total nette Leute, [...] die nicht so in das typische Bild von dem Kiez Moabit passen, ganz nette, intelligente, aufgeschlossene Leute, die interessant und angenehm sind und die man gerne einlädt."

Er unternimmt zwar einiges im Gebiet, sucht aber auch bewusst und gerne andere Gegenden der Stadt auf:

"Wenn wir gerade in der Freizeit unterwegs sind, wollen wir auch etwas anderes sehen, denn das ist ja das Geile an Berlin, dass du nie das Gefühl hast, du kennst die Stadt, denn du hast eigentlich immer wieder das Verlangen, dass du immer wieder was Neues sehen und entdecken kannst, und das ist das, was ich an der Stadt reizvoll finde, weil das ist hier so eher die Insel, von der aus man immer so gucken geht."

Herr Jöst ist deutlich innenstadtorientiert, möchte aber nicht in einem "quengeligen" Szeneviertel leben, in dem man nur noch junge Leute trifft. Sein Ideal ist vielmehr ein "gewachsenes Viertel" wie der Klausener Platz in Charlottenburg. Auch wenn er Moabit aufgrund der relativ hohen Fluktuation nicht als gewachsen bezeichnet, affirmiert er das Gebiet trotz seiner Mängel, denn es erscheint ihm allemal interessanter als die jungen Viertel im Prenzlauer Berg und Friedrichshain.

Die wichtigste Rolle in seiner Vorstellung von *place utility* nimmt aber die Wohnung ein, in der er gemeinsam mit seiner Partnerin seine Kreativität ausleben kann. Wichtiger als das Viertel scheinen auch die sozialen Beziehungen im Haus zu sein. Die Zuordnung von Herrn Jöst zu den Unterhaltungssuchenden entspricht kaum seinen Handlungsmustern, beispielsweise seiner kreativen Nutzung der Wohnung und seinen Ansprüchen an das Wohnviertel.

### **Fazit Beusselstraße: Wohnviertel als Verhaltensaufforderung**

Die Interviews aus dem Gebiet Beusselstraße zeigen drei Personen, die in ihrem Handeln zwischen Abwanderung, symbolischer und aktionsräumlicher Distanzierung auf unterschiedliche Weise und in unterschiedlicher Intensität auf Distanz zum Viertel gehen: Frau Lau empfindet das Wohnviertel als soziale Zumutung und wird es demnächst verlassen, nachdem sie sich bereits seit längerem weder mit der Bewohnerschaft noch mit der Infrastruktur des Viertels identifiziert. Herr Schulze und Herr Jöst tragen sich zwar nicht mit Abwanderungsgedanken, sie definieren ihre *place utility* aber deutlich stärker über die Wohnung als über das Wohnviertel. Damit widersprechen sie dem Muster einer stärker auf das Wohnviertel gerichteten Handlungslogik, die als Ergebnis der bisherigen Analysen als typisch für Innenstadtgebiete und biographisch offenere Lebensstile angesehen wurde. Dieser Widerspruch zeigt den Einfluss eines relativ stark stigmatisierten und durch soziale Probleme gekennzeichneten Viertels, das eine starke Verhaltensaufforderung an die Befragten darstellt. Von feinen Unterschieden ist hier keine Spur, auch wenn es für zwei der Befragten, die nicht zu den Durchschnittsbewohnern des Gebietes zählen, gute Gründe gibt, im Viertel zu verbleiben.

#### 5.4.4.2 Winsstraße (Altbaugeliet überwiegend saniert)

##### ***Frau Stolpe: Prenzlauer-Berg-Kind in einem sich verändernden Viertel***

Die 61-jährige Frau Stolpe bezeichnet sich als "Prenzlauer Berg Kind", denn sie hat den Bezirk seit ihrer Geburt nicht verlassen. Trotzdem hat sie ihre berufliche Tätigkeit als Dozentin und Angestellte in andere Gegenden Ostberlins, nach der Wende auch nach Westberlin geführt, so dass ihr Berlin-Bild in die historische Tiefe und in die geographische Breite der Stadt reicht. Sie interessiert sich für Städtebau, hat als Stadtführerin gearbeitet und plant jetzt, da sie in Rente ist, gemeinsam mit Freunden ein Projekt in diesem Bereich.

Sie sagt "ich kann nicht weg aus diesem Stadtteil", auch wenn sich die Frage für sie gezwungenermaßen einmal stellte, als sie 1997 gemeinsam mit ihrem Mann eine behindertengerechte Wohnung suchte, um ihre Schwiegermutter nach deren Schlaganfall zu sich holen zu können:

"Da haben wir uns auch Wohnungen in anderen Stadtteilen angeguckt, aber mit Tränen in den Augen und hatten dann Glück, dass wir [in der X-Straße] auch eine Wohnung entsprechend gefunden haben."

Mit ihrer sehr hochwertig sanierten Altbauwohnung mit Dachterrasse und Aufzug ist Frau Stolpe trotz der hohen Miete sehr zufrieden, so dass ein Umzug, solange man sich die Wohnung leisten kann, nicht ins Haus steht. Sie macht aber mehrfach klar, dass nicht die Wohnung, sondern das Viertel für sie das Wichtigste an ihrer Wohnsituation ist. Innerstädtisches Wohnen im Altbau stellt für sie ein Ideal dar, vom Häuschen am Stadtrand hält sie nichts, empfände es sogar eher als Belastung, und in Neubaugebieten fehlt ihr die Dichte der Infrastruktur.

Die Bevölkerungsstruktur in ihrem Wohnviertel, das Frau Stolpe seit ihrer Kindheit kennt, hat sich seit der Wende dramatisch verändert, ihre Kontakte "beschränken sich [...] eigentlich auch mehr auf zufällige", denn die Leute, mit denen sie früher etwas zu tun hatte, sind inzwischen alle weggezogen:

"Hier wohnt keiner mehr [...]. Zum einen wurden Häuser saniert und sie mussten wegziehen; und für viele Leute ist komischerweise auch heute noch ein Neubau erstrebenswert, zu meinem großen Erstaunen. Das hat aber auch etwas mit den Kosten zu tun, denn im Allgemeinen sind ja Neubauten in Lichtenberg beispielsweise preiswerter als solche Wohnungen hier im Prenzlauer Berg, nicht?"

Auch wenn ihr damit die alten, verbindlichen Beziehungen zu Freunden im Gebiet verloren gegangen sind, schätzt sie die Tatsache, dass sich das Viertel verjüngt hat und jetzt wieder mehr Kinder zu sehen sind. Die großen Veränderungen im Gebiet seit 1990 werden von ihr überwiegend positiv beurteilt. Sie hebt insbesondere die baulichen Verbesserungen hervor, für die sie sich besonders interessiert. Hinzu kommt die Infrastruktur, die sich in ihrem Sinne verändert hat: Ihr gefallen die "Tante-Emma-Läden", Blumenläden und Märkte und sie beobachtet, "wie sich Stück für Stück die Läden wieder füllen", die zuvor leer standen.

Frau Stolpe hat ein sehr deutliches Bild von den Bewohnern des Stadtviertels und ihren Aufenthaltsorten, unter denen sie die jungen zielstrebigten Neubewohner besonders hervorhebt:

"Die eine Gruppe ist also jung und zielstrebig, das wird so demonstriert, aber sie kennen die Leute ja hier auch, [das] sind sehr offene, junge Leute, schon sehr zivilisiert gekleidet, die ich eben auch morgens auf dem Weg zur Arbeit treffe. Das ist, glaube ich, eine ziemlich große Gruppe. Dann gibt es natür-

lich auch eine ganze Gruppe, weniger als in Mitte, glaube ich, aber es gibt auch solche Leute, die ohne Arbeit sind, aber die sieht man hier verhältnismäßig wenig, finde ich, im Prenzlauer Berg [...]. Und dann gibt es auch sicher eine große Gruppe Leute, die unauffällig sind, einfach so mittelalterlich sicher, ihrer Arbeit nachgehen, normal gekleidet sind, weder besonders schick noch besonders unschick. Und dann gibt es viele Kinder inzwischen hier, was ich sehr erfreulich finde, also hier neben uns ist gleich eine Schule, und da sieht man das wahrscheinlich auch besonders[...]. Also die Gruppe der jungen zielgerichteten Leute ist schon sehr homogen mit ihren Gewohnheiten, das sehen sie spätestens in der Marienburger an der Eisdiele [...] da sitzt [...] eine Frauenschar davor mit Kindern [...]. Die Gruppe der Leute, die sie [da] sehen, ist auch die gleiche Gruppe in den Espresso-Bars, die ja auch vielfältig sind. Das ist auch sehr typisch strukturiert, mitunter kommt auch mal jemand mit einem Kind, aber im allgemeinen sind das junge Leute, entweder sind sie noch Studenten oder sind schon im Job, das sieht man schon. Also ich hatte neulich meinen 13jährigen Enkel hier, der sagte, hier gibt es ja nur Studenten, für den waren alles Studenten."

Sich selbst sieht sie als Angehörige einer "Minderheit", der "Relikte", die sich vorgenommen haben, im Gebiet zu bleiben und alt zu werden. Insgesamt findet sie die Gruppen eher raum-zeitlich segregiert voneinander, die Mischung und Vielfalt gefällt ihr, wobei sie die Präsenz von Ausländern etwas vermisst.

Aus Sicht von Frau Stolpe sind die früheren *strong ties* mit dem Bevölkerungsaustausch durch *weak ties* ersetzt worden und der Umgang untereinander hat sich verändert. Aber auch diese Veränderung begrüßt die Befragte eher:

"Mit jungen Leuten redet man auch anders, also so die Nachbarn früher, wie nennt man denn solche Gemeinschaften [...] Zweckgemeinschaft würde ich sagen. Heute hat es eigentlich nur den Zweck, miteinander zu reden und Neues von dem einen zu erfahren oder Neues zu geben, insofern hat sich das sehr positiv verändert."

Frau Stolpe definiert place utility insgesamt sehr deutlich über das Wohngebiet. Sie präferiert die städtebauliche Form mit ihrer Dichte und genießt es, die Entwicklung des Gebiets zu verfolgen. Dabei ist für sie die Orientierung auf das Wohngebiet nicht über enge soziale Beziehungen definiert, vielmehr beobachtet sie die sozialen Veränderungen aus der interessierten Perspektive einer alteingesessenen Gebietsexpertin, die zur Minderheit geworden ist. Ihre Einordnung als Aufstiegsorientierte steht mit dem qualitativ ermittelten Profil dieser Befragten in Einklang.

### **Herr Pöge: Subkulturelle Nischen in einem sich verbürgerlichenden Viertel**

Der 35-jährige Herr Pöge lebt seit vier Jahren im Gebiet Winsstraße. Er kam "eher durch Zufall", als sich "hier so durch Freunde ganz schnell was ergeben" hatte dort hin. Eigentlich gefällt ihm das Landleben, aber mittlerweile schätzt er "den Input, der hier so täglich für mich stattfindet, also die vielen Reize" und legt großen Wert darauf, in der "Nähe zu den für mich wichtigen Zentren" Kreuzberg, Friedrichshain oder Prenzlauer Berg zu wohnen. Wenn er durch die anstehende Sanierung und eine Mieterhöhung nicht zum Gehen gezwungen wird, möchte er bis auf weiteres bleiben. Wichtiger als die Wohnung, über die er nur wenige Worte verliert, scheinen ihm die in der Nähe wohnenden Freunde und die Elemente der Subkultur, der es sich zugehörig fühlt. Er könnte sich auch vorstellen, in ähnlichen Gebieten (Friedrichshain, Kreuzberg) zu wohnen, grenzt sich aber klar von Außenbezirken ab, ob es sich nun um Großwohnsiedlungen oder Villenviertel handelt. Sein Aktionsraum sind die Innenstadtviertel, vor allem im Osten. Herr Pöges Wohnmobilitätshandeln ist stark auf das Wohnviertel, seine Ästhetik und die z.T. subkulturell geprägte Sozialstruktur bezogen ist. Er mag das "Trümmerflair", "Graffiti" etc. und "nicht so viele weiße Fassaden" im Gebiet:

"Hier in den Bezirken finde ich relativ viel was so unter dem Begriff so Subkultur, so in Anführungszeichen, stattfindet. Also ich mag einfach das Straßenbild, wo sehr viel bunt gekleidete Menschen rumrennen, unterschiedliche Stile und einfach ziemliche Weltoffenheit".

Er stellt jedoch fest, dass im Gebiet immer mehr reichere Bevölkerungsgruppen ("Yuppies", "Touristen") anzutreffen sind und dass die lokale Infrastruktur teilweise nicht mehr seinen Bedürfnissen und finanziellen Möglichkeiten entspricht. Touristen, insbesondere reichere Deutsche, nehmen für ihn in letzter Zeit überhand:

"Ich fühl mich in meinem Viertel so teilweise verdrängt, dass ich umgeben bin von lauter Touristen, so am Wochenende, dass halt nicht mehr so viele Einheimische, erkennbar hier wohnende Menschen so um mich rum sind, sondern[...] diese große Touristenzahl und gut zahlende Touristen."

Dennoch fühlt er sich im Gebiet wohl, denn es gibt dort neben seinen Freunden auch ein immer noch relativ breites Bevölkerungsspektrum "vom völligen Punker bis zum Yuppy, vom psychisch Kranken, völlig zerrütteten Menschen bis zum völligen Drogenopfer [und] ganz viele Muttis mit Kindern", die auch ihre entsprechenden Einrichtungen und Treffpunkte haben.

Herr Pöges Definition von *place utility* ist deutlich am Gebiet geprägt. Er betont dessen Vielfalt, die von ihm ausgehenden Reize und fühlt sich dort mit seinem Lebensstil aufgehoben. Gleichzeitig sieht er diese Qualitäten des Gebietes an der Winsstraße durch Aufwertungsprozesse zunehmend gefährdet. Für Herrn Pöge war keine Typisierung des Lebensstils aus den quantitativen Daten möglich.

### ***Frau Lautenschläger: Unter Ihresgleichen, alles um die Ecke***

Von Frau Lautenschläger zog vor sieben Jahren aus Westdeutschland in ihre jetzige Wohnung, die Freunde ihr vermittelt hatten. Sie lebt dort mittlerweile mit drei Kindern. Weder das Viertel noch ihre Wohnung möchte sie in absehbarer Zeit verlassen, höchstens längerfristig, um im Grünen zu wohnen. Sie ist vorerst, auch wegen ihres Studiums, eindeutig innenstadtorientiert.

Bei der Einschätzung ihrer Wohnsituation erwähnt Frau Lautenschläger ihre relativ großzügige, etwas alternative Wohnung in einem unsanierten Haus kaum. Sie scheint mit der Wohnung zufrieden zu sein, aber das eigentlich Erwähnenswerte an ihrer Wohnsituation ist für sie das Wohnviertel, mit dem sie überaus zufrieden ist.

Sie macht deutlich, dass sie mit einem Wegzug aus dem Gebiet Winsstraße einiges verlieren würde, "wegen der Kinder" und ihrer eigenen Verbindungen mit dem Kiez. Dazu gehören die von ihr geschätzten Einrichtungen für Kinder, die Schule und der Kindergarten. Wichtig sind aber auch die günstigen Einkaufsmöglichkeiten, so dass sie letztlich fast alle alltäglichen Besorgungen im näheren Wohnumfeld erledigen kann:

[Mir gefällt,] "dass alles gleich um die Ecke ist, also Kaiser's, Bioladen und die ganzen kleinen Läden sowieso, also die zieh ich sowieso den ganzen Lidl's und Kaiser's und so vor. Dass man hier zum Chinesen Obst und Gemüse kaufen geht und so und der Buchladen und ne Biometzgerei haben wir, also wirklich alles, so gut wie alles, in Minuten erreichbar."

Eine herausragende Rolle spielt für Sie ein kleiner, auf einer Brachfläche durch eine lokale Bewohnerinitiative errichteter Park:

"Und dann haben wir hier diese Grünfläche, die Marie und seitdem die da ist, hat sich die Lebensqualität ganz erheblich erhöht [...]. Die Marie ist einfach genial, also da können die Kinder alleine hin, ich muss mich mit niemandem mehr verabreden, ich treffe automatisch MEINE Freundinnen und Freunde wenn ich hingehe und das ist echt [...], na ja und für die Eltern, da sind ja auch noch die Tischtennisplatten und

so, also ich treffe mich direkt mit meinen Freunden, automatisch, während die Kinder das genauso machen am selben Platz, das ist genial".

Abgesehen von ihrem Studium verlässt Frau Lautenschläger das Viertel fast nur für kulturelle Aktivitäten wie Theater oder Oper sowie für Ausflüge im Sommer. Unzufrieden ist sie eigentlich nur mit der Verkehrssituation und den damit verbundenen Gefahren für Kinder.

Das Viertel hat sich aus ihrer Sicht seit ihrer Ankunft verändert. Unter den neu Zugezogenen macht sie vor allem Familien aus, darunter auch einige ihrer Freunde. Sie beschreibt die Bevölkerung als relativ homogen, ihr fallen vor allem "Studenten und junge oder mittelalte Eltern mit Kindern" auf. Sie denkt, dass ein Teil der Bevölkerung verdrängt wurde, sie sieht auffällig weniger "Alteingesessene" und findet auch, dass die Zahl von "Alkoholikern" vor Kaiser's abgenommen habe. Andererseits findet sie aber die Ost-West-Mischung im Bezirk ungewöhnlich gut für Berlin. Sie wünscht sich allerdings auch mehr Verbindendes zwischen Alt und Jung, was für sie gleichbedeutend mit den Alt-(eingesessenen) und Neubewohnern des Gebietes ist. Insgesamt findet Frau Lautenschläger die Mischung von Menschen im Gebiet "sehr angenehm", sie fühlt sich wohl, was für sie ihn Berlin nicht selbstverständlich ist. Sie hat ganz offensichtlich eine Vielzahl von sozialen Kontakten, auch im Haus und mit anderen Eltern, so dass sich die Kontakte unter Kindern oft auf die nächste Generation ausweiten und zu gemeinsamen Eltern-Kinder-Aktivitäten führen. Man feiert gemeinsam Feste im Haus, aber die engeren Kontakte reichen noch weiter:

"Was ich auch nett finde ist eben, dass man [...] mit dem Buchhändler bekannt ist und mit dem Gemüsehändler und mit der Bäckerin und die Kinder auch da so'ne soziale Überwachung so'n bisschen haben, also wenn ich mal ein Kind vermisste, dann treffe ich durchaus auf der Straße jemanden, der gesehen hat, wo das hingelaufen ist oder so, ja? Das ist schon alles ganz nett, ich find das sehr angenehm eigentlich."

Frau Lautenschläger weist eine starke Orientierung auf das Wohnviertel auf, weil sie dort unter Ihresgleichen ist, zahlreiche soziale Kontakte unterhält und die passende Infrastruktur vorfindet. Sie profitiert in vielfältiger Hinsicht von ihrem Wohnviertel, auch weil sie, anders als Herr Pöge, zu dem Segment der Bevölkerung gehört, das zunehmend das Viertel bestimmt. Ihre Zuordnung zu den Aufstiegsorientierten, der sich durch Familienorientierung, solide Karriere und Mainstream-Freizeitkultur auszeichnet, passt relativ gut zu ihrem Profil.

### **Fazit Winsstraße: vielfältige Bezüge auf das sich wandelnde Wohnviertel**

Ganz anders als die Befragten im Gebiet Beusselstraße hat das Wohnviertel für die *place-utility*-Definitionen der drei Befragten aus dem Untersuchungsgebiet Winsstraße eine herausragende Bedeutung. Der gemeinsame Nenner ist eine gewisse Urbanität und soziale Dichte, die für Herrn Pöge stärker subkulturell definiert ist, für Frau Lautenschläger sehr stark über die selbstverständliche Begegnung mit Ihresgleichen bestimmt ist, während für Frau Stolpe die langjährige Gebietsbindung und die städtebaulichen Qualitäten des Viertels entscheidend sind. Die Lesbarkeit des Merkmals Lebensstil im Gebiet wird in den Beobachtungen aller drei Befragten sehr deutlich: Die jungen zielstrebigsten Frauen vor dem Eisladen und die Menschen in den Espressobars, die Parkfläche der Marie, wo



Frau Lautenschläger ihre Freunde trifft und die neuen Läden, bei denen Herr Pöge erkennt, dass er nicht zu ihrer Zielgruppe gehört.

Die sozialen Positionen und Erwartungen im Kontext des Wandels im Viertel unterscheiden sich deutlich zwischen Herrn Pöge, der sich von zahlungskräftigen Neubewohnern und Besuchern zum Teil an den Rand gedrängt fühlt, Frau Stolpe, die den Wandel wohlwollend beobachtet und Frau Lautenschläger, die selbst der Gruppe angehört, die den Wandel im Gebiet verkörpert.

#### 5.4.4.3 Am Plänterwald (Zeilenbaugebiet der 1950er/60er Jahre)

##### ***Herr Glock: mit der "alten Mannschaft" im grünen Wohnumfeld***

Der 68-jährige Herr Glock, der seit 1964 im Gebiet lebt, bezog 1970 gemeinsam mit seiner Frau die Wohnung, die sie noch heute bewohnen. Damals, als sie eine Familie gründeten, fiel ihnen die Entscheidung für das Gebiet nicht schwer:

"Das ganze Umfeld hat mir damals schon gefallen: die Wohnung, im Verkehrsbereich, im Naturbereich, Plänterwald vor der Tür, die Spree, der Kulturpark, die S-Bahn, der Bus, ringsum alle Annehmlichkeiten hatten wir hier, der Kindergarten gegenüber, die Schule im Zweihundertmeterbereich, also günstiger kann man es nicht haben, also alle wesentlichen Dinge zum damaligen Stand der Familie waren zu Fuß erreichbar."

Aus seiner heutigen Sicht als Rentner beurteilt er die Wohnsituation etwas anders, denn nun geht es um andere Einrichtungen, die im Wohnumfeld wichtig wären:

"Alles was mit Verkehr, Gesundheit und so weiter zusammenhängt, müsste also relativ nah sein, weil ja die Fortbewegung mit Öffentlichen und mit privatem Fahrzeug irgendwie doch eingeschränkter wird."

Einerseits hat sich die Ausstattung des Gebietes durch neue Einkaufszentren im weiteren Wohnumfeld verbessert, andererseits sind öffentliche Dienstleistungen wie die Außenstelle des Bezirksamtes geschlossen worden, und auch zur nächsten Bank muss man weite Wege in Kauf nehmen, was Herr Glock angesichts des hohen Durchschnittsalters der Bevölkerung sehr problematisch findet. Außer wenn eine Behinderung eintreten würde, haben er und seine Frau aber nicht vor, noch einmal umzuziehen. Gefragt nach ihren insofern theoretischen Wohnpräferenzen, würde Herr Glock am ehesten im Südosten der Stadt wohnen wollen. Zentralere Gebiete sind ihm zu dicht bebaut, und Westberlin würde wegen der "anderen Lebensweise" nicht in Frage kommen.

Zu den besonderen Qualitäten des Wohnviertels gehören für Herrn Glock das reichhaltig mit Wald-, Grün- und Parkflächen versehene "grüne Umfeld" und die Nähe zur Spree. Gemeinsam mit seiner Frau unternimmt er fast täglich einen Spaziergang "am Wasser oder im Wald oder bei einem Bauwerk oder was es auch immer gibt", den man mit Erledigungen verbindet. Außerdem besitzen die Glocks im Gebiet ein "zweites Zuhause" in Form eines Gartengrundstücks.

Die Wohnung und das Wohnviertel haben sich aus Sicht des Befragten durch eine vor einigen Jahren durchgeführte Sanierung deutlich verbessert:

"Das Wohnumfeld hat sich total verbessert, beginnend hier mit dem Haus. Wir sind also im letzten Jahrzehnt saniert worden. [Nach der Wende] wurde hier peu à peu relativ schnell Haus für Haus durch neue Eigentümer und so weiter rekonstruiert [...]. Wir haben in jeder Beziehung gewonnen."

Im Zusammenhang mit der relativ homogenen Bevölkerungsstruktur ist Herr Glock in ein dichtes soziales Netzwerk mit der "alten Mannschaft" eingebunden, was für ihn ein wesentlicher Grund ist, sein Wohnviertel zu schätzen:

"Was man hier in dreißig Jahren schätzen gelernt hat, das beginnt eigentlich mit den nächsten Nachbarn. Also jedenfalls in unserer Beziehung hier zu den Parteien im Hause, [da] gibt's doch vielfältige Beziehungen"

Er betont, dass jeder "wenn dann mal Not am Mann ist", sofort "springen" würde und verweist auf das Ansehen und das soziale Kapital, das man sich in diesem Gebiet erworben habe, das man an keinem anderen Ort mehr aufbauen könnte:

"Sagen wir mal, wenn man woanders hinzieht, ist man entweder der Vater von X und nicht mehr, man ist dann keine Person mehr, nicht mal ne Nummer. Es ist so, [ich weiß das] aus Erfahrungen, die ich gemacht habe mit Leuten, die im Alter umgesiedelt wurden, weil sie zu den Kindern gezogen sind oder so: Die Position, die man vor Ort durch den Beruf und so weiter hatte, ist den anderen ja nicht bekannt. Insofern ist man ein normaler Mensch, in Führungsstrichen, wie jeder andere und die Lebensleistung ist gleich null aus der Sicht der neuen Betrachter, nicht?"

Diese dichten, engen Beziehungen nehmen aber, so Herr Glock, "mit jedem Tag" ab, "weil der eine oder andere das Zeitliche segnet [...] Und jeden Tag schlägt hier irgendwo [...] ein Geschoss ein, [...] und die Stimmung wird [dadurch] nicht gerade besser". Auch wenn das Netzwerk von Altmietern für die eigene Lebensqualität sehr wichtig ist, würde er sich eine Verjüngung seines ihn an ein "Rentnerwohnheim" erinnernden Wohnviertels wünschen:

"Also wenn ich diesen Block sehe: Von vierzig Parteien Wohnungseigentümer sind vielleicht drei junge Familien mit einem Kind. Und die anderen sind eben fast vor dem Rentenalter beziehungsweise im Rentenalter, also diese Mischung Alt und Jung ist hier nicht mehr gegeben."

Allerdings bringt die Verjüngung, wo sie stattfindet, auch Nachteile: Die "Neuen", insbesondere die zum Teil nichtdeutschen "Junggesellen" kennzeichnen sich für Herrn Glock dadurch, dass sie "aus der Rolle fallen", sich "erst mal ausleben" wollen, häufig lärmern und "Partys machen". So kommt es nun des Öfteren zu Konflikten über die im Gebiet und in den Häusern geltenden Werte. Herr Glock zieht daraus das Fazit, dass das "Zusammenleben mit Ecken und Kanten" gegenüber früher zugenommen habe.

Auch in Anbetracht der eher als praktisch denn als großzügig beurteilten Zeilenbauwohnung ist das Wohnviertel für Herrn Glock das wesentliche Element der *place utility*. Dazu gehören insbesondere das grüne Wohnumfeld und das dichte lokale soziale Netzwerk. Herr Glock wurde dem Typen der Aufstiegsorientierten zugeordnet. Einerseits spricht seine soziale Position als Hochschulabsolvent für die mit diesem Typen verbundene solide Karriere; andererseits fehlt die relative biographische Offenheit dieses Typs und seine Orientierung in Richtung der liberal Gehobenen.

### **Frau Fischer: Leben in der Gemeinschaft der Erstbezieher**

Die heute 70-jährige Frau Fischer kam 1959 mit ihrem Mann vom Rosenthaler Platz in Berlin-Mitte in eine 2 1/2-Zimmer-Wohnung im das neu errichtete Wohngebiet am Plänterwald. Knapp ein Jahr später wurde das erste von drei Kindern geboren.

"Mein Mann arbeitete hier in einem Großbetrieb und war mit auf der Liste. Wir wohnten erst in Mitte oder erst bei den Eltern und wie die Häuser hier immer aufgebaut wurden, hab ich gesagt, 'das ist der erste Typ von Q3A', da hab ich gesagt, 'hier möchte ich herziehen, hier ist es schön grün, hier ist es wahrscheinlich doch besser wie am Rosenthaler Platz'. Und wir hatten ein Glück, dass prompt einer aus-

gefallen ist, jedenfalls wir sind innerhalb von Weihnachten bis 10. Januar hier eingezogen."

Für Frau Fischer fühlte sich damals schnell zu Hause, denn alles "passte" für sie: Von den Nachbarn ("vernünftige, ordentliche, die gearbeitet haben", denn "ein anderer wäre hier ja gar nicht rein gekommen") bis hin zu den modern ausgestatteten Wohnungen mit Bad. In den über 40 Jahren, die seit ihrem Zuzug vergangen sind, gab es für sie "eigentlich nie Anlass, woanders hinzuziehen." Sie schätzt den nahen S-Bahnhof, "das ganze Grün und die Schulen und Kindergärten."

Inzwischen sind zwei ihrer Kinder und offenbar auch ihr Mann verstorben, so dass sie nun die Wohnung alleine bewohnt, die sie "so lange wie es [gesundheitlich] geht" halten möchte. Zurück in die Innenstadt möchte sie auf keinen Fall, die Notwendigkeit, in ein "betreutes Wohnen"-Projekt zu ziehen wäre für sie die einzige realistische Situation eines Wegzugs aus dem Gebiet.

Frau Fischers Identifikation mit dem Gebiet ist sehr stark, sie lobt die vielen Erholungsmöglichkeiten und Sehenswürdigkeiten und betont, dass viele ihrer Nachbarn hier Urlaub machten, anstatt wegzufahren.

"Hier ist natürlich alles großzügiger, also so wie hier gebaut wurde, wird nicht mehr gebaut. Ob Sie Häuser sehen oder Neubauten [...]. Wenn ich mir jetzt ansehe, was Neubauten sind, wie eng und dicht die sind, kucken Sie mal drüben, Stralauer Allee, dicht bei dicht, da ist vielleicht eine Wohnung dazwischen, bis dass Sie schon den nächsten Nachbarn wieder haben. Wir haben das nicht."

Mit der Rekonstruktion hat sich der Standard der Wohnungen verbessert. "Dass man nicht mehr mit Ofen heizen muss, sondern Zentralheizung" schätzt Frau Fischer genauso wie die Grünanlagen und Straßen, die "neu gemacht" wurden.

Verschlechtert hat sich seit der Wende für sie aber die Verkehrssituation, durch eine niedrigere Taktung der S-Bahn und die gestiegene Belastung durch die nahe gelegene Hauptverkehrsachse. Die Ausstattung mit öffentlichen und privaten Dienstleistungen beurteilt Frau Fischer als problematisch, aber auch nicht als ungewöhnlich für das Gebiet, das nie kulturelle Einrichtungen "abgekriegt" oder über ein komplettes Einkaufsangebot verfügt habe: "Die anderen hatten mal eine Passage – wir hatten hier nichts". Von einem Ausflug im Bezirk Friedrichshain berichtet sie von der angenehmen, "gemütlichen" Atmosphäre, die dort in der mit Menschen "vollgepackten" Straßenbahn geherrscht habe, und wie sie sich dann, als sie am Ende ihres Ausflugs am abendlichen menschenleeren S-Bahnhof ihres Gebiets ausstieg, ein wenig fürchtete. In ihrem Gebiet sei "abends Schluss".

Da Frau Fischer sehr engagiert und aktiv ist, sucht sie zwangsläufig viele Orte außerhalb des Gebietes auf. Sie besucht eine Schwimmhalle und eine Begegnungsstätte, die eine S-Bahn-Station entfernt liegen, geht mit der Volkssolidarität zu kulturellen Veranstaltungen und ist auch parteipolitisch engagiert. Sie nutzt, wie sie sagt, ihre BVG-Monatskarte "rauf und runter".

Ähnlich wie Herr Glock nimmt auch Frau Fischer das dichte lokale Netzwerk und die gegenseitige Unterstützung als besonders wichtigen Aspekt ihrer Wohnsituation wahr. Sie bezieht sich dabei vor allem auf den "inneren Kreis" des Gebiets, der aufgrund seiner Geschichte und der geringen Fluktuation ("hier zieht ja auch kaum jemand aus") sehr homogen und "ordentlich" sei – "alles die Genossenschaftler von Funk und Fernsehen". Mit diesen pflegt sie dichten Kontakt, den sie nicht für eine bessere Wohnung eintauschen möchte:

"Bei mir hängt heute der Scheuerlappen, da wissen die alle, die von oben kucken, ich bin zuhause (lacht). Also es gibt auch welche, die anrufen oder wenn man sich trifft, dann wird natürlich auch ausgetauscht: 'Hast Du von dem was gehört?' Also die jetzt weggezogen sind, die haben es nicht besser getroffen, vielleicht [eine] schönere Wohnung oder sonst was. Wenn ich [hier] mal Lust habe, oder dieses Jahr [sind] alle im Garten, was ja nun nicht alles verkauft wird, dann krieg ich auch mal ne Kartoffel, da krieg ich mal ein paar Johannisbeeren die ja teuer sind, wenn man sie kaufen will."

Man kann Frau Fischer als eine Art "*community leader*" bezeichnen, denn sie wird oft von älteren Leuten aus dem Gebiet angesprochen, die sich einsam fühlen und von denen sie merkt, "dass manche ansonsten keinen Ansprechpartner am Tag haben, die wollen immer reden." Sie fühlt sich genötigt, manchmal Grenzen zu setzen, um "das richtige Maß" zu finden, da man sich nicht um alle kümmern kann. Aber es gehört doch einiges zu den Selbstverständlichkeiten des engen Miteinanders im "inneren Kreis" und in ihrem Haus:

"Wenn man einen lange nicht gesehen hat, dann kuckt man auch mal und sagt, 'sag mal, ist was Besonderes?' Und das ist das, was den älteren Menschen sehr fehlt: Dass jemand auch mal da ist, oder [...] dann ärgert man sich über die Tochter, und dann sind die wieder auseinander."

Auch Frau Fischer beklagt das langsame Ausdünnen ihres sozialen Netzwerks im Gebiet durch Sterbefälle:

Also ein großer Teil ist älter geworden, jetzt in einer Woche [gab es] zweie, die verstorben sind, die man lange kennt. Natürlich ist das jetzt meine Generation, die jetzt nun mal stirbt, aber man will's halt nicht wahrhaben."

Mit den "Neuen", die in die freigewordenen einfachen aber günstigen Wohnungen im Gebiet ziehen, lässt die gewohnte soziale Kontrolle nach.

"Die Neuen, die herkommen, da ist nicht mehr diese Bindung. Man spricht mal, aber es ist nicht mehr diese Bindung da, ist so [...]. Sagen wir mal, wer arbeitslos ist, weiß ich nicht, das hat man früher alles gewusst [... Es gibt jetzt] auch einige Wohnungen [in denen Sozialhilfeempfänger wohnen], da wird natürlich öfter mal gekuckt, 'die könnten doch eigentlich', aber das ist schwer auch, an jemanden heranzukommen."

Frau Fischer ist ähnlich wie Herr Glock sehr zufrieden mit ihrer Wohnsituation. Auch in ihrer Definition von *place utility* haben das Wohnviertel und seine Bewohner, der "innere Kreis" das größte Gewicht, während von der Wohnung kaum die Rede ist. Anhand der standardisierten Erhebung wurde Frau Fischer dem Typ der Konventionalisten zugeordnet, der für ein mittleres Ausstattungsniveau, eine eher geschlossene biographische Perspektive und Traditionalität und kleinbürgerliche Werte steht. Dieser Typ wurde hinsichtlich eines pragmatischen Zugangs zur Wohnung und eine hohe Wohnzufriedenheit charakterisiert. Diese Zuordnung wird durch die qualitativen Daten gut bestätigt.

### **Herr Peters: Auf niedrigem Niveau zufrieden**

Der 42-jährige Herr Peters kam 1987 aus einer westdeutschen Universitätsstadt nach Berlin, als er im Rahmen seines Studiums an die FU wechselte. Er wohnte zunächst in einem Studentenwohnheim, dann in Tempelhof und zog 1997 in das Gebiet am Plänterwald. Die Gründe für den letzten Umzug hingen, wie er sagt, mit der zu Ende gehenden Beziehung mit seiner damaligen Freundin zusammen. Seit kurzem ist er nicht mehr immatrikuliert, sondern arbeitslos gemeldet.

Bevor er 1997 in das Gebiet kam, hatte er sich in verschiedenen anderen Gegenden der Stadt, zum Beispiel in Marzahn, Wohnungen angesehen. Es gab weniger genaue Ge-

bietspräferenzen, als Gegenden, wo der Befragte "nicht hinwollte". Auch die Nähe zu Freunden oder zum Ausbildungsplatz spielte keine Rolle. Den Ausschlag für seine aktuelle Wohnung, deren Lage er als "zentral im Grünen" beschreibt, gaben letztlich Wohnungspreis und Wohnviertel:

"das Angebot war 'n günstiges und die Gegend gefällt mir und das war ausschlaggebend. Und es [...] wurde langsam Zeit, dass ich auch was finde. Aber es hat einfach alles gepasst."

Die Handlungslogik von Herrn Peters war stark bestimmt von dem durch den Umbruch in seinem Leben dringend erscheinenden Umzug und den engen finanziellen Möglichkeiten. Er lebt in einer 22qm-Wohnung und zahlt einen sehr günstigen Mietpreis. In diesem Rahmen ist die *place utility* der aktuellen Wohnsituation aber doch am stärksten von der Erfüllung seines Bedürfnisses nach einem ruhigen und grünen Wohnumfeld geprägt. Auch er, dem wohl weniger als 200 Euro für eine Kaltmiete zur Verfügung stehen, konnte sich letztlich zwischen Wohnungen an verschiedenen Standorten entscheiden.

Im Allgemeinen ist Herr Peters weniger auf bestimmte Wohnformen oder -standorte festgelegt: Er ist "offen für alles", sofern es "eine gewisse Ruhe" bietet und seinen relativ engen finanziellen Rahmen nicht sprengt. Ohne diese Rahmen kann er sich prinzipiell vorstellen, in allen auf der Fototafel gezeigten Wohnformen außer in dem belebten Altbau zu wohnen.

Herr Peters hatte sich immer mal wieder nach einer Wohnung umgesehen, unter anderem wegen der günstigen Mieten ist er aber letztlich im Gebiet geblieben. Er sieht gegenwärtig keine Gründe umzuziehen und glaubt, noch mindestens ein bis zwei Jahre in seiner jetzigen Wohnung zu bleiben.

"Ich glaube, dass viele von den Menschen, die hier leben im Viertel, bewusst hier leben oder auch gerne hier leben, weil sie vielleicht auch diese Ecke von Berlin, also mitten in Berlin, recht zentral und trotzdem im Grünen [mögen]. Man kann hier, auch wenn man keinen Balkon hat, ja raus gehen, hier ist ja gleich die Grünanlage vor der Tür und ich glaube, dass auch viele gerade deswegen hier wohnen und gerne hier wohnen."

Er sieht in seinem Viertel vor allem "Senioren, weniger junge Leute" und "eher, ja so normale Arbeiterbevölkerung[...]normale Leute halt". Mit der Ausstattung des Gebietes ist Herr Peters im Großen und Ganzen zufrieden. Er würde sich aber "mehr Treffpunkte" wie z.B. Restaurants und mehr "Gemeinschaft" oder "Gemeindeleben" wünschen. Insofern hält er auch das mittlerweile geschlossene Kollektivwaschhaus der Siedlung für eine gute Einrichtung, die er gerne wiedereröffnet wüsste.

Herr Peters ist auf niedrigem Niveau zufrieden. Es fällt schwer, für ihn eine bestimmte Gewichtung der *place utility* zu identifizieren, was auch daran liegt, dass er nur über wenig Optimierungsspielraum verfügt. Wenn dies überhaupt möglich ist, kann man eine größere Zufriedenheit mit dem Viertel feststellen. Auch Herr Peters ist den Aufstiegsorientierten zugeordnet worden. Seine geringen Möglichkeiten zur Ausgestaltung des Lebensstils entsprechen diesem Typ nur wenig, auch wenn er als Studienabbrecher über überdurchschnittliches kulturelles Kapital verfügt.

### **Fazit Am Plänterwald: Einfache Wohnungen, enge soziale Strukturen und attraktives Wohnumfeld**

Die besondere Situation, mit der alle drei Befragten aus dem Gebiet am Plänterwald konfrontiert sind, ist von dem sehr stabilen und dichten sozialen Netz der Erstbezieher-

generation im Wohngebiet geprägt. Zwei Befragte ordnen sich dieser Gruppe zu und schätzen dies als wichtigen Aspekt ihrer Wohnsituation, auch wenn sie das Ausdünnen dieses Netzes durch Todesfälle beklagen; ein dritter, Herr Peters sieht dies eher von außen, aus der Sicht eines Neubewohners, dem es an sozialen Kontakten im Gebiet fehlt.

Daneben kann man bei allen drei Personen eine Höherschätzung des Wohnviertels im Hinblick auf die Wohnumfeldqualitäten im Vergleich zu den zwar sanierten aber nach wie vor einfachen Wohnungen erkennen. Alle beziehen sich auf die Wohnumfeldqualitäten, egal aus welchen Gründen sie in das Gebiet gekommen sind und aus welcher Lebenssituation sie ihre Wohnsituation betrachten. Die Vorstellung, in den Außengebieten eher wohnungsbezogene Gewichtungen von *place utility* vorzufinden, bestätigt sich am Plänterwald also nicht, was an den außergewöhnlichen Qualitäten des Wohnumfeldes und den relativ einfachen Wohnungen liegen mag. Angesichts der Wohnumfeldqualitäten haben sich die Befragten damit abgefunden, dass es bestimmte Dienstleistungen, kulturelle Einrichtungen und Angebote zum Ausgehen auf absehbare Zeit im Gebiet mangels einer kritischen Masse an Nachfragern nicht geben wird.

#### 5.4.4.4 Marzahn, Raoul-Wallenberg-Straße (Großwohnsiedlung)

##### ***Frau Hermanns: Aneignung der Wohnung, Arrangement mit dem Wohnviertel***

Frau Hermanns lebt mit ihrem Mann, der auch beim Interview teilnimmt, seit 1980 in Marzahn. Sie hatten sich die Wohnung damals, wie sie sagen, "regelrecht erstritten", als sie nicht länger in der lauten Altbauwohnung im Prenzlauer Berg wohnen wollten, wo ihre 13-jährige Tochter kein eigenes Zimmer hatte und das Bad eiskalt war:

"Wir hatten eigentlich einen Widerspruch gemacht an unsere damalige Wohnungsgesellschaft, weil man uns nicht zugestehen wollte, dass einem 13-jährigen Kind ein eigenes Zimmer zustand. Und weil wir so verärgert waren, haben wir nicht locker gelassen, ich hatte einen Widerspruch an den Staatsrat damals gemacht, ja, es war ein bisschen aufwendig, diese Angelegenheit. Na jedenfalls hat man uns dann erst noch andere Wohnungen angeboten, die für uns unannehmbar waren, und dann hat man uns hier in Marzahn diese Wohnung angeboten."

Die Hermanns finden, dass sich ihre Wohnsituation insgesamt in den letzten Jahren verbessert habe. Dies machen sie an der Sanierung der Wohnungen und der Häuser und dem Zustand der Grünanlagen fest. Sie haben auch selbst zur Verbesserung ihrer Wohnsituation beigetragen, indem sie die Fliesen in Bad und Küche selbst verlegten und bei den Sanierungsmaßnahmen der Häuser ihre Wünsche äußerten. Als Ausgleich für den fehlenden Balkon haben sie ihren Garten, und ohne diesen hätten sie ihre Wohnung auch nicht genommen, denn das Viertel mit seinem öffentlichen Raum würde ihnen als Ausgleich nicht reichen:

"Auch wenn da vorne etwas gebaut wird, dann könnte man trotzdem immer noch denken, das ist hier wie eine Art Schlafstadt [...]. Wir selber haben unseren Garten, [...aber] wenn ich hier an den Sommer denke, das ist furchtbar, das ist ja trostlos, ich meine gut, hier hinten sind Grünanlagen, aber das ist dann ja wie so eine kleine Insel."

Auch die Einkaufssituation im unmittelbaren Wohnumfeld finden sie noch verbesserungswürdig. Insgesamt gesehen, haben die Hermanns aber keine Wegzugsgedanken:

Unter ihren gegebenen finanziellen Möglichkeiten und in ihrem biographischen Kontext erscheint ihnen die gegenwärtige Wohnsituation als die bestmögliche:

"Nun sind wir älter; wenn ich jetzt Kinder hätte, würde sich die Situation hier anders ergeben, ja, und man muss ja auch mal davon ausgehen, was habe ich denn überhaupt zur Verfügung eigentlich an Geld nicht, um das für mich wohnenswert machen zu können. Also ich meine, wir werden wohl auch hier wohnen bleiben, weil wir nicht so eine hohe Rente haben, dass wir sagen können, wir sparen, da sagen wir, 'na da machen wir eben lieber eine schöne Reise, nicht, als dass ich das jetzt in die Wohnung stecke.' Ich habe ja eigentlich eine anständige Wohnung, die Wohnung ist eine gute Wohnung, ja."

Ohne die gegebenen Restriktionen würden die Hermanns am nördlichen oder südöstlichen Stadtrand wohnen, am liebsten in einem Einfamilienhaus, allerdings befürchten sie, dass sie mit zunehmendem Alter Probleme mit dieser Wohnform hätten. Kreuzberg ist für sie das Gegenteil eines guten Wohnstandortes, nicht zuletzt wegen der Sauberkeit. Darüber hinaus gilt aber fast ganz Westberlin als unpassend wegen der dort herrschenden anderen Werte, die für sie "mit der Politik" und den "anderen Ansichten" zusammenhängen.

Hinsichtlich seiner Bewohner ist das Gebiet für die Befragten geprägt von Durchschnittsmenschen. Vietnamesen oder Russlanddeutsche hätten zwar immer mal für Probleme gesorgt, "aber die älteren Leute die haben denen die Meinung gesagt und jetzt geht es." Im Haus herrscht für die Hermanns eine Ordnung, die durch die Bewohner, die schon länger dort wohnen, bestimmt wird, und die die Integration der nicht-durchschnittlichen Bewohner, der Zuwanderer und Langzeitarbeitslosen regelt.

Für die Hermanns hat sich im Umgang der Menschen miteinander schon einiges verändert. Herr Hermanns wurde, wie er sagt, schon von Jugendlichen angepöbelt, und Frau Hermanns denkt, dass der Umgang früher vertrauensvoller und weniger anonym war:

"Mein Mann hat früher, – da hat man sich das getraut – fremde Menschen mit nach oben gebracht, wir haben uns unterhalten, die waren lustig, einfach so, er war auch lustig, na gut, haben wir sie nach oben gebracht, trinken wir eine Flasche Bier. Das würde man sich heute überhaupt nicht mehr trauen, mit fremden Menschen. Man ist zögerlicher geworden."

Ingesamt gesehen sind Herr und Frau Hermanns mit ihrer Wohnsituation zufrieden. Sie haben eine sanierte, praktische und bezahlbare Wohnung, zu deren Verbesserung sie aktiv beigetragen haben. Mit dem Gebiet alleine sind sie weniger zufrieden: die sozialen Beziehungen haben sich aus ihrer Sicht eher verschlechtert und die Maßnahmen im Wohnumfeld haben es in ihren Augen nicht geschafft, etwas Grundsätzliches an dem "Schlafstadt"-Charakter zu ändern. Als Ergänzung dessen, was ihnen an der Wohnung und dem Wohnviertel fehlt, spielt ihr Garten daher eine große Rolle. Die Umsetzung ihres Einfamilienideals wird nicht als dringlich, angesichts der biographischen und finanziellen Situation aber auch nicht als realistisch wahrgenommen. Vor allem anhand der Zufriedenheit mit den verschiedenen Aspekten ihrer Wohnsituation drückt sich bei Herrn und Frau Hermanns eine eher über den privat angeeigneten Raum definierte *place utility* aus. Dies entspricht auch dem Typen der Konventionalisten, dem sie anhand der Daten aus der standardisierten Erhebung zugeordnet wurden.

### **Frau Legat: Geringe Spielräume und Eigenheimwunsch**

Frau Legat, eine 26-jährige Friseurin, kam vor 8 Jahren nach Auszug bei den ebenfalls in Marzahn wohnenden Eltern in ihre Wohnung:

"Es wurde mir angeboten, hier in der Nähe zu wohnen. Das war ganz praktisch, so kann ich zu Fuß zu meinen Eltern kommen, zu Fuß zur Arbeit kommen, kann auch hier überall alles erreichen [...], ja, und ich muss mal sagen [...], ich finde es in Marzahn sehr schön, weil es gibt hier viele Parks."

Da ihr Lebensmittelpunkt schon immer im Gebiet lag, kam es ihr darauf an, "dass ich nicht zu weit von meinen Eltern weg bin." Wenn sich in Marzahn nichts gefunden hätte, wären Hohenschönhausen oder Lichtenberg für sie eine Option gewesen, "aber auch nicht weiter, also nicht jetzt nach Mitte oder in den Westteil rüber".

Mittlerweile lebt sie in ihrer 30qm großen Einraumwohnung gemeinsam mit ihrem Freund. Sie war "damals sehr zufrieden" mit ihrer Wohnung und ist es auch heute noch, "es ist so wie ich's wollte". Für die Zukunft denkt sie aber daran, für sich und ihren Freund eine größere Wohnung zu suchen. Die Entscheidung über das Ob und Wie bzw. Wo sieht sie aber deutlich im Zusammenhang mit ihren sehr knappen finanziellen Möglichkeiten:

"Das Problem ist aber einfach nur: eine größere Wohnung zu finden, ist nicht das Thema, aber die kann man einfach nicht bezahlen in der heutigen Zeit. Weil ich sehe es irgendwo nicht ein, 400 Euro für eine Zweiraumwohnung zu bezahlen [...]. Also wie gesagt, wir würden schon gern, und dann wäre es auch egal, Hauptsache die Wohnung ist bezahlbar, also es wäre mir dann auch egal, wenn ich jetzt einen Arbeitsweg von anderthalb Stunden hätte[...]. Aber die Gegend muss mir gefallen, also es muss schon ein bisschen Grün drum herum sein und die Leute im Haus, also das muss schon passen, das ist hier sehr, sehr schön."

Frau Legat erwägt zwar einen Umzug. Weil "einfach das Angebot, das Preis-Leistungsverhältnis" nicht stimmt, hält sie eine Verbesserung ihrer Wohnsituation aber im Moment für fraglich. Frau Legats Wohnideal ist eindeutig ein Einfamilienhaus. Sie glaubt, "das ist [...] der Traum eines jeden, ein Einfamilienhaus zu besitzen, seine eigenen vier Wände". Sie und ihr Freund hoffen noch, dass sie für ihr Grundstück an der Ostsee, wo aber "noch der Umweltschutz draufsitzt" eine Baugenehmigung erhalten. Dann würden sie dort bauen und "die Eltern mit nachholen".

Innerhalb der Stadt kämen Bezirke wie Kreuzberg und Neukölln für Frau Legat nicht in Frage, weil sie sich dort "als Deutscher verloren vorkommt" und dort im Gegensatz zu Marzahn als Frau "wenn man alleine über die Straße läuft [...] dumm angemacht" werde.

Auch wenn sie findet, dass sich das Gebiet in baulicher Hinsicht verbessert habe, konstatiert sie einen Trend zur Verschlechterung der Bevölkerungsstruktur in Marzahn durch Eigenheimbau und den selektiven Wegzug, wodurch eine relativ arme und problematische Bevölkerungsstruktur ("nur noch diese soziale Schicht [...], diese Armut") entstanden sei. Sie erwähnt dabei die Russlanddeutschen und die Jugendlichen, die durch Ruchstörungen auffielen und denen man "Manieren beibringen" müsste sowie "Zecken" und "Nazis" vor einem Jugendclub. Hinzu kommen die zahlreichen Alkoholkranken, die sie eigentlich "nicht sehen mag".

Ihre Perspektive auf die Stadt und das Wohnviertel ist sehr stark von ihrem Autobesitz geprägt. Sie unternimmt einen Großteil ihrer Einkäufe mit dem Auto und beurteilt die Veränderung des Wohnviertels auch anhand der schlechter werdenden Parkplatzsituation. In Ihrer Freizeit geht sie außerhalb des Gebietes aus, beispielsweise in Mitte, wo sie sich "das Publikum aussuchen kann" und man immer wieder "etwas Neues sieht". Sie tut dies auch, weil sie im Gebiet mit den Angeboten und Nutzern unzufrieden ist.



Wollen und Vermögen liegen bei Frau Legat weit auseinander: Könnte sie ihre Wohnideale verwirklichen, würde Frau Legat mit ihrem Freund in einer größeren Wohnung in Marzahn oder sogar in einem Einfamilienhaus leben. Tatsächlich hält sie es angesichts ihrer Mittel aber eher für wahrscheinlich, den Suchraum für eine größere Wohnung auszuweiten, da sie hierfür in Marzahn keine Möglichkeiten sieht. Trotz einer großen Gebietsbindung ist erkennbar, dass für Frau Legat die Vergrößerung der Wohnung im Vordergrund steht und dass sie dafür eine Verschlechterung des Gebietes in Kauf nehmen will. Frau Legat wurde den Aufstiegsorientierten zugeordnet. Auch wenn ihre aktuelle Situation stärker von Knappheit bestimmt ist, als es für diesen Lebensstiltypen charakteristisch ist, ergeben sich aus den qualitativen Daten keine größeren Widersprüche zu dieser Zuordnung.

***Frau Esch: "Was soll man seinen Träumen nachhängen"***

Die 49-Jährige Frau Esch kam 1986 durch eine Wohnungstauschannonce aus Lichtenberg nach Marzahn. In dieser Situation gab es wenige Alternativen für sie, "und das war gleich das erste Mal, wo es geklappt hat." Sie wollte nicht speziell nach Marzahn, "im Gegenteil", das Gebiet war "noch völlig im Aufbau begriffen" und sie wäre lieber in größerer Nähe zur Stadtmitte und zu ihrem Arbeitsplatz geblieben, aber die größere Wohnung gab letztlich den Ausschlag.

Heute ist sie im Großen und Ganzen zufrieden mit ihrer Wohnsituation: Die Wohnung ist "trocken warm und bezahlbar" und man kommt schnell "in die Stadt". Unzufriedener ist sie mit dem Verkehrslärm durch eine nahe Autobahnanbindung, den Lieferverkehr, die nachlassende Sauberkeit im Gebiet und den "eingeschränkteren" Freizeitmöglichkeiten. Frau Esch ist arbeitslos und ihre Wegzugswünsche sind von ihren finanziellen Möglichkeiten bestimmt: "So lange sich die finanzielle Situation nicht ändert, also nicht besser wird [...], bleibt mir ja nichts anderes übrig" als im Gebiet zu bleiben. Obwohl sie gerne wegziehen würde, hat sie sich noch keine konkreteren Gedanken gemacht:

"weil sich das finanziell einfach nicht machen lässt. Also was soll ich da meinen Träumen oder Wünschen nachhängen, wenn ich weiß, dass ich das nicht bezahlen kann."

Frau Esch weiß nur, dass ein nächstes Wohngebiet leiser als das jetzige sein müsste und dass sie sicher nicht in einer dicht bebauten Gegend, "in der Stadtmitte beispielsweise", leben würde. Ihre Wohnideale sind ein Einfamilienhaus oder ein niedriger, aufgelockerter Zeilenbau – Wohnformen, die sie für "etwas ruhiger" hält und wo "nicht so eine Masse zusammengeballt auf engem Wohnraum" lebt.

Frau Esch kam aus wohnungsbezogenen Gründen in das Gebiet und nahm dafür ein für sie schlechteres Wohnviertel und eine ungünstigere Lage in Kauf. Heute beurteilt sie die Wohnung aus ihrer durch finanzielle Einschränkungen geprägten Situation pragmatisch, vielleicht nicht als gut, aber als gut genug, von der Notwendigkeit bestimmt. Mit den baulichen Veränderungen im Gebiet ist sie hingegen sehr zufrieden: mit dem "schön gestalteten" Innenhof, der neuen Farbe, die das einheitliche Grau aus dem Wohngebiet "doch etwas rausgedrängt hat", dass man experimentiert hat und "versucht wurde, durch die Balkongestaltung dieses einheitliche Aussehen ein bisschen zu durchbrechen, ein bisschen was anderes zu machen".

Mit dem hohen Leerstand in manchen Häusern kommen allerdings auch neue Probleme: "Ich sage immer, wenn da ein paar Mieter nicht mehr drin wohnen, dann ist die Seele des Hauses auch irgendwie verschwunden, und na ja, das verrottet."

Neben der Sanierung Marzahns, die sie weitgehend positiv bewertet, gibt es viele Trends im Gebiet, die ihr nicht gefallen: Neben dem bereits erwähnten Verkehrslärm gehören dazu eine veränderte Bevölkerungsstruktur, die Alterungseffekte und ein niedrigerer Sozialstatus:

"Die Bewohnerschaft hat man doch schon mitbekommen, dass sehr viele weggezogen sind, neue hinzugekommen sind. Und ich habe auch den Eindruck, dass es, na ja, eine andere Klientel ist, dass man jetzt mehr merkt [...] soziale Unterschiede. Also ich will damit niemandem zu nahe treten, aber als Marzahn aufgebaut worden ist, sind hier sehr viele Familien hergezogen, die zu DDR-Zeiten in Berlin in irgendwelchen Institutionen gearbeitet haben. Also das war von (lachend) geistigem Anspruch, um das mal so auszudrücken, also es waren sehr viele Studierende da drunter. Und diese Durchmischung oder Durchwachsung, die bekommt man jetzt natürlich viel stärker mit, das ist nicht mehr so, früher war das doch, habe ich teilweise den Eindruck, etwas einheitlicher."

Ein weiteres wichtiges Element der *place utility*, das ihr bei einem Wegzug fehlen würde, sind die relativ dichten sozialen Kontakte im Haus:

"Na die Bekanntschaften, die man inzwischen doch in den fast zwanzig Jahren gemacht hat, weil das hier in dem Haus auch noch so ist, dass sehr viele Familien, die [seit] 1982 als das hier fertig gestellt wurde, hier drin wohnen, also praktisch die Erstbezieher sind [...]. Und da hat man denn natürlich auch noch etliches von dem, was man unter Nachbarschaftshilfe und so versteht, also Schlüssel aufbewahren, sich um Blumen und Briefkasten kümmern, wenn man mal abwesend ist oder auch wenn irgendwie mal Hilfe in anderen Dingen gebraucht wird. Da haben sich schon kleine Freundschaften mehr oder weniger herausgebildet, oder man weiß zumindest, zu wem man gehen könnte, falls irgendetwas sein sollte."

Frau Esch kam wegen der Wohnung in das Gebiet und schätzte die Wohnumfeldbedingungen eher als schlecht ein. Heute ist sie mit beidem auf niedrigem Niveau zufrieden. Das Wohnviertel schlägt für sie einerseits wegen des Lärms negativ zu Buche, andererseits schätzt sie einige positive Veränderungen des Wohnviertels und die sozialen Kontakte. Auch bei Frau Esch wird deutlich, dass einer Verbesserung ihrer Wohnsituation deutliche materielle Grenzen gesetzt sind. Die Zuordnung von Frau Esch zu den Aufstiegsorientierten entspricht wie bei Frau Legat eher ihrer biographischen Perspektive, die Knappheit ihrer Lebensführung ist allerdings wie bei Frau Legat eher untypisch.

### **Fazit Marzahn: Wohnungsbezogene Aspirationen und ihre Grenzen**

Die Befragten aus Marzahn reflektieren die Veränderungen im Gebiet im Vergleich zu früheren Zeiten: Man kam wegen der modernen Wohnungen nach Marzahn, die sich aufgrund weiterer Sanierungen eher verbessert als verschlechtert haben. Durch neue Optionen in Form von Einfamilienhäusern hat sich die Beurteilung dieser Wohnform aber für alle Befragten relativ verschlechtert.

Die Wohnumfeldqualität wird eher als besser empfunden, weil aus der Baustelle nun ein weitläufiges, grünes Wohnumfeld geworden ist. Der Wandel der Bevölkerungsstruktur wird hingegen von allen negativ beurteilt, denn ein großer Teil der ehemaligen Bevölkerung, insbesondere die "Intelligenz" und die "Studierten", hat das Gebiet verlassen.

Ein Wegzug in die Innenstadt wäre für keinen der Befragten eine Option, auch nicht für Frau Legat, die im Gebiet aufwuchs und nicht dem typischen postadoleszenten Ummzugsmuster folgend, in Richtung Innenstadt ziehen möchte.

Die Aspirationen gehen für Frau Legat sowie für Herrn und Frau Hermanns eher in Richtung des Eigenheims, Frau Esch würde eine weniger dichte Variante ihres jetzigen Wohngebietstyps ausreichen. Diesen Verbesserungen stehen aber mangelnde finanzielle Mittel im Wege.

#### 5.4.4.5 Marienfelde (Kleinsiedlung)

##### ***Frau Schöller: Vor- und Nachteile des Eigenheims***

Frau Schöller zog vor acht Jahren mit ihrer Familie aus Westdeutschland in ein Reihnhaus in Marienfelde, das sie mit ihrem Mann gekauft hatte. Ihre damaligen Suchkriterien waren:

"Haben wir Anschluss an die Stadt mit der S-Bahn, haben wir eine Schule und wie ist die Erreichbarkeit der Schulen, ist sie für die Kinder gut und haben wir einen Anschluss zur Autobahn?"

Ein zweites Kriterium, das es, wenn möglich, zu berücksichtigen galt, war der Wunsch der Kinder, die gerne "ein Haus und einen Hund und einen Garten" wollten.

Die Handlungslogik, die hier zum Ausdruck kommt, ist ein seltenes Beispiel für eine streng nach Kriterien der Alltagsmobilität und der Erreichbarkeit durchgeführte Standortwahl, auch wenn bestimmte Bedingungen wie gute Schulen und ein Haus mit Garten ebenfalls wichtig waren. Diese große Bedeutung von Lagekriterien hängt mit der durch die Familie und die doppelte Berufstätigkeit nötige Alltagsmobilität zusammen. Zudem findet das Standortkalkül in einem Raum statt, in den sich die eigene Wohnbiographie oder das soziale Netzwerk noch nicht eingeschrieben hatte. Die Komplexität dieser Handlungslogik drückt auch einen durch entsprechende Ressourcen großen Handlungsspielraum aus.

Mittlerweile hat sich die Beurteilung der *place utility* für Frau Schöller etwas verändert, denn die beiden Kinder haben den Haushalt verlassen. Sie hat immer noch das "Einfamilienhaus mit Garten" als Wohnideal, als zweitbeste Option käme für sie aber auch eine "gut gelegene Stadtwohnung" in Parknähe in Frage. Wenn sie umziehen müsste, würde ihr der Garten am meisten fehlen. "Wir haben genug Turbulenz in unserem Leben, da ist es mal ganz gut, wenn man auch mal Ruhe hat".

Frau Schöller betrachtet die Sozialstruktur des Gebiets aus Sicht einer Zugezogenen, die sich in einem kleinbürgerlichen Wohngebiet aus den 1920er/30er Jahren in gewisser Weise als Außenseiterin fühlt:

"Ja das ist ein ganz traditionelles katholisches Arbeitergebiet hier [...], und diese Reihe hier, in der wir wohnen, da waren katholische Arbeiter früher drin [...]. Und das sind jetzt die Folgegenerationen, die hier verstreut noch wohnen [...] Also es ist ein Kleinbürgerviertel."

Sie hat in Marienfelde vor allem "Hundkontakte" und Kontakte über den Sportverein, aber "richtig dicke Freunde haben wir hier noch nicht so, eher Bekanntschaften". Der Sportverein ist für sie eine Bastion der Alteingesessenen, wo man sich zwar frisches Blut wünsche, "aber nicht zuviel". Frau Schöller scheint sich mit ihrem Lebensstil ein wenig auffällig zu fühlen. Ihr Hund, vermutet sie, gibt immer wieder Anlass für Verärgerung bei den Nachbarn, die aber nicht offen angesprochen wird. Unter anderem deshalb möchte sie selbst aktiv auf ihre Nachbarn zugehen, um diese besser kennen zu lernen, was aber auch nicht einfach zu sein scheint. Sie vermisst eine gewisse Mischung "so

was Intellektuelles oder ein paar Jugendliche, die mal eine Fete machen, die mal anders aussehen wie das Idealbild [...], irgend so ein Volk, was nicht so ruhig und angepasst ist, das würde ich mir mehr hier herwünschen."

Damit im Zusammenhang fehlen ihr auch einige Angebote im Nahraum, aber sie kennt auch die Grenzen des Möglichen in einer Einfamilienhausgegend:

"Hier gibt es [...] zu wenig Angebote an Restaurants oder Kino – also ein Kino würde ich sagen, würde hier nicht funktionieren, dafür sind es zu wenig Menschen – aber ein bisschen was an kulinarischen Sachen, wo man mal ausgehen kann."

Frau Schöllers Bewertung der Wohnsituation zeigen, dass sie ein für Sie aufgrund der sozialen Beziehungen und der Ferne kultureller Einrichtungen ungünstiges Wohnviertel wegen der Vorzüge des Einfamilienhauses mit Garten in Kauf nimmt – beide Nutzendefinitionen sind schwer miteinander zu verbinden. Frau Schölller wurde den Hedonisten zugeordnet, was angesichts der postfamilialen biographischen Situation, des hohen Ausstattungsniveaus ihres Lebensstils und der ausgeprägten Berufsorientierung eher untypisch ist. Allerdings ist Frau Schölller außerhäuslich aktiv, und ihre Orientierung am Einfamilienhaus ist nicht sehr ausgeprägt.

### ***Frau Kissel: Wohnen im beschützten, gutbürgerlichen Viertel***

Die 39-jährige Frau Kissel kam vor fünf Jahren mit ihrer Familie aus Tempelhof in das Haus ihrer Schwiegereltern. Nach der Geburt der beiden Kinder, die noch in Tempelhof zur Welt kamen, gab es die Möglichkeit, zur Familie ihres Mannes nach Marienfelde zu ziehen,

"als wir die Kinder bekommen haben und wir gesagt haben, 'warum sollen wir bis zum Erbe warten', haben wir das Haus aufgestockt und sind dann hierher gezogen."

Da ohnehin klar war, dass ihr Mann das Haus einmal erben würde, "haben wir eben gesagt, 'na dann würden wir das gerne schon jetzt nutzen wollen', denn sonst wären wir in Tempelhof wohnen geblieben." Frau Kissel ist gebürtige Tempelhoferin und war zuvor immer nur nahräumlich, innerhalb der Wohnungsbaugesellschaft, zu der auch die elterliche Wohnung gehört hatte, umgezogen. Ein zukünftiger Umzug steht für Frau Kissel außer Frage, man hat viel in den Ausbau investiert und wohnt nun in dem als ideal erachteten Wohnungstyp, auch wenn sich Frau Kissel auch vorstellen könnte, in einem Altbaugebiet zu wohnen.

Schon angesichts der Umstände ihres Zuzugs verfolgte Frau Kissel mit ihrer Familie eine wohnungsbezogene Handlungslogik, denn es bestand die Möglichkeit, sich eigenen Wohnraum kostengünstig anzueignen. Neben ihrem Garten würde ihr bei einem Wegzug auch die Nähe zu den Schwiegereltern fehlen und die Möglichkeit, "dass die Kinder auf der Straße spielen können".

Jetzt, wo sich auch die Einkaufsmöglichkeiten in Marienfelde noch verbessert hätten, müsste sich für sie "eigentlich gar nichts mehr verändern". Sie findet sogar,

"wenn wir da noch was her holen, dann würde es nur Unruhe bringen hier im Wohnbezirk. Also ich glaube es könnte so bleiben wie es ist."

Sie beschreibt die Sozialstruktur im Gebiet und ihre Beziehung dazu wie folgt:

"Das ist katholischer Kirchacker und der überwiegende Teil ist hier katholisch und dadurch kennen sich auch alle, weil eben alle hier nebenan in die Kirche gehen. Ja es ist eher hier eine heile Welt, eigentlich

alles ein wenig konservativ, aber es ist ein schönes Wohnen."

Nicht bürgerlich ist aus ihrer Sicht eigentlich nur das Aussiedlerheim "ein paar Querstraßen weiter", dessen Bewohner aber nicht weiter auffielen. Die Bevölkerungszusammensetzung findet sie "angenehm". Im Gebiet gebe es "viele Alteingesessene, die hier eben auch schon fast seit der Geburt leben."

"Es ist ein altes Wohngebiet aus den 20er Jahren, ja und daher sind die meisten Häuser hier schon immer im Familienbesitz gewesen und übergegangen auf die nächste Generation. Man kennt sich hier untereinander, das war auch für mich bedingt dadurch, dass ich hier mit eingeheiratet habe, eine sehr schöne Sache. Man ist richtig dörflich, man kennt jeden. Wenn man aus der Tür kommt, findet man jemanden, mit dem man redet und spricht und wenn irgendetwas ist, der Nachbar guckt immer, ob alles mit rechten Dingen zugeht und wenn man im Urlaub ist, kümmert sich immer jemand. Also es achtet jeder auf jeden ohne unangenehm zu sein."

Ausschlaggebend für den Zuzug der Familie Kissel nach Marienfelde waren wohnungsbezogene Gründe, auch wenn das Wohnviertel mittlerweile auch eine große Rolle für die von Frau Kissel beschriebene Definition von die *place utility* hat. Die Zuordnung von Frau Kissel zu den Konventionalisten deckt sich gut mit ihrem Profil aus den qualitativen Daten: hierfür sprechen die Einfamilienhausorientierung, die geringe Stimulanzerwartung an das Wohnviertel hat und die Übereinstimmung mit den im Gebiet dominierenden Werthaltungen.

### ***Herr Zimmermann: die großzügige Wohnform und das ruhige Viertel schätzen lernen***

Herr Zimmermann, ein 43-jähriger Lehrer, zog nach dem Tod seines Vaters vor etwa fünf Jahren in sein Elternhaus nach Marienfelde zurück, um sich um seine Mutter zu kümmern. Zuvor hatte er in verschiedenen innerstädtischen und randlichen Bereichen der Berliner Region gelebt. Seine Unterstützung benötigende Mutter war eindeutig der ausschlaggebende Grund für den Umzug:

"Es war so, dass sie hier ihren Lebensabend beschließen wird, sie ist über 80. Wir haben das Haus geteilt, das bietet sich an bei dem altmodischen Bau. Sie wohnt oben in einer eigenen Wohnung und ich wohne hier unten und bin eben für alles zuständig, also insofern gab es familiär auch einen Grund hierher zu kommen."

Man kann nicht davon reden, dass sich Herr Zimmermann diesen Wohnstandort aussuchte. Er hat auch einiges an Arbeit oder Geld in das Haus investiert, das "ziemlich runter" war. Insgesamt erscheint ihm ein Umzug in seiner derzeitigen Lebenssituation sehr unwahrscheinlich. Ein Einfamilienhaus ist für ihn (unter den gezeigten Fotos) das Wohnideal, auch wenn ein "ordentlich sanierter" Altbau in der Stadt "auch seine Vorteile" habe. In der Innenstadt zu wohnen käme für Herrn Zimmermann, der früher einmal in Kreuzberg lebte ("das war aber eine andere Zeit"), aufgrund der sozialen Probleme und der schlechteren Wohnbedingungen nicht mehr in Frage:

"Jetzt bin ich froh, dass ich hier Ruhe habe, dass es hier ruhig ist. Die ganze Innenstadt würde ich meiden, auch diese, was weiß ich, diese Plattenbauten so Hellersdorf oder so Marzahn muss auch nicht sein. Ich meine, ich könnte da leben, wenn ich muss, aber wenn ich die Wahl habe, dann nein [...]. Das soziale Umfeld spielt eine Rolle. Ich weiß, viele meiner Schüler kommen aus dem Wedding und haben enorme Probleme, was weiß ich, mit Kriminalität und solchen Sachen. Die Wohnsituation ist also auch meist nicht gegeben, das heißt [...] schlechte Wohnqualität, vergleichsweise hohe Mieten. Wenn es dann also etwas besser ist, also ich bin froh, dass ich hier einfach ein bisschen Platz habe."

Neben den Abstand zu sozialen Problemen schätzt Herr Zimmermann an seiner jetzigen Wohnweise den Platz und die Ruhe, den sie bietet und dass es im Wohnviertel "relativ ruhig und grün im Sommer" ist. Die große Zufriedenheit mit dem "sozialen Umfeld" in Marienfelde, also vor allem der Tatsache, dass sein Viertel kein "sozialer Brennpunkt" ist, wird für Herrn Zimmermann nur dadurch etwas getrübt, dass er das Viertel etwas zu "spießig" findet und man sich wegen seines lauten Motorrads über ihn beschwert. Die Anfechtung, die er durch das soziale Umfeld erfährt, hält sich aber insgesamt in Grenzen:

"Die Nachbarn sind hier natürlich etwas konservativer, ich bin zwar so ein Exot in der Straße, aber ich werde in Ruhe gelassen."

Das Viertel ist für ihn kein Ort, um etwas zu unternehmen, denn "da gibt es nichts, also was man machen kann", ihm fehlen im Grunde auch Orte, um mal ein Bier zu trinken. Aber Diese Dinge scheinen ihm heute weniger zu fehlen als damals, als er zuletzt im Gebiet wohnte.

Der Zuzug in das Gebiet kam für Herrn Zimmermann aus der Notwendigkeit zu Stande, seine Mutter zu unterstützen. Am meisten schätzt er den größeren Platz seiner Wohnung und die Situation, in seinem Wohngebiet nicht mit sozialen Problemen konfrontiert zu werden. Dafür nimmt er auch gewisse Unannehmlichkeiten, spießige Nachbarn und fehlende Ausgelmöglichkeiten in Kauf.

Herr Zimmermann wurde dem Typen der Konservativ Gehobenen zugeordnet – ein Lebensstiltyp, der zuvor als typisch für die Kleinsiedelgebiete bezeichnet wurde. Seine eher auf Nicht-Anfechtung durch die Außenwelt gerichtete Definition von *place utility* entspricht zumindest einem biographisch geschlossenen Lebensstil. Da sich Herr Zimmermann von seinen konservativen Nachbarn distanziert, erscheint diese Typisierung als etwas unpassend.

#### **Fazit Marienfelde: Die großzügige Wohnform steht im Mittelpunkt der Kalküle**

Die drei in Marienfelde Befragten sind überwiegend zufrieden mit ihrer Wohnform, die ihnen Ruhe und Platz bietet. Vor allem der Wohnungsaspekt spielt hierbei eine große Rolle, sowohl in den Handlungslogiken des Zuzugs als auch in den gegenwärtigen *place-utility*-Definitionen. Dieses Übergewicht zeigt sich letztlich auch darin, dass zwei Befragte, die mit dem Wohnviertel, seiner Ausstattung und den dortigen sozialen Beziehungen weniger zufrieden sind, diese Situation in Kauf nehmen.

#### **5.4.4.6 Zwischenfazit: Einzelfallanalysen**

In den Einzelfallrekonstruktionen lässt sich für die meisten Befragten eine spezifische Gewichtung der *place utility* identifizieren, die im Groben der Hypothese entspricht, dass mit zunehmender biographischer Schließung eine stärkere Orientierung auf die Wohnung erkennbar ist. Dieser Zusammenhang lässt sich zum Teil auch anhand einer sich in der biographischen Entwicklung einzelner Personen ändernden Orientierung nachverfolgen. Die Einzelfallanalysen verdeutlichen auch, wie mangelnde Ressourcen zu einer Abweichung der Handlungslogiken von den *place-utility*-Definitionen sorgen, weil sich die Befragten mit einer Situation des "Gut genug" arrangieren müssen. Dies gilt beispiels-

weise für die in Marzahn Befragten, die sich alle mehr oder weniger mit ihrer Situation arrangieren, obwohl sie lieber in kleinteiligeren Siedlungen leben würden.

Gleichzeitig zeigen sich auch viele Einschränkungen zu den vorangegangenen Betrachtungen in Form gebietsspezifischer Eigenlogiken: Die Wahrnehmung der sozialen Situation im Gebiet Beusselstraße führt zu einer Distanzierung der Befragten, die von symbolischen Formen der Ablehnung bis hin zum Wegzug reicht und die bei keinem der drei Befragten einen starken Bezug auf das Wohnviertel zeigt. Im Gebiet am Plänterwald stellen hingegen die engen sozialen Beziehungen für die Erstbeziehergeneration einen wichtigen Standortfaktor dar. Gemeinsam mit dem großzügigen Wohnumfeld und den eher einfachen Wohnungen kommt es in diesem Gebiet zu einer stärkeren Gewichtung der Eigenschaften des Wohnviertels, die weitgehend unabhängig von der biographischen Perspektive zu sein scheint. Beispiele aus Marienfelde und dem Gebiet am Plänterwald zeigen auch, wie ein enges lokales Beziehungsgeflecht für die, die nicht dazugehören, oder die abweichende Normen vertreten, zum Standortnachteil werden kann. Im Gebiet am Plänterwald dünnt sich das soziale Netzwerk der Erstbeziehergeneration durch Sterbefälle und Wegzüge allmählich aus, wodurch es auch nach und nach seinen Normensetzenden Einfluss einbüßt. Das Gebiet zeigt darüber hinaus, dass besondere Qualitäten des Wohnumfeldes einen Standortfaktor darstellen, auf den sich die Befragten, unabhängig von ihrer biographischen Perspektive, beziehen. Die Annahme eines stärkeren Bezugs der Befragten auf die Wohnung bestätigt sich hier auch für die älteren Befragten nicht.

Die Fälle aus dem Gebiet Winsstraße zeigen ein Gebiet im sozialen Wandel, in dessen Verlauf sich bestimmte Typen von Bewohnern etablieren, die zunehmend das Gebiet und seine Infrastruktur prägen. Während eine Bewohnerin sich immer besser im Wohnviertel aufgehoben fühlt, merkt ein zweiter Befragter, wie der Nutzen, den er aus dem Gebiet zieht, allmählich kleiner wird und er sich zunehmend "verdrängt fühlt".

Die Interviews zeigen, dass sich die Lebensstile umso weniger eindeutig anhand der Wohnmobilität typisieren lassen, je weiter man von abstrakten Definitionen von *place utility* zu tatsächlichen Lebenssituationen und Handlungslogiken kommt. Die eigene Wohnbiographie, das soziale Netzwerk und spezifische Gebietsentwicklungen schwächen die Möglichkeit einer einfachen Typisierung erheblich ab. Im Vergleich dazu wird die Rolle des ökonomischen Kapitals als stabiler Rahmen der Handlungslogiken der Wohnmobilität umso deutlicher, wie insbesondere die Beispiele aus Marzahn verdeutlichen.

Die Gegenüberstellung der in der standardisierten Erhebung gewonnenen Lebensstiltypen mit den qualitativen Profilen bestätigt viele Zuordnungen, zumindest unter der eingangs formulierten Annahme ihrer Unschärfe. In einigen Fällen zeigen sich aber mehr oder weniger große Widersprüche zwischen den Typisierungen aus der standardisierten Erhebung und den qualitativen Daten, sowohl im Hinblick auf die allgemeinen Lebensstilmerkmale als auch auf die Wohnpräferenzen.

#### **5.4.5 Fazit der qualitativen Analysen**

In den qualitativen Analysen wurden anhand von Wohnformen und Raumordnungen in der Stadt lebensstilspezifische Definitionen von *place utility* untersucht. Die Bedeutung von Wohnformen zeigte eine weitreichende Präferenz für das Einfamilienhaus, die mit den qualitativen und quantitativen Möglichkeiten zur Aneignung von Raum und den da-

mit verbundenen Bedürfnissen nach Privatheit, Ruhe und der Abschottung gegenüber der Außenwelt zusammenhängt. Von den Befragten, die diese Wohnform ablehnen, wird sie vor allem im Hinblick auf die hohe soziale Kontrolle im Wohnviertel definiert. Der Altbau stellt ein weitreichendes ästhetisches Leitbild dar, wird aber von vielen Befragten aufgrund der Eigenschaften des Wohnviertels als nicht erstrebenswert angesehen. Diese zueinander komplementären Bewertungen spalten die Befragten im Wesentlichen entlang der biographischen Perspektive in zwei Gruppen. Einen Seitenwechsel in Richtung der äußeren Gebiete erlebten die Befragten in der eigenen Biographie oder prognostizieren ihn zum Teil für die Zukunft.

Formen des modernen Mietwohnungsbaus, die in den Interviews meist mit Großwohnsiedlungen assoziiert wurden, sind der Wohnform Einfamilienhaus insofern untergeordnet, als beide Wohnformen mit ähnlichen Bedürfnissen verbunden werden, das Einfamilienhaus dem Neubau aber vorgezogen wird. Insgesamt ist daher der Neubau dem Einfamilienhaus eindeutig untergeordnet, d.h. eine hierarchische Beziehung großer Reichweite zwischen diesen beiden Wohnformen wird erkennbar.

Die Betrachtung der aus Wohnpräferenzen ermittelten subjektiven Raumordnungen bestätigt dieses Muster, indem die wichtigste Raumordnung innere und äußere Stadtgebiete aufgrund unterschiedlicher städtebaulicher Eigenschaften und Haltungen der Bewohner voneinander unterscheidet: Sie trennt zwischen dichten, urbanen und lebendigen Wohngebieten in den inneren Gebieten und weiten, ruhigen, geordneten Gebieten am Rand der Stadt und lässt sich im Sinne unterschiedlicher Anforderungen an das Wohnviertel interpretieren: als Stimulanzerwartung im Falle der innerstädtischen Gebiete und als Bedürfnis nach Nicht-Anfechtung der eigenen Bedürfnisse durch das Wohngebiet in den äußeren Untersuchungsgebieten. Auch hier ist ein deutlicher Zusammenhang zur biographischen Perspektive der Befragten zu erkennen. Eine sekundäre Raumordnung von geringerer Reichweite verortet einige Gebiete der Innenstadt und der Großwohnsiedlungen sozial auf einer niedrigeren Position und verbindet diese Zuordnung zum Teil mit Schmutz, Devianz und der Präsenz von Migranten.

Die Bedeutungszuweisungen zu Wohnformen und zu Raumausschnitten haben keine für die gesamte Gesellschaft gültige Orientierungsfunktion, weisen aber unterschiedliche Reichweiten auf. Sie stehen mit Aspekten des Lebensstils, insbesondere der biographischen Dimension in Zusammenhang, nehmen aber auch auf vertikale Ungleichheitssemantiken Bezug.

Mit diesen aus der qualitativen Erhebung gewonnenen Definitionen von *place utility* lässt sich der soziale Sinn hinter der unterschiedlichen Standortverteilung der Lebensstiltypen aus der standardisierten Erhebung nachvollziehen und bestätigen. Die Bedeutungen, Nutzendefinitionen und Handlungslogiken sind in unterschiedlichen Wirklichkeitsmodellen verankert, die als Sichtweisen der sozialen Welt dem Wohnen eine bestimmte Bedeutung verleihen.

Die fundamental unterschiedlichen Definitionen von *place utility* sind die Basis aller anderen Erwägungen innerhalb der Handlungslogiken der Wohnmobilität: Fragen der Nähe und Distanz zu bestimmten Einrichtungen, wie dem Arbeitsplatz, sind ihnen meistens untergeordnet. Damit sind solche Modelle der Wohnstandortverlagerung in Frage zu stellen, die diese in weitgehender Abhängigkeit bzw. als Optimierung von Alltagsmobili-



tät sehen. Diese Annahme wird durch abnehmende Rolle des Arbeitsplatzes als ein für weite Teile der Bevölkerung klar verortbarer Fixpunkt verstärkt.

Die Umsetzung abstrakter Nutzendefinitionen in konkretere Handlungslogiken wird durch das soziale Netzwerk, die Wohnbiographie und finanzielle Ressourcen beeinflusst – also durch Faktoren, die nur mittelbar mit dem Lebensstil in Zusammenhang stehen. Solche Unterschiede zwischen Einstellung und Handeln deuten auf die Schwierigkeit hin, Auswirkungen des Lebensstils auf Wohnmobilitätshandeln nur aus Einstellungen zu rekonstruieren.

Anhand der am Beispiel des letzten Umzugs untersuchten Handlungslogiken der Wohnmobilität konnte bestätigt werden, wie besonders komplexe Handlungslogiken oft mit einem hohen Ausstattungsniveau einhergehen, während in prekären, von geringen Ressourcen geprägten Situationen die Notwendigkeit die Situation regiert. Bei der Frage nach dem Gewichtungaspekt des Lebensstils zeigt sich eine allgemein stärkere Orientierung an der Wohnung als am Wohnviertel, dennoch bleibt die mit biographischer Offenheit relativ höhere Gewichtung des Wohnviertels erhalten, wenn auch weniger stark ausgeprägt als bei der Betrachtung der *place utility* Definitionen.

Die Einzelbetrachtung relativierte ebenfalls die Vorstellung einer zu schematischen Perspektive auf die lebensstilspezifische Differenzierung von *place-utility*-Definitionen. Durch die Berücksichtigung der individuellen (Wohn-)Biographie und der Gebietsentwicklung, konnte in diesen Analysen die Bedeutung eines starken, lokal verankerten sozialen Netzwerks in einigen Gebieten aufgezeigt werden. Dieses steht in Zusammenhang mit dem kohortenspezifischen Bezug von Gebieten und ist somit nicht unabhängig vom Lebensstil. Es stellt ein weiteres, eigenständiges Element von *place utility* dar, das in einigen Gebieten im positiven wie im negativen Sinn einen wichtigen Einfluss auf die Beurteilung der Wohnsituation hat. Darüber hinaus gibt es weitere Gebietsspezifiken, zum Beispiel in Form eines attraktiven Wohnumfeldes oder der lokalen Häufung sozialer Probleme zu berücksichtigen, zu der die Bewohner sich notwendigerweise positionieren. Die Einzelbetrachtungen erwiesen sich außerdem als besonders ergiebig, um soziale Ungleichheitssemantiken und Gebietsdynamiken im Hinblick auf die daran beteiligten Bewohnergruppen zu rekonstruieren.



## 6 Schluss

Ziel dieser Arbeit war die Untersuchung des Einflusses von Lebensstilen auf Wohnmobilität und daraus resultierende sozial-räumliche Muster am Beispiel von zehn Berliner Untersuchungsgebieten. Mit dieser Zielsetzung verbindet sich die Frage nach der Eignung des Ungleichheitsmerkmals Lebensstil für das Verständnis von Wohnmobilität und zugleich die Frage der Relevanz von Lebensstilen für sozial-räumliche Ordnungen in der Stadt.

Wohnmobilität wurde als Handlung betrachtet, die unter gegebenen Ressourcen sozial unterschiedliche Ziele verfolgt, die mit dem Begriff *place utility* zusammengefasst werden können. Die handlungstheoretische Perspektive diene dazu, soziale Differenzierungen so nahe an den Individuen wie möglich zu erfassen und damit auch die Umsetzung sozial-räumlicher Dynamiken, die sich aus individuellen Wohnmobilitätshandlungen zusammensetzen, zu verstehen. Neben diesen Vorzügen handlungstheoretischer Zugänge zur Wohnmobilität wurden die Vernachlässigung von Ressourcen zugunsten von Präferenzen und die Verwendung empirischer Ansätze, die individuelle Sinnkonstitutionen des Handelns nicht erfassen, als potenzielle Probleme dieses Ansatzes identifiziert.

Eine kritische Auseinandersetzung mit der Lebensstilforschung in Deutschland diene dazu, einen für die Fragestellung der Arbeit geeigneten Lebensstilansatz zu erarbeiten. Hintergrund des Lebensstilansatzes ist die Vorstellung, dass Lebensstile eine Ergänzung oder Alternative zu klassischen Dimensionen der Beschreibung sozialer und sozialräumlicher Ungleichheit darstellen. Lebensstile versprechen als alltagsweltlich verankerte, ganzheitliche Ungleichheitsmerkmale die normative Lockerung und soziale Ausdifferenzierung zu erfassen, die für das Wohnen und viele andere Lebensbereiche feststellbar sind. Die Vorstellung von Lebensstilen als Ausdruck unterschiedlicher Wissensordnungen, die sich in Perspektiven auf die soziale Welt und die Position des Individuums darin, in Semantiken und in übergeordneten Handlungslogiken niederschlagen, erwies sich als besonders geeignet, sozial differenziertes Wohnmobilitätshandeln zu untersuchen. Allerdings wurde kritisiert, dass weite Teile der Lebensstilforschung die Beschränkungen zur Wahl des Lebensstils nicht hinreichend berücksichtigen und von einer sozialen Nivellierung und Wahlfreiheit des Lebensstils ausgehen, die insbesondere im Feld der Wohnmobilität als unzutreffend erscheinen. Dieses Problem drückt sich nicht nur in den konzeptionell-theoretischen Annahmen, sondern auch in den empirischen Ansätzen weiter Teile der Lebensstilforschung aus: In theoretisch wenig strukturierten Verfahren werden auf Basis von Einstellungen, Werthandlungen und Haltungen Lebensstiltypisierungen geschaffen, die weder in materieller noch in kognitiver Hinsicht als realistische Klassifizierungen von sozialer Ungleichheit anzusehen sind.

In der Auseinandersetzung mit dem Raumbezug von Lebensstilen setzen sich diese Probleme fort: Eine Grundannahme der Lebensstilforschung ist die sozial undifferenzierte Annahme einer nachlassenden Signifikanz des Raums, insbesondere des Wohnortes; erzwungene Segregation wird als ein Phänomen vergangener Zeiten angesehen und die neuen Formen der Segregation gelten im Wesentlichen als freiwillige Ausdifferenzierungen nach Geschmacksmustern.

Der stadtgeographische Lebensstilansatz, der mit dem Anspruch antritt, auf Basis von Lebensstilen neue Muster sozialräumlicher Ungleichheit zu erfassen, überführt die Defi-

zite der empirischen Lebensstilforschung in räumliche Analysen. Die Bildung und anschließende Kartierung von Lebensstiltypen bietet im besten Falle eine Orientierungsfunktion für unterschiedliche Wohnstandortmuster, sie stellt aber kaum eine signifikante Repräsentation von sozialer Ungleichheit in der Stadt dar. Stattdessen zeichnen diese Analysen ein unrealistisches, weil einseitig an den Präferenzen orientiertes Bild sozialer Ungleichheit in den Städten. Den Klassifizierungen fehlt es an sozialem Sinn hinsichtlich der sie auszeichnenden Handlungsweisen und Raumbezüge.

Als Fazit meiner Betrachtung der Lebensstilforschung identifizierte ich – auch in Anlehnung an neuere, kritische Auseinandersetzungen mit dem Stand der Lebensstilforschung – den Bedarf einer Restrukturierung des Lebensstilbegriffs und der Lebensstilempirie, insbesondere in Bezug auf die Berücksichtigung der Differenzierung des Lebensstils nach vertikalen Ungleichheitsdimensionen. Außerdem regte ich eine Ergänzung der standardisierten Verfahren durch qualitativ-rekonstruktive Zugänge zum Lebensstil an, die den sozialen Sinn dieses Ungleichheitsmerkmals besser erfassen können.

Die Stadt Berlin, als Kontext der empirischen Untersuchungen dieser Arbeit, zeichnet sich seit Mitte der 1990er Jahre durch eine besonders dynamische Wohnmobilitätsentwicklung aus: Durch die stagnierende Bevölkerungsentwicklung und neue Optionen auf dem Wohnungsmarkt, insbesondere die mit dem Fall der Mauer entstehende Suburbanisierungsoption, kam es, sozial undifferenziert betrachtet, zu einem Überangebot an Wohnungen. Die Voraussetzungen für die Umsetzung unterschiedlicher Bedürfnisse und Handlungsorientierungen in Form von Umzugsmustern sind in Berlin damit eher gegeben als auf den vergleichsweise knappen Wohnungsmärkten westdeutscher Großstädte. Dies drückt sich in hohen Mobilitätsraten aus, die einen erheblichen sozial-räumlichen Umsortierungsprozess der Bevölkerung in den 1990er Jahren bewirkten. Gleichzeitig veränderte sich in dieser Zeit die soziale Situation für weite Teile der Bevölkerung durch Deindustrialisierung und eine in den 1990ern rasch ansteigende Arbeitslosigkeit zum Schlechteren: Wachsende soziale Unterschiede zwischen den Bevölkerungsgruppen führten angesichts neuer Wohnungsangebote zu einer deutlichen sozial-räumlichen Polarisierung innerhalb der Stadt, die sich in unterschiedlichen Entwicklungsdynamiken der städtischen Teilräume manifestiert. Anders als in den sozial-räumlichen Ungleichheitsszenarien der Lebensstilforschung prägen sehr große und nicht "feine" Unterschiede das Bild.

#### *place utility und Handlungslogiken*

Die empirische Untersuchung der lebensstilspezifischen Differenzierung des Wohnmobilitätshandelns erfolgte anhand quantitativer und qualitativer Daten, die in zehn Berliner Untersuchungsgebieten unterschiedlichen Bautyps erhoben wurden.

In Anlehnung an den systematischen Lebensstilansatz von Otte (2004) wurde das Merkmal Lebensstil über die altersspezifische Dimensionen Modernität/biographische Perspektive und die vertikale Dimension des Ausstattungsniveaus operationalisiert und mit entsprechenden Lebensstil-Items in eine systematische Klassifizierung von Lebensstilen überführt, die zur statistischen Differenzierung des Wohnmobilitätshandelns eingesetzt wurden. Die beiden identifizierten Hauptdimensionen dienten auch als Orientierung für die qualitative Analyse. Hier stand die Rekonstruktion des sozialen Sinns der

unterschiedlichen Wohnmobilitätshandlungen und mithin der Lebensstilklassifikation selbst im Vordergrund. Der Ausdruck des Lebensstils im Wohnmobilitätshandeln wurde anhand sozial unterschiedlicher Gewichtungen und Konkretisierungen von *place utility* und ihres Ausdrucks in Handlungslogiken der Wohnmobilität entlang dieser beiden Differenzierungen untersucht. Durch die Übersetzung der *place-utility*-Definitionen in Handlungslogiken und die gruppenspezifische Aggregation individueller Handlungslogiken sollten identifizierbare Anordnungen von Lebensstiltypen in der Stadt und Entwicklungsdynamiken erklärt werden.

Die lebensstilspezifische Differenzierung wurde durch verschiedene qualitative und quantitativ-standardisierte Ansätze untersucht, die in Abb. 6.1 schematisch dargestellt sind: Differenzierungen von *place utility* zeigen sich anhand lebensstilspezifischer Präferenzen für Wohnformen, Lagen und Quartierstypen, die unterschiedliche Wissensordnungen und Semantiken zum Ausdruck bringen. Die Hauptdifferenzierung ist von der biographischen Perspektive des Lebensstils geprägt: Biographische Offenheit drückt sich in Präferenzen für innerstädtische Viertel, der Erwartung von Stimulanz durch das Wohnviertel und der Ablehnung starker normativer Regulierung durch das lokale soziale Umfeld aus; biographische Schließung hingegen steht mit dem Bedürfnis nach Ruhe und Abschottung in Zusammenhang, dessen Erfüllung am ehesten von der Wohnform Eigenheim und am Stadtrand gelegenen Wohngebieten erwartet wird. Das Ausstattungsniveau drückt sich in unterschiedlich komplexen Anforderungen an die Wohnung aus, wie anhand von Wohnstilen gezeigt wurde. Außerdem ist eine hierarchische Beziehung zwischen Wohnformen nach dieser Dimension des Lebensstils zu erkennen, wie sich insbesondere am Beispiel des Einfamilienhauses und der ihr untergeordneten Neubauwohnung zeigen lässt, die beide eine ähnliche biographische Perspektive ausdrücken.

Differenzierungen nach Modernität, die vor allem als Ausdruck einer Kohortenzugehörigkeit zu lesen sind, lassen sich aus (wohn-)biographischen Rückblicken rekonstruieren: Sie zeigen sich etwa in Form typischer Umzugsmuster aus der Innenstadt in die Großwohnsiedlungen der 1970er und 1980er Jahre, mit der viele Bewohner ihre wohnungsbezogenen Wohnpräferenzen umsetzen konnten. Diese Erfahrung ist für Teile einer Alterskohorte, insbesondere in Ostberlin prägend und führt zu kohortenspezifischen Pfadabhängigkeiten der Wohnbiographie. Eine aktuellere kohortenspezifische Lebensstilentwicklung ist etwa durch den Trend zu erwarten, dass der Zusammenhang zwischen Familiengründung und Suburbanisierung schwächer wird als er in den 1970er bis 1990er Jahren war und mehr Haushalte bei Familiengründung in der Innenstadt verbleiben. Beide Beispiele verdeutlichen den gegenüber der biographischen Perspektive nachgeordneten, aber nicht unbedeutenden Einfluss kohortenspezifischer Situationslogiken und Präferenzen für den Lebensstil.

Die lebensstilspezifische Differenzierung der *Handlungslogiken* der Wohnmobilität fällt weniger deutlich aus als die Differenzierung von *place-utility*-Definitionen. Handlungslogiken sind in ihrem Ausdruck von *place utility* von den Ressourcen, dem sozialen Netzwerk und den Pfadabhängigkeiten der Wohnbiographie beeinflusst, die auf die konkrete Handlungssituation einwirken. Diese Faktoren bringen zwar auch Aspekte des Lebensstils zum Ausdruck, sie tun dies jedoch nur in mittelbarer Form. Im Ergebnis weisen aber auch die Handlungslogiken, insbesondere in Form von Umzugsgründen, lebensstilspezifische Differenzierungen aus, die den Definitionen von *place utility* entsprechen:

etwa in Form einer typischerweise mit zunehmender biographischer Schließung abnehmenden Gewichtung des Wohnviertels gegenüber der Wohnung bei den Umzugsgründen. Diese sind weniger klar nach der biographischen Perspektive konturiert und stärker durch die vertikale Komponente des Lebensstils bestimmt, wie sich in Form unterschiedlich komplexer Handlungslogiken der Wohnmobilität zeigt.

Die anhand der quantitativen Daten untersuchte Wohnstandortverteilung der Lebensstiltypen über die Untersuchungsgebiete kann in signifikanter Weise auf lebensstilspezifische Präferenzen und Handlungslogiken zurückgeführt werden. Das Hauptmuster dieser Differenzierung ist darin zu sehen, dass die biographisch offenen Typen in den Innenstadtgebieten, biographisch geschlossene Typen in den äußeren Gebieten deutlich überwiegen. Die zweite Differenzierungslinie, das Ausstattungsniveau des Lebensstils, manifestiert sich weniger deutlich als erwartet, was aber vor allem als Effekt der Operationalisierung der Lebensstiltypen anzusehen ist, der mit besser geeigneten Items für die Dimension des Ausstattungsniveaus nicht eingetreten wäre.

Die Ungleichverteilung nach Lebensstilen zeigt sich auch anhand von Segregationsindizes der Lebensstiltypen auf Ebene der fünf Gebietstypen. Die residenzielle Segregation nach alternativen, insbesondere demographischen Merkmalen ist aber zum Teil noch größer.

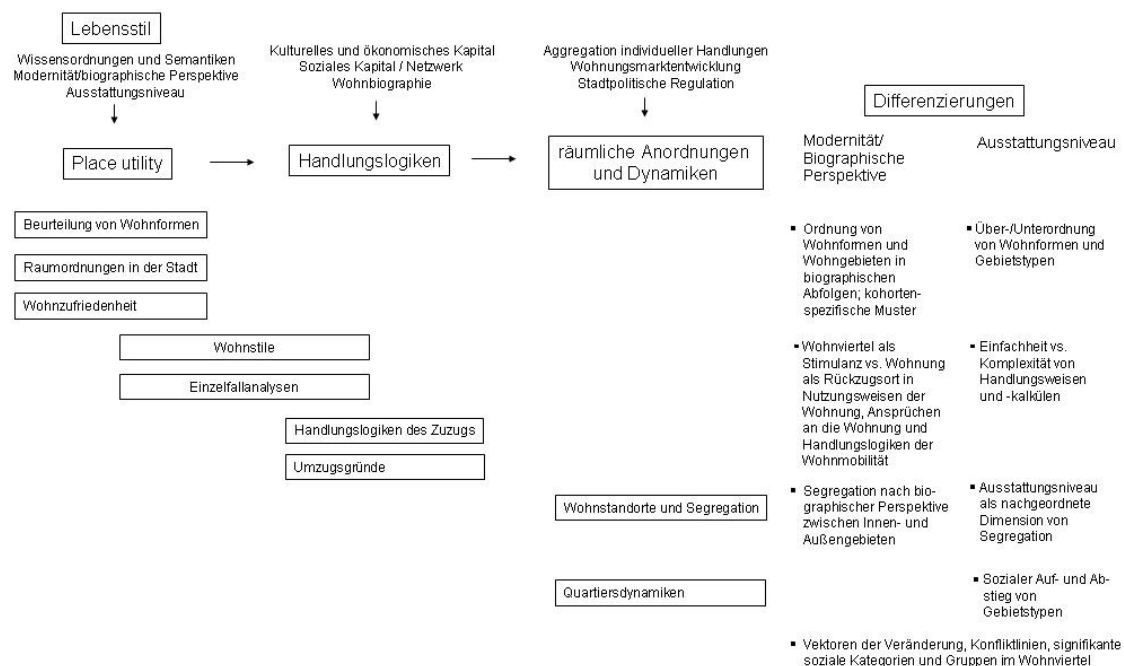


Abb. 6.1: Einordnung der einzelnen empirischen Analysen und ihrer Hauptergebnisse in das Handlungsmodell

Die identifizierten lebensstilspezifischen Differenzierungen der Handlungsorientierungen und Handlungsweisen erweisen sich weniger als Stilisierungen oder Spiele mit der Differenz, denn als fundamental gegensätzliche Nutzendefinitionen, die aus unterschiedlichen Wirklichkeitsmodellen ihren sozialen Sinn beziehen. Auch wenn die Befragten ihre subjektiven Ordnungen von Wohngebieten und Wohnungstypen häufig als selbstverständlich ansehen, stellen diese jeweils nur Wissensordnungen von begrenzter sozialer

Reichweite dar. Nur in wenigen Fällen erreichen sie, auch durch ihre Verstärkung in Diskursen und stadtpolitischen Problemdefinitionen, in großen Teilen der Gesellschaft Anerkennung – genannt sei vor allem die Abwertung östlicher Großwohnsiedlungsgebiete, die eine sehr weitreichende Raumordnung darstellt.

Neben den skizzierten typischen lebensstilspezifischen Differenzierungen sind gebiets-spezifische Eigenlogiken erkennbar, die den identifizierten Zusammenhängen zum Teil widersprechen. Sie manifestieren sich in besonderen Ausstattungsmerkmalen, die allesamt über den in dieser Arbeit gewählten Zugang hinaus ihren Ausdruck in der Beurteilung der Wohnstandorte finden. Lokale Besonderheiten in Form enger lokaler soziale Beziehungen oder einer besonderen Dichte sozialer Probleme sind allerdings nicht unabhängig von der Dimension Lebensstil zu sehen. Dieses Ergebnis aus der qualitativen Analyse verweist darauf, die Gebiete nicht unabhängig von ihrem Entstehungskontext und ihrer Entwicklungsdynamik als abstrakte Typen eines Baualters oder einer Lage zu betrachten.

### *Lebensstile und Quartiersdynamiken*

Sowohl mit den quantitativen als auch mit den qualitativen Zugängen war es möglich, über die bloße Verteilung hinaus auch den lebensstilspezifischen Gehalt sozial-räumlicher Dynamiken zu betrachten: In der systematischen standardisierten Konstruktion des Raums der Lebensstile ließen sich Unterschiede nach dem Zeitpunkt des Zuzugs der Bewohner erkennen, die die Veränderungsdynamik des Lebensstils aufzeigt. Anhand der qualitativen Analysen konnte die Artikulation dieser Dynamik in Form der beteiligten sozialen Gruppen, der Konfliktlinien und der sich wandelnden Ausstattungen und Nutzungsweisen des Quartiers identifiziert werden. Im Zeilenbaugebiet am Plänterwald wurde so die Veränderungsdynamik durch die allmähliche Ablösung der Erstbeziehergeneration rekonstruiert. Im innerstädtischen Altbaugebiet Winsstraße zeigte sich, wie sich in der Aufwertungsdynamik neue Bewohnergruppen etabliert haben, die den öffentlichen Raum und die Infrastruktur prägen.

Anhand des Untersuchungsgebiets Raoul Wallenberg Straße in Marzahn und der Kleinsiedlung in Biesdorf wurde deutlich, wie ein sich verändernder gesellschaftlicher Kontext Wohnformen entgegen der ursprünglichen Kalküle der Bewohner neu im Raum gesellschaftlicher Differenzierungen platziert und mithin Rückwirkungen auf die Bewertung der Wohnformen durch ihre Bewohner hat: So entsteht aus dem Standort für die Traumwohnung in Marzahn angesichts von Suburbanisierung und der Stigmatisierung der "Platte" eine neue Situation, die sich durch eine neue soziale Zusammensetzung der Bevölkerung manifestiert und stigmatisierende Diskurse hervorbringt, zu denen sich die Bewohner positionieren müssen. In Biesdorf verändert sich die Situation in umgekehrter Richtung, da das Eigenheim in der Kleinsiedlung durch die Systemtransformation eine Aufwertung erfährt. Die Wohnformen werden mit neuen Bedeutungen versehen und verändern die *place-utility*-Definitionen und Handlungslogiken der Bewohner. Die Veränderungsdynamiken zeigen, dass Wohnen keine bloße Geschmacksfrage ist, sondern auch Rangordnungen ausdrückt.

### *Bewertung des methodischen Zugangs*

Sowohl die Konstruktion des Raums der Lebensstile durch quantitative Daten als auch die qualitativen Analysen bestätigen den hier gewählten Zugang zum Lebensstil, der die vertikale Dimension der Ungleichheit und die unterschiedlichen Ressourcen zur Ausgestaltung des Lebensstils systematisch berücksichtigt. Auch die altersspezifische Differenzierung der Manifestation des Lebensstils im Feld der Wohnmobilität zeigt sich deutlich. Beide Strukturierungsdimensionen haben einen wesentlichen Einfluss auf die Wohnmobilität und die ihr zugrunde liegenden lebensstilspezifischen Wissensordnungen.

Im Unterschied zu den bisher in der Lebensstilforschung und im stadtgeographischen Zugang zu Lebensstilen dominierenden Verfahren, besitzt der gewählte quantitativ-standardisierte Zugang zu Lebensstilen nach Otte (2004) den Vorzug, die wesentlichen Differenzierungslinien des Lebensstils systematisch für die Typisierung heranzuziehen und Klassifizierungen zu erzeugen, die zwar nicht identifizierbare und ihrer selbst bewusste Gruppen darstellen, aber einen sozialen Sinns in Form von Semantiken und Wirklichkeitsmodellen in deutlicher Form zum Ausdruck bringen. Der Ansatz stellt eine einfache, transparente und reproduzierbare Methode der Typisierung dar, die raumzeitliche Vergleiche erlaubt und mit relativ geringem Erhebungsaufwand durchführbar ist. Die bisher dominierende Methode zur Typisierung von Lebensstilen erscheint angesichts der in dieser Arbeit erprobten Alternative aus den erwähnten theoretisch-konzeptionellen Gründen und in Anbetracht der Kosten-Nutzen-Relation als Sackgasse.<sup>80</sup>

Selbst unter Verwendung eines angemessen strukturierten Lebensstilansatzes ist die Kartierung der Anteile von Lebensstiltypen in der Stadt kein besonders sinnvolles Einsatzgebiet für die Lebensstilforschung, jedenfalls keines, das quantitative sozial-räumliche Analysen mit traditionellen Ungleichheitsmerkmalen ersetzen könnte. Lebensstil-Mappings können kaum für sich stehen, sondern bedürfen einer Klärung der Gründe, die hinter den Verteilungen stehen. Partielle Entkopplungsmechanismen sozialer Beziehungen vom Raum und die Differenzierung von Lebensweisen und -stilen machen es umso notwendiger, nach den genauen Ursachen einer Verteilung zu fragen. Angesichts des betriebenen Aufwandes stellt sich umso mehr die Frage nach dem Sinn einer Kartierung von Lebensstiltypen über die Stadt, die zwar einen gewissen heuristischen Wert aufweist, darüber hinaus aber nur wenig konkretes über den Raumbezug von Lebensstilen aussagt.

In dieser Arbeit spielte die statistische Überprüfung des Erklärungsbeitrages von Lebensstilen für räumliche Ungleichverteilung im Vergleich zu anderen Merkmalen sozialer Ungleichheit nur am Rande eine Rolle. Angesichts der bisherigen Rezeption des Lebensstilbegriffs in der Geographie erschien es vor allem notwendig zu klären, ob und wie man auf Basis des Merkmals Lebensstil überhaupt sinnvolle Klassifizierungen erzeugen kann, die sich für räumliche Fragen eignen. Die Untersuchung der residenziellen Segre-

<sup>80</sup> Eine weitere mögliche Alternative, die sich weniger durch einen systematischen Zugang als durch die leichte Verfügbarkeit raumbezogener Lebensstildaten auszeichnet, stellt die Ergänzung der Sinus-Milieus mit Adressdaten dar, die seit einigen Jahren unter dem Namen Mosaic, unter anderem in der Wohnungswirtschaft erprobt wird (vgl. Microm 2001). Diese aus verschiedenen kommerziellen Datenquellen generierte Lebensstiltypologie könnte eine Option zur Typisierung von Lebensstilen darstellen, wenn Primärerhebungen aus Kostengründen nicht möglich sind. Inwieweit diese Daten auch für wissenschaftliche Zwecke verwertbar sind, kann aber hier nicht geklärt werden. Es sei lediglich darauf verwiesen, dass das Verfahren zur Konstruktion der Sinus-Typen nicht veröffentlicht wird (Otte 2004: 358).



gation zeigte, dass die Segregation nach anderen vertikalen und horizontalen Merkmalen sozialer Ungleichheit ähnlich hoch ist. Ottos Untersuchungen (2004: 255ff) bestätigen eine geringe statistische Erklärungskraft des Merkmals Lebensstil für die residenzielle Segregation und eine höhere für die Frequentierung von Szenen.

Die Ergänzung eines standardisierten Ansatzes mit qualitativen Analysen erlaubte es, die hinter lebensstilspezifischen Unterscheidungen stehenden gegensätzlichen Semantiken und Weltbilder zu rekonstruieren, das Feld der Differenzierung abzustecken und den sozialen Sinn hinter den Lebensstilklassifizierungen erkennbar zu machen. Ein möglicher Weg für zukünftige Analysen könnte darin bestehen, den umgekehrten Weg zu gehen und die Kategorien einer standardisierten Erhebung zur Differenzierung von Wohnmobilitätshandlungen aus einer vorgeschalteten qualitativ-rekonstruktiven Erhebung zu gewinnen. So könnten zunächst sozial signifikante Kategorien und Polaritäten ermittelt werden, deren Bedeutung dann durch das standardisierte Instrument besser quantitativ abzusichern wäre, als dies hier möglich war.

Eine weitere sinnvolle Einsatzmöglichkeit des hier verwendeten Lebensstilansatzes ist die Untersuchung des lebensstilspezifischen Gehalts kognitiver Ungleichheitssemantiken in sozial-räumlichen Zusammenhängen, beispielsweise für eine Quartiersbevölkerung. Wie in einigen Profilen aus den Einzelfallanalysen deutlich wurde, greifen die Befragten bei der Beschreibung der Bewohnerschaft auf sehr unterschiedliche Semantiken zurück, die im Innenstadtgebiet Beusselstraße überwiegend vertikal ("heruntergekommen", "prollig" etc.) und zum Teil ethnisch konnotiert waren, im Zeilenbaugebiet am Plänterwald eher altersmäßige Differenzierungen aufnahmen und in Marienfelde um Begriffe wie Bürgerlichkeit oder Kleinbürgerlichkeit kreisten. Im Innenstadtgebiet Winsstraße zeigte sich am stärksten eine lebensstilspezifische Semantik, etwa in den Beschreibungen der jungen, zielstrebigen und gut gekleideten Neubewohner im Gebiet aus der Sicht einer Befragten. Für die Gesamtheit der betrachteten Gebiete erwiesen sich Lebensstile als eines unter vielen Merkmalen, die zur Klassifizierung des Fremden und des Eigenen herangezogen werden und die je nach Gebiet in sehr unterschiedlichem Maße relevant sind. Eine von mir durchgeführte ausführlichere Untersuchung der sozialen Ungleichheitssemantiken aus Quartiersbeschreibungen der quantitativen Erhebung wurde in dieser Arbeit nicht dargestellt. Sie soll aber zumindest als möglicher Weg zur Überprüfung des Sinngehaltes von Lebensstilklassifizierungen erwähnt werden, die in verschiedenen Kontexten sehr unterschiedliche Repräsentationen von Ungleichheit zu Tage fördert.

Ein Zugang zu Wohnmobilität und sozial-räumlichen Dynamiken über Lebensstile eignet sich, je nach Fragestellung und Ansatz, in sehr unterschiedlichem Maße. Grundsätzlich erscheint der Einsatz umso besser geeignet, je kleiner die gewählte Maßstabsebene ist. Die Ergänzung von quantitativen durch qualitative Instrumenten hat sich als besonders ertragreich für einen Untersuchungsgegenstand erwiesen, der durch eine Ausdifferenzierung von Normen und Handlungsweisen geprägt ist.

#### *Quartiersdynamiken und soziale Kategorisierungen*

Stärker als Betrachtungen der gesamten Stadt erscheint die Maßstabsebene des Quartiers als geeignet, soziale Dynamiken und Kategorisierungen mit Lebensstilen zu untersuchen. Lebensstile eignen sich aufgrund ihres Anspruchs der Alltagsnähe und Sichtbarkeit besonders für die Untersuchung von Quartieren in demographischen und sozialen

Umbruchssituationen, die jeweils mit Neudefinitionen, Konflikten und Umnutzungen einhergehen. Dies gilt auch für Quartiersdynamiken jenseits von Gentrification.

Ohne das Soziale auf den lokalen Raum zu reduzieren und von einem lokal begrenzten Milieu-Ganzen auszugehen, ist das Wohnviertel für viele Menschen ein Knotenpunkt des Alltagslebens und ein wichtiges Setting für soziale Interaktion. Ein Desiderat für die Quartiersforschung wäre es, hier die in dieser Arbeit aufgedeckten Widersprüche zwischen den Forschungen zu problembehafteten Quartieren und den Entkopplungsszenarien anderer sozialwissenschaftlicher Teildisziplinen aufzulösen.

Eine um Lebensstile bereicherte Quartiersforschung könnte verschiedene Bewohnergruppen im Raum der Lebensstile verorten und die wesentliche semantische Dimension dieser Ungleichheitskategorien herausarbeiten, die unterschiedliche Manifestation von Lebensstilgruppen im öffentlichen Raum und die Prägungen der Infrastruktur, etwa Geschäfte und Lokale erfassen sowie die stadtpolitischen Instrumente, die auf unterschiedliche Zielgruppen zielen oder die von diesen in unterschiedlichem Maße wahrgenommen werden, identifizieren. Schließlich könnte das Merkmal Lebensstil in der Charakterisierung von Veränderungsdynamiken, etwa in Bezug auf die zuziehenden Bevölkerungsgruppen, Konfliktlinien und Konfliktthemen Verwendung finden. Die klassische, mit qualitativen Methoden durchgeführte Beschreibung eines Quartiers in Berlin-Schöneberg von Berking und Neckel (1990) stellt ein gutes Beispiel für einen solchen Ansatz dar.

#### *Szenen- und Milieu-Studien*

Eine zweite sinnvolle Anwendung der Ungleichheitskategorie Lebensstil im sozialgeographischen Kontext läge darin, die Bedeutung von Lebensstilen für die Herstellung sozial-räumlichen Settings jenseits des Wohnviertels zu betrachten. Hierfür eignen sich der in dieser Arbeit angesprochene Untersuchungsgegenstand der Szenen-Orte (vgl. 3.4.1) und die modernisierte Form der Milieuforschung, die das Milieu als potenziell nicht finalisierbar betrachtet (vgl. 3.4.2). Diese beiden miteinander verwandten sozial-räumlichen Formationen versprechen, eine große Signifikanz für soziale Interaktion und die Konstitution von Ungleichheitssemantiken zu besitzen. Das Ungleichheitsmerkmal Lebensstil kann hier Erkenntnisse in Bezug auf die in unterschiedlichen Szenen organisierten und präsenten Bevölkerungsgruppen und die hierfür signifikanten Orte auf unterschiedlichen Maßstabsebenen liefern. Interessieren würden auch die Verbindungen, die Szenen und Milieus zu Teilräumen der Stadt eingehen, indem sie lokale soziale Dynamiken auslösen oder beschleunigen, die sich in Lebensstilen manifestieren. Die Arbeiten von Schulze (1993) und Otte (2004) stellen geeignete Ausgangspunkte für diese Forschungsfragen dar.

Die Ergebnisse dieser Arbeit sollen schließlich auch in dem Sinne verstanden werden, dass der in Teilen der Geographie und der Soziologie angestimmte Abgesang auf vertikale Ungleichheitsordnungen verfrüht war. Weder drücken Lebensstile in dem Maße persönliche Freiheitsgrade aus, wie dies zum Teil vermutet wurde, noch zeigt sich eine neue soziale Einfachstruktur jenseits von Klassen und Schichten. Anstatt Lebensstile als quasi universelles Mittel zur Erneuerung von Analysen sozialer und sozialräumlicher Ungleichheit anzusehen, sollte genauer überprüft werden, für welche Fragen sich dieses

Ungleichheitsmerkmal eignet und wie es, auch unter Berücksichtigung seiner Strukturiertheit, zu operationalisieren ist. Dies wäre auch im Sinne einer kritischen Wissenschaft, deren Aufgabe es ist, unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten und Lebenschancen zu thematisieren, anstatt diese zu verschleiern.



## Literaturverzeichnis

- Abgeordnetenhaus Berlin (2004): Wohnungsverkauf durch städtische Wohnungsbaugesellschaften 2001 bis 2003. Kleine Anfrage des Abgeordneten Dr. Michail Nelken (PDS) vom 4.5.2004. Drucksache des Abgeordnetenhauses von Berlin 15/11543.
- Albrow, M. (1997): Travelling Beyond Local Cultures. Socioscapes in a Global City. In: Eade, J. (Hg.): Living the Global City. Globalisation as a Local Process, London, New York: Routledge, 37-55.
- Alisch, M.; zum Felde, W. (1990): "Das gute Wohngefühl ist weg!" Wahrnehmungen, Bewertungen und Reaktionen von Bewohnern im Vorfeld der Verdrängung. In: Blasius, J.; Dangschat, J.S. (Hg.): Gentrification: die Aufwertung innenstadtnaher Wohngebiete, Frankfurt/Main: Campus, 277-300.
- Andersson, B. (1991): Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, New York: Verso.
- Antweiler, C. (2001): Urbane Rationalität. Eine stadthethnologische Studie zu Ujung Pandang (Makassar), Indonesien, Köln: Reimer.
- Appadurai, A. (1990): Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy. In: Theory, Culture & Society 7, 295-310.
- argus: arbeitsgruppe gemeinwesenarbeit und stadtteilplanung GmbH (2000): Wohnmobilität in Sanierungsgebieten. Wegzugsmotive von Haushalten aus Sanierungsgebieten in Berlin-Prenzlauer Berg 1994 bis 1999, Berlin.
- Bähr, J. (1997): Bevölkerungsgeographie. Verteilung und Dynamik der Bevölkerung in globaler, nationaler und regionaler Sicht, Stuttgart: Ulmer.
- Bathke, G.-W.; Schreiber, J.; Sommer, D. (2000): Soziale Herkunft deutscher Studienanfänger. Entwicklungstrends der 90er Jahre. HIS-Kurzinformation A9/2000.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/Main.
- Beck, U. (1994): Reflexive Modernisierung. In: Noller, P.; Prigge, W.; Ronneberger, K. (Hg.): Stadt-Welt, Frankfurt: Campus, 24-31.
- Beck, U. (2006): Generation des Weniger. Interview von Julia Bonstein. Der Spiegel, 31/2006, 50.
- Becker, H. (1998): Tricks of the Trade, Chicago: University of Chicago Press.
- Belina, B. (i.E.): Geographische Ideologieproduktion - Kritik der Geographie. In: ACME: An International E-Journal for Critical Geographies. <http://www.acme-journal.org/index.html>.
- Berger, P.A. (2005): Deutsche Ungleichheiten - eine Skizze. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 28-29, 7-16.
- Berger, P.A.; Hradil, S. (Hg.) (1990): Lebenslagen - Lebensläufe - Lebensstile, Göttingen.
- Berking, H.; Neckel, S. (1990): Die Politik der Lebensstile in einem Berliner Bezirk. In: Berger, P.A.; Hradil, S. (Hg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile (Soziale Welt, Sonderband 7), Göttingen, 481-500.
- Bernien, S. (2005): Urbanes Leben. Warum bevorzugen Akademikerinnen mit Kindern den innerstädtischen Berliner Ortsteil Prenzlauer Berg als Lebensort und hat diese Standortentscheidung Konsequenzen für ihr Reproduktionsverhalten? Diplomarbeit am Institut für Sozialwissenschaften, Humboldt-Universität zu Berlin.
- Berning, M.; Braum, M.; et al. (2003): Berliner Wohnquartiere. Ein Führer durch 70 Siedlungen, Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Bernt, M. (1998): Stadterneuerung unter Aufwertungsdruck, Sinzheim: Pro Universitate Verlag.
- Bernt, M. (2003): Rübergeklappt. Die "Behutsame Stadterneuerung" im Berlin der 1990er Jahre, Berlin: Schelzky & Jeep.
- Best, U.; Gebhardt, D. (2001a): Stigmastadtpläne Berlins. In: Reuber, P.; Wolkersdorfer, G. (Hg.): Politische Geographie, Heidelberg, 217-227.
- Best, U.; Gebhardt, D. (2001b): Ghetto-Diskurse. Geographie der Stigmatisierung in Marseille und Berlin. Praxis Kultur- und Sozialgeographie 24, Postdam.

- Beyer, W.; Bluth, F.; Bauer, U. (2004): Demographische Entwicklung in der Metropolregion Berlin-Brandenburg. In: Standort 28, 2, 52-55.
- Blasius, J.; Dangschat, J.S. (Hg.) (1990): Gentrification: die Aufwertung innenstadtnaher Wohngebiete, Frankfurt/Main: Campus.
- Blasius, J.; Dangschat, J.S. (Hg.) (1994): Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden, Opladen: Leske + Budrich.
- Böhnke, P. (2005): Teilhabechancen und Ausgrenzungsrisiken in Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 37, 31-36.
- Bourdieu, P. (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, M. (Hg.): Stadt-Räume, Frankfurt/Main, 26-34.
- Brown, L.; Moore, E. (1970): The Intra-Urban Migration Process: A Perspective. In: Geografiska Annaler 52 B, 1-13.
- Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (Hg.) (2001): Lebenslagen in Deutschland. Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung, Bonn.
- Bürkner, H.-J. (1999): Rezension Werlen, Benno: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung. In: geographische revue 1, 1, 81-86.
- Christoph, W., et al. (2005): Wohnen nach Wunsch?! Politischer Umgang mit Wohngebieten für Reiche in Berlin. In: Bürk-Matsunami, Thomas et al. (Hg.): Sozialgeographien des Reichtums in Berlin. Ergebnisse eines Projektseminars, Berlin, 23-37.
- Dangschat, J. (1996a): Raum als Dimension sozialer Ungleichheit und Ort als Bühne der Lebensstilisierung? Zum Raumbezug sozialer Ungleichheit und von Lebensstilen. In: Schwenk, O.G. (Hg.): Lebensstil zwischen Sozialstruktur und Kulturwissenschaft, Opladen: Leske + Budrich, 99-135.
- Dangschat, J. (1996b): Zur Armutsentwicklung in deutschen Städten: Forschungs- und Sitzungsbericht der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Hannover, 51 - 76.
- Diekmann, A. (1999): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen, Reinbek bei Hamburg: rowohlt.
- Duncan, O.D.; Duncan, B. (1955): A Methodological Analysis of Segregation Indexes. In: American Sociological Review 20, 210-217.
- Dürschmidt, J. (2000): Everyday lives in the global city: the delinking of locale and milieu, London, New York: Routledge.
- empirica (2002): Wohnungsmarkt Berlin – Hoffungsloser Fall oder Markt voller Chancen? Im Auftrag der LBS Norddeutsche Landesbausparkasse Berlin – Hannover, Hannover
- empirica (2003): Evaluation des Berliner Quartiersmanagements in seiner Pilotphase 1999-2002.
- empirica (2005): Wohnungsmarkt Berlin. Bauformen und Standorte für neue Erwerbertypen. Studie im Auftrag der LBS Norddeutsche Landesbausparkasse Berlin - Hannover, Berlin.
- Enke, R. (2003): TAC 5431. Wie Berlin zur Gropiusstadt kam. In: Kolland, D. (Hg.): Der lange Weg zur Stadt. Die Gropiusstadt im Umbruch, Berlin: Karin Kramer Verlag, 7-23.
- Esser, H. (1991): Die Rationalität des Alltagshandelns. In: Zeitschrift für Soziologie 20, 6, 430-445.
- Esser, H. (1993): Soziologie. Allgemeine Grundlagen, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Fabarius, H.-W. (2001): Marienfelde. Vom Dorf zum Stadtteil Berlins. Berlin: Gemeindekirchenrat der Ev. Kirchengemeinde Marienfelde.
- Farwick, A. (2001): Segregierte Armut in der Stadt. Ursachen und soziale Folgen der räumlichen Konzentration von Sozialhilfeempfängern, Opladen: Leske + Budrich.
- Farwick, A. (2003): Segregierte Armut und soziale Benachteiligung. Zum Einfluss von Wohnquartieren auf die Dauer von Armutslagen. In: Informationen zur Raumentwicklung, 3/4, 175-185.

- Flick, U.; Kardorff, E.v.; Steinke, I. (2003): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Flick, U.; Kardorff, E.v.; Steinke, I. (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg: rowohlt.
- Frick, J. (1996): Lebenslagen im Wandel. Determinanten kleinräumlicher Mobilität in Westdeutschland, Frankfurt/Main; New York: Campus.
- Friedrichs, J. (2000): Gentrification. In: Häußermann, H. (Hg.): Großstadt. Soziologische Stichworte, Opladen: Leske + Budrich, 57-66.
- Friedrichs, J.; Blasius, J. (2000): Leben in benachteiligten Wohngebieten, Opladen: Leske + Budrich.
- Garhammer, M. (2000): Das Leben: eine Stilfrage - Lebensstilforschung hundert Jahre nach Simmels "Stil des Lebens". In: Soziologische Revue 23, 3, 296-312.
- Gebhardt, D.; Joos, M.; Martin, N. (2005): Living the Compact City? Planning Paradigm and Real-Life Mobility. In: Die Erde 136, 3, 267-290.
- Geißler, R. (1996): Kein Abschied von Klasse und Schicht. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 319-338.
- Geißler, R. (2002): Die Sozialstruktur Deutschlands, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Georg, W. (1998): Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie, Opladen: Leske + Budrich.
- gesoplan; stadtgestalten (2004): Milieustudie. Zur sozialen Lage im Gebiet Kreuzberg-Chamissoplatz nach der Entlassung aus der Sanierung, Berlin.
- Geyer, M. (1999): Die Gropiusstadt. Wohnzufriedenheit und Umzugsabsichten in einer Großsiedlung. Unveröffentlichte Diplomarbeit am Geographischen Institut der Freien Universität Berlin.
- Giddens, A. (1997): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt/ Main: Campus.
- Gluchowski, P. (1987): Lebensstile und Wandel der Wählerschaft in der Bundesrepublik Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 12, 18-32.
- Golledge, R.G.; Stimson, R.J. (1997): Spatial Behavior: A Geographic Perspective, New York: The Guilford Press.
- Götz, K., et al. (Hg.) (1998): Mobilitätsstile: ein sozial-ökologischer Untersuchungsansatz, Frankfurt/Main.
- Grathoff, R. (1989): Milieu und Lebenswelt, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Guest, A.M. (1997): Robert Park and the natural area: A sentimental review. In: Plummer, K. (Hg.): The Chicago School. Critical assessments, Band 3, London, New York: Routledge, 5-27.
- Hahn, A. (2000): Vom Umgang mit der 'Wirklichkeit' des Städtischen. In: Mackensen, R. (Hg.): Handlung und Umwelt, Opladen: Leske + Budrich, 25-40.
- Hahn, G.M. (1999): Sozialstruktur und Armut in der nach-fordistischen Gesellschaft. In: Dangschat, J. (Hg.): Modernisierte Stadt - gespaltene Gesellschaft: Ursachen von Armut und sozialer Ausgrenzung, Opladen: Leske + Budrich, 179-212.
- Hartmann, P.H. (1999): Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung, Opladen: Leske + Budrich.
- Hauer, D. (2004): Normale Arbeit anno 2004. Der Trend zu Prekarisierung und Niedriglohn. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, 12, 1475-1483.
- Häußermann, H. (2003): Armut in der Großstadt. Die Stadtstruktur verstärkt soziale Ungleichheit. In: Informationen zur Raumentwicklung, 3/4, 147-159.
- Häußermann, H. (2004): Die Ziele des Programms 'Soziale Stadt'. [http://www.gruene.landtag.nrw.de/aktuell/publikationen/broschueren/pdf/0411-Soziale\\_Stadt.pdf](http://www.gruene.landtag.nrw.de/aktuell/publikationen/broschueren/pdf/0411-Soziale_Stadt.pdf).
- Häußermann, H.; Colomb, C. (2003): The New Berlin: Making the City of Dreams. In: Hoffman, L.M.; Fainstein, S., S.; Judd, D.R. (Hg.): Cities and Visitors. Regulating People, Markets, and City Space, Oxford: Blackwell, 200-218.
- Häußermann, H.; Holm, A.; Zunzer, D. (2002): Stadterneuerung in der Berliner Republik, Opladen: Leske + Budrich.

- Häußermann, H.; Kapphan, A. (2000): Berlin: von der geteilten zur gespaltenen Stadt? Sozialer Wandel seit 1990, Opladen: Leske + Budrich.
- Häußermann, H.; Siebel, W. (1996): Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens, Weinheim, München: Juventa.
- Heeg, S. (2001): Unternehmen Stadt zwischen neuen Governanceformen und Sicherheitspolitik. In: SPW. Zeitschrift für Sozialistische Politik und Wirtschaft, 118, 41-43.
- Helbrecht, I. (1997): Stadt und Lebensstil. Von der Sozialraumanalyse zur Kulturräumenanalyse? In: Die Erde 128, 1, 3-16.
- Helbrecht, I.; Pohl, J. (1995): Pluralisierung der Lebensstile. Neue Herausforderungen für die sozialgeo-graphische Stadtforschung. In: Geographische Zeitschrift, 3/4, 222-237.
- Hentschel, A. (2003): Wohnungsleerstand. Ein Zahlenrätsel - und seine Auflösung. In: MieterMagazin, 10/2003, 18-23.
- Herlyn, U. (2000): Milieus. In: Häußermann, H. (Hg.): Großstadt. Soziologische Stichworte, Opladen: Leske + Budrich, 152-162.
- Hermann, M.; Leuthold, H. (2002): Die gute Adresse. Divergierende Lebensstile und Weltanschauungen als Determinanten der innerstädtischen Segregation. In: Mayr, A.; Meurer, M.; Vogt, J. (Hg.): Stadt und Region - Dynamik von Lebenswelten. Tagungsbericht zum 53. Deutschen Geographentag 2001 in Leipzig, Leipzig.
- Hilpert, M.; Steinhübl, D. (1998): Lebensstile in der Stadt, München.
- Hirschman, A.O. (1970): Exit, Voice, and Loyalty: Responses to Decline in Firms, Organizations, and States, Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Holm, A. (1999): Ausgangsbedingungen und Dimensionen städtischen Wandels - ein Spaziergang durch Berlin Prenzlauer Berg. In: Berliner Geographische Arbeiten, 89, 22-37.
- Holm, A. (2004): Die vergessene Seite der Stadterneuerung. Ordnungspolitik und Disziplinierung in Prenzlauer Berg. In: Berliner Geographische Arbeiten 98, 93-105.
- Hradil, S. (1987): Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus, Opladen: Leske + Budrich.
- Hradil, S. (1999a): Lebensstil. In: Schäfers, B. (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie, Opladen: Leske + Budrich, 206-209.
- Hradil, S. (1999b): Soziale Ungleichheit in Deutschland, Opladen: Leske + Budrich.
- IAB Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (2002): IAB Zahlenfibel 2002. Nürnberg.
- Investitionsbank Berlin (2007): IBB Wohnungsmarktbericht 2006, Berlin.
- Kalter, F. (1997): Wohnortwechsel in Deutschland - ein Beitrag zur Migrationstheorie und zu empirischen Anwendung von Rational-Choice-Modellen, Opladen: Leske + Budrich.
- Kapphan, A. (2001): Das arme Berlin. Sozialräumliche Polarisierung, Armutskonzentration und Ausgrenzung in den 1990er Jahren, Dissertation. Philosophischen Fakultät III, Humboldt-Universität zu Berlin.
- Katschnig-Fasch, E. (1999): Wohnen und Wohnkulturen im Wandel. In: Kokot, W., et al. (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung, Berlin: Dietrich Reimer Verlag, 123-137.
- Kaufmann, V.; Bergman, M.M.; Joye, D. (2004): Motility: Mobility as Capital. In: International Journal of Urban & Regional Research 28, 4, 745-756.
- Kecskes, R. (1994): Abwanderung, Widerspruch, Passivität oder: Wer zieht wann um? In: Zeitschrift für Soziologie 23, 2, 129-144.
- Keim, K.-D. (1998): Sozial-räumliche Milieus in der zweiten Moderne. In: Matthiesen, U. (Hg.): Die Räume der Milieus: neue Tendenzen in der sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung, in der Stadt- und Raumplanung. Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung. Berlin: ed. Sigma, 83-97.
- Keim, R.; Neef, R. (2000): Ausgrenzung und Milieu: Über die Lebensbewältigung von Bewohnerinnen und Bewohnern städtischer Problemgebiete. In: Harth, A.; Scheller, G.; Tessin, W. (Hg.): Stadt und soziale Ungleichheit, Opladen: Leske + Budrich, 248-273.
- Kelle, U. (2001): Sociological Explanations between Micro and Macro and the Integration of Qualitative and Quantitative Methods. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum:



- Qualitative Social Research. <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-01/1-01kelle-e.htm> 2, 1.
- Kemper, F.-J. (2002): Bevölkerungsentwicklung und Bevölkerungsstruktur in Berlin. In: *humboldt spekt-rum* 9, 2-3, 56-59.
- Kemper, F.-J. (2003): Bevölkerungsgeographische Entwicklungen seit der Wende in Berlin: Angleichun-gen von Ost- und Westberlin durch demographische Prozesse? In: *Die Erde* 134, 3, 235-255.
- Kemper, F.-J. (2005): Sozialgeographie. In: Schenk, W.; Schliephake, K. (Hg.): *Allgemeine Anthropogeographie*, Gotha, Stuttgart: Klett-Parthes Verlag, 145-211.
- Klee, A. (2001): Der Raumbezug von Lebensstilen in der Stadt. Ein Diskurs über eine schwierige Bezie-hung mit empirischen Befunden aus der Stadt Nürnberg, Passau.
- Klee, A. (2003): Lebensstile, Kultur und Raum. In: *Geographische Zeitschrift* 91, 2, 63-74.
- Kleinhans, K.; Koven, S.; Kramer, S. (2003): Gebietsprofil Elisabethkiez. In: Gebhardt, D.; Schnur, O. (Hg.): *Wohnmobilität und Lebensstile. Eine empirische Untersuchung am Beispiel zweier Wohnquartiere in Berlin-Kreuzberg (Chamissokiez) und Berlin-Mitte (Elisabethkiez)*.
- Kleining, G.; Witt, H. (2001): Discovery as Basic Methodology of Qualitative and Quantitative Research. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal]*, <http://qualitative-research.net/fqs/fqs-eng.htm> 2, 1.
- Klocke, A. (1993): *Sozialer Wandel, Sozialstruktur und Lebensstile in der Bundesrepublik Deutschland*, Frankfurt/Main: Lang.
- Klocke, A. (1994): Dimensionen, Determinanten und Handlungsrelevanz von Lebensstilen. In: Blasius, J.; Dangschat, J. (Hg.): *Lebensstile in den Städten*, Opladen: Leske + Budrich.
- Klocke, A.; Lück, D. (2001): Lebensstile in der Familie. In: *ifb-Materialien*, 3-2001, 17-23.
- Kowal, S.; O'Connell, D. (2003): Zur Transkription von Gesprächen. In: Flick, U.; von Kardorff, E.; Steinke, I. (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 437-447.
- Krätke, S. (2002): Urbanität heute: Stadtkulturen, Lebensstile und Lifestyle-Produzenten im Kontext der Globalisierung. In: Mayr, A.; Meurer, M.; Vogt, J. (Hg.): *Stadt und Region - Dynamik von Le-benswelten. Tagungsbericht zum 53. Deutschen Geographentag 2001 in Leipzig*, 224-235.
- Krätke, S.; Borst, R. (1993): Stadt der Inseln. Die sozialräumliche Ausdifferenzierung "metropolitaner" Stadtregionen. In: *SPW. Zeitschrift für Sozialistische Politik und Wirtschaft* 72, 22-31.
- Krätke, S.; Borst, R. (2000): *Berlin: Metropole zwischen Boom und Krise*, Opladen.
- Kreibich, V. (1979): Zum Zwangscharakter räumlicher Mobilität. In: Jüngst, P. et al. (Hg.): *Stadt und Gesellschaft. Sozioökonomische Aspekte von Stadtentwicklung*, Kassel.
- Krings-Heckemeier, M.-T. (2005): Wohnen in der Stadt. Das Angebot in Berlin – Bewertung und Aus-blick. Vortrag auf dem Stadtforum Berlin, 28. Oktober 2005. <http://www.empirica-institut.de/kufa/empi125mtk.pdf>.
- Langewiesche, D. (1977): Wanderungsbewegungen in der Hochindustrialisierungsperiode. Regionale, interstädtische und innerstädtische Mobilität in Deutschland 1880-1914. In: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 64, 1-40.
- Lehmann, A. (2004): Eine Stadt bricht auseinander. In: *die tageszeitung*, Berlin, 24.4.2004, o.S.
- Leuthold, H. (1998): Die gute Adresse. Innerstädtische Wohnstandortverteilung in Zürich als Produkt sozialer differenzierter Klassifikation. Diplomarbeit am Geographischen Institut der Universität Zürich., Zürich.
- Ley, D. (2004): Transnational Spaces and Everyday Lives. In: *Transactions of the Institute of British Geographers NS* 29, 151-164.
- Lindenberg, S. (1985): An Assessment of the New Political Economy: Its Potential for the Social Sciences and for Sociology in Particular. In: *Sociological Theory*, 3, 99-114.
- Lu, M. (1999): Do People Move When They Say They Will? Inconsistencies in Individual Migration Behavior. In: *Population & Environment* 20, 5, 467-488.

- Lüdtke, H. (1990): Lebensstile als Dimension handlungsproduzierter Ungleichheit. Eine Anwendung des Rational-Choice-Ansatzes. In: Berger, P.A.; Hradil, S. (Hg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile* (Soziale Welt Sonderband 7), Göttingen: Otto Schwartz & Co., 433-454.
- Lüdtke, H. (1994): Alltagstechnik im Kontext von Lebensstilen. In: Noller, P.; Prigge, W.; Ronneberger, K. (Hg.): *Stadt-Welt. Über die Globalisierung städtischer Milieus*, Frankfurt/Main, New York, 159-168.
- Lüdtke, H. (1996): Methodenprobleme der Lebensstilforschung. Probleme des Vergleichs empirischer Lebensstiltypologien und der Identifikation von Stilpionieren. In: Schwenk, O.G. (Hg.): *Lebensstile zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft*, Opladen: Leske + Budrich, 139-163.
- Manderscheid, K. (2004): Städtische Vielfalt im Quartier als milieuspezifische Vorstellung vom 'guten Wohnen'? In: *Die Alte Stadt*, 1, 38-57.
- Marpsat, M. (1999): La modélisation des "effets de quartier" aux États-Unis. In: *Population*, 2, 303-329.
- Martin, N. (2006): Einkaufen in der Stadt der kurzen Wege? Einkaufsmobilität unter dem Einfluss von Lebensstilen, Lebenslagen, Konsummotiven und Raumstrukturen, Mannheim: Meta-GIS-Infosysteme.
- Matthiesen, U. (1998): Milieus in Transformationen. Positionen und Anschlüsse. In: Matthiesen, U. (Hg.): *Die Räume der Milieus*, Berlin: edition sigma, 13-83.
- Meier Kruker, V.; Rauh, J. (2005): *Arbeitsmethoden der Humangeographie*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Meyer, T. (2001): Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung - eine kritische Bilanz. In: *Soziale Welt* 52, 255-272.
- Michailow, M. (1990): Lebensstil und soziale Klassifizierung. In: Blasius, J.; Dangschat, J. (Hg.): *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*, Opladen: Leske + Budrich.
- Miller, T. (2004): Das Geld reicht nicht mehr für alle. In: *Berliner Zeitung*, 24.4.2004, 22.
- Mruck, K.; unter Mitarbeit von Günter Mey (2000): Qualitative Sozialforschung in Deutschland. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*. [Online Journal]. <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-00/1-00mruckmey-d.htm> 1, 1.
- Müller, H.-P. (1992): *Sozialstruktur und Lebensstile*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Müller, H.-P. (1995): Lebensstile in Sozial- und Raumstruktur. Einige theoretische Anmerkungen. In: *Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung* (Hg.): *Lebensstile und Raumerleben*, Erkner, 9-20.
- Müller-Schneider, T. (1996): Wandel in der Milieulandschaft in Deutschland. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 190-206.
- Neef, R. (2002): Gespaltene Städte, Armutsentwicklungen und benachteiligte Wohngebiete. *Sammelrezension*. In: *geographische revue* 1, 73-84.
- Noller, P. (2000): Globalisierung, Raum und Gesellschaft. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 1, 21-48.
- Oberpenning, H.; Steidl, A. (2001): Einführung: Kleinräumige Wanderungen in historischer Perspektive. In: Oberpenning, H.; Steidl, A. (Hg.): *Kleinräumige Wanderungen in historischer Perspektive*, Osnabrück, 7-18.
- O'Byrne, D. (1997): Working-Class Culture: Local Community and Global Conditions. In: Eade, J. (Hg.): *Living the Global City. Globalisation as a Local Process*, London, New York: Routledge, 73-89.
- Odermatt, A. (1997): Eigentümerstrukturen des Wohnungsmarktes. Ein handlungstheoretischer Beitrag zur Erklärung der räumlich-sozialen Wohnstandortverteilung zum Fallbeispiel Schweiz.
- Oschmiansky, H.; Schmid, G. (2000): *Wandel der Erwerbsformen. Berlin und die Bundesrepublik im Vergleich*, Berlin, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.

- Otte, G. (2004): Sozialstrukturanalyse mit Lebensstilen. Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pätzold, H. (2005): Sekundäranalyse von Audiodaten. Technische Verfahren zur faktischen Anonymisierung und Verfremdung. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research. [On-line Journal]. <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-05/05-1-24-d.htm> 6, 1.
- Pinçon, M. ; Pinçon-Charlot, M. (2001): Sociologie de la bourgeoisie, Paris: La Découverte.
- Pohl, T. (2003): Lebensstile. Eine sozialgeographische Analyse in Rösrath und Köln-Nippes, Rösrath.
- Pooley, C.; Turnbull, J. (1998): Migration and Mobility in Britain from the 18th to the 20th Centuries, London: UCL Press.
- Prunty, J. (2000): Mobility among women in nineteenth-century Dublin. In: Siddle, D.J. (Hg.): Migration, mobility and modernization, Liverpool: Liverpool University Press, 131-163.
- Quartiersmanagement Mehrwoer Allee (2005): Integriertes Entwicklungskonzept Mehrower Allee 2005/06. Berlin: Weeber + Partner GmbH. <http://www.mehrower-allee.de/?type=10> (14.05.2007).
- Reckwitz, A. (2004): Die Entwicklung des Vokabulars der Handlungstheorien: Von den zweck- und normorientierten Modellen zu den Kultur- und Praxistheorien. In: Gabriel, M. (Hg.): Paradigmen akteurszentrierter Soziologie, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 303-328.
- Reichenwallner, M. (2000): Lebensstile zwischen Struktur und Entkopplung. Beziehungen zwischen Lebensweisen und sozialen Lagen, Wiesbaden: Dt. Univ.-Verl.
- Reichert, J. (2000): Zur Gültigkeit von Qualitativer Sozialforschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], <http://qualitative-research.net/fqs/fqs-d/2-00inhalt-d.htm> 1, 2.
- Rink, D. (Hg.) (2002): Lebensstile und Nachhaltigkeit. Konzepte, Befunde und Potentiale, Opladen: Leske + Budrich.
- Ronneberger, K.; Lanz, S.; Jahn, W. (1999): Die Stadt als Beute, Berlin: Dietz.
- Rössel, J. (2005): Plurale Sozialstrukturanalyse. Eine handlungstheoretische Rekonstruktion der Grundbegriffe der Sozialstrukturanalyse, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rossi, P.H. (1980): Why Families Move, Berkeley.
- Ruppert, K.; Schaffer, F. (1969): Zur Konzeption der Sozialgeographie. In: Geographische Rundschau 21, 205-214.
- Salchow, J. (2002): Wohngebäude und Wohnungen in Berlin am 31.Dezember 2000. In: Berliner Statistik, 01/2002, 12-18.
- Schacht, A. (1999): Sozial-räumliche Milieus der Armut. In: Dangschat, J. (Hg.): Modernisierte Stadt - gespaltene Gesellschaft: Ursachen von Armut und sozialer Ausgrenzung, Opladen: Leske + Budrich, 289-313.
- Schäfers, B. (1995): Die soziale Gruppe. In: Korte, H.; Schäfers, B. (Hg.): Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie, Opladen: Leske + Budrich, 79-94.
- Scheiner, J. (1998): Aktionsraumforschung auf phänomenologischer und handlungstheoretischer Grundlage. In: Geographische Zeitschrift 86, 1, 50-66.
- Schneider, N. (1997): Wohnmobilität und Wohnverhältnisse in West- und Ostdeutschland, Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB).
- Schneider, N.; Spellerberg, A. (1999): Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität, Opladen: Leske + Budrich.
- Schnur, O. (1999): Wohnungsmarktentwicklung und Wohnungspolitik in Berlin seit 1990. In: Schulz, M.; Gewand, O. (Hg.): Märkte und Strukturen im Wandel. VI. Konferenz Amsterdam-Berlin. Berliner Geographische Arbeiten 89., Berlin, 1-14.
- Schreyer, F. (2000): „Unsichere“ Beschäftigung trifft vor allem die Niedrigqualifizierten. In: IAB-Kurzbericht, 15.

- Schubert, K. (2000): Ökologische Lebensstile Versuch einer allgemeinen Typologie, Frankfurt/Main: P. Lang.
- Schulz, E. (1997): Bevölkerungsentwicklung in der Region Berlin. In: DIW-Wochenbericht, 41/97.
- Schulze, G. (1990): Die Transformation sozialer Milieus in der Bundesrepublik Deutschland. In: Berger, P.A; Hradil, S. (Hg.): Lebenslagen - Lebensläufe - Lebensstile (Soziale Welt Sonderband 7), Göttingen, 409-431.
- Schulze, G. (1993): Die Erlebnisgesellschaft, Frankfurt/Main.
- Schulze, G. (1994): Milieu und Raum. In: Noller, P.; Prigge, W.; Ronneberger, K. (Hg.): Stadt-Welt. Über die Globalisierung städtischer Milieus, Frankfurt/Main, New York, 40-53.
- Schwabe, H. (1874): Das Nomadentum in der Berliner Bevölkerung. In: Berliner Städtisches Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik 1, 29ff.
- Schwenk, O. (Hg.) (1996): Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft, Opladen: Leske + Budrich.
- Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen (1987): Stadterneuerung im Sanierungsgebiet Kreur-berg-Chamissoplatz, Berlin.
- Senatsverwaltung für Bauen Wohnen und Verkehr (1997): Eigentumsstrategie Berlin 2000, Berlin.
- Senatsverwaltung für Finanzen (2006): Haushalt und Finanzen Berlins. Ein Überblick. [http://www.berlin.de/imperia/md/content/senatsverwaltungen/finanzen/haushalt/060116\\_haushalt\\_und\\_finanzen\\_berlins\\_internet.pdf](http://www.berlin.de/imperia/md/content/senatsverwaltungen/finanzen/haushalt/060116_haushalt_und_finanzen_berlins_internet.pdf) (03.04.2006).
- SenGes 2002a: Senatsverwaltung für Gesundheit Soziales und Verbraucherschutz (2002): Armut und soziale Ungleichheit in Berlin, Berlin.
- SenGes 2002: Senatsverwaltung für Gesundheit Soziales und Verbraucherschutz (2004): Sozialstrukturat-las 2003, Berlin.
- SenStadt 2000: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (2000): Stadtentwicklungsplan (StEP) Wohnen. Wohnstandort Berlin, Berlin.
- SenStadt 2002: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (2002): Der Berliner Wohnungsmarkt. Entwicklung und Strukturen 1991 -2000, Berlin.
- SenStadt 2003: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (2003): Monitoring soziale Stadtentwicklung, Berlin.
- SenStadt 2005a: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (2005a): Der Berliner Wohnungsmarkt. Bericht 2004., Berlin.
- SenStadt 2005b: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (2005b): Die Soziale Stadt – Strategische Neu-ausrichtung des Berliner Quartiersmanagements.
- Sethmann, J. (2003): Aufhebung von Sanierungsgebieten - Ende der Behutsamkeit. In: MieterMagazin, 10/2003.
- Sethmann, J. (2004): Billige Wohnungen werden knapp. In: MieterMagazin, 1+2/2004, 36-37.
- Shevky, E.; Bell, W. (1961): Social Area Analysis. In: Theodorson, G.A. (Hg.): Studies in Human Ecology, New York, 226-235.
- Siebel, W. (2000): Urbanität. In: Häußermann, H. (Hg.): Großstadt. Soziologische Stichworte, Opladen: Leske + Budrich, 264-272.
- Sinus-Sociovision (2002): Kurzbeschreibung der Sinus-Milieus, Heidelberg: Sinus-Sociovision GmbH.
- Smith, N. (1996): The New Urban Frontier. Gentrification and the revanchist city, London, New York: Routledge.
- Smith, N. (2002): New Globalism, New Urbanism: Gentrification as Global Urban Strategy. In: Antipode, 427-450.
- Smith, N.; Williams, P. (Hg.) (1986): Gentrification of the City, Boston.
- Speare, A.J. (1974): Residential Satisfaction as an Intervening Variable in Residential Mobility. In: Demography 11, 2, 1647-1670.

- Spellerberg, A. (1993): Lebensstile im Wohlfahrtssurvey 1993. Dokumentation zum Konzept und zur Entwicklung des Fragebogens. Berlin.
- Spiegel, E. (2000): Haushaltsformen und Lebensstile im Lebensverlauf - Wohn- und Standortbedürfnisse und -präferenzen. In: Harth, A.; Scheller, G.; Tessin, W. (Hg.): Stadt und soziale Ungleichheit, Opladen: Leske + Budrich, 197-216.
- Statistisches Landesamt Berlin (1991): Volks- und Berufszählung und Gebäude-, Wohnungs- und Arbeits-stättenzählung in Berlin (West) am 25. Mai 1987; Teil II - Gebäude- und Wohnungszählung. In: Berliner Statistik, Sonderheft 432.
- Statistisches Landesamt Berlin (1995): Gebäude- und Wohnungszählung Berlin-Ost 1995. In: Berliner Statistik, Sonderheft 476.
- Stegmaier, P. (2003): Rezension zu: Thomas Eberle (2000): Lebensweltanalyse und Handlungstheorie. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewArticle/740/1602>
- Strauss, A.L. (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung, München: Wilhelm Fink Verlag.
- Strohmeier, K.; Kersting, V. (2003): Segregierte Armut in der Stadtgesellschaft. Problemstrukturen und Handlungskonzepte im Stadtteil. In: Informationen zur Raumentwicklung, 3/4, 231-246.
- Topos; Schmoll, F. (1998): Nachfragepotentiale für Eigentümer- und Mietwohnungen in Berlin. Gut-achten im Auftrag der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie, Berlin.
- Türke, G. (2005): Baumschulenweg und Plänterwald in Berlin, Berlin: Förderverein für das Heimatmuseum Treptow e.V.
- van Lessen, C. (2003): Immer auf der Suche: Berliner ziehen oft um und viele leben allein. In: Tagesspiegel, 30.10.2003, o.S.
- Vester, M., et al. (2001): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel, Frankfurt/Main.
- Vitoux, M.-C. (2003): La "population flottante" ou le nomadisme du XIXe siècle. In: Le Détour. Revue des Sciences Humaines 1, 11-25.
- Weber, M. (1980 [1922]): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der Verstehenden Soziologie, Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Weber-Menges, S. (2004): "Arbeiterklasse" oder Arbeitnehmer? Vergleichende empirische Untersuchung zu Soziallage, Lebenschancen und Lebensstilen von Arbeitern und Angestellten in Industriebetrieben, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Weichart, P. (1987): Wohnsitzpräferenzen im Raum Salzburg - Subjektive Dimensionen der Wohnqualität und die Topographie der Standortbewertung - Ein mikroanalytischer Beitrag zur Propädeutik der Wanderungstheorie. Salzburger Geographische Arbeiten 15, Salzburg.
- Weißpflug, H.; Böttger, C.; Gahrig, W. et al. (2005): Berliner Bezirkslexikon. Charlottenburg-Wilmersdorf, Berlin: Haude & Spener.
- Werlen, B. (1997): Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Band 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung, Stuttgart: Steiner.
- Werlen, B. (1999): Handlungszentrierte Sozialgeographie. Replik auf die Kritiken. In: Meusbürger, P. (Hg.): Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion, Stuttgart: Steiner, 247-268.
- Werlen, B. (2000): Die Geographie der Globalisierung. Perspektiven der Sozialgeographie. In: geographische revue 2, 1, 5-20.
- Werlen, B. (2005): Raus aus dem Container! Ein sozialgeographischer Blick auf die aktuelle (Sozial-)Raumdiskussion. In: Projekt "Netzwerke im Stadtteil" (Hg.): Grenzen des Sozialraums : Menschen und soziale Brennpunkte, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 15-35.
- Wieland, D. (2004): Die Grenzen der Individualisierung : Sozialstrukturanalyse zwischen objektivem Sein und subjektivem Bewusstsein, Opladen: Leske + Budrich.

- Wild, R. (2003): Crash und Amok. Keine Anschlussförderung für Sozialwohnungen 1987 bis 1997. In: MieterMagazin 1,2/2003, 34-35.
- Wild, R. (2006): Die Milliardenspieler. Der Handel mit Wohnungen boomt. In: MieterMagazin 1,2/2006, o.S.
- Wilson, W.J. (1996 [1984]): The Black Underclass. In: Legates, R.T; Stout, F. (Hg.): The City Reader (Originalpublikation in Wilson Quarterly), London; New York: Routledge, 226-231.
- Wirth, E. (1981): Kritische Anmerkungen zu den Wahrnehmungszentrierten Forschungsansätzen in der Geographie. Umweltpsychologisch fundierter "behavioural approach" oder Sozialgeographie auf der Basis moderner Handlungstheorien? In: Geographische Zeitschrift 69, 161-198.
- Wolpert, J. (1965): Behavioral aspects of the decision to migrate. In: Papers of the Regional Science Association 15, 159-169.
- Zinn, J. (2001): Konzeptionelle Überlegungen und eine empirische Strategie zur Erforschung von Individualisierungsprozessen. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research. [On-line Journal]. <http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs.htm> 3, 1.
- Zukin, S. (1987): Gentrification: Culture and Capital in the Urban Core. In: Annual Review of Sociology 13, 129-147.
- Zukin, S. (1998): Urban Lifestyles: Diversity and Standardisation in Spaces of Consumption. In: Urban Studies 35, 5-6, 825-839.
- zum Felde, W.; Alisch, M. (1992): Zur Bedeutung des Raumes für Lebensbedingungen und Lebensstile von Bewohnern innenstadtnaher Nachbarschaften in Hamburg. In: Hradil, S. (Hg.): Zwischen Bewusstsein und Sein, Opladen: Leske + Budrich, 173-194.

## Anhang

### I Fragebogen Mobilität in Berlin

**HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN**  
Geographisches Institut



*Forschungsprojekt*

**Mobilität in Berlin**

**Fragebogen**



© A. Dörfler, 1999

Bevölkerungs- und Sozialgeographie  
Wirtschaftsgeographie  
Angewandte Geographie/Raumplanung

Prof. Dr. Frank-Josef Kuiper  
Prof. Dr. Elmar Küller  
Prof. Dr. Marius Schulz

Abholdatum zum: \_\_\_\_\_

um: ca. \_\_\_\_\_ Uhr

--	--	--	--	--	--	--

Und so füllen Sie den nachfolgenden Fragebogen aus:

- **Der Fragebogen und das Wegeblatt soll bitte von der Person in Ihrem Haushalt, die über 16 Jahre alt ist und als nächstes Geburtstag hat, ausgefüllt werden.** (Durch dieses Verfahren wird das statistische Zufallsprinzip der Untersuchung gewährleistet.)
- Das Ausfüllen des Fragebogens erfolgt meist durch Ankreuzen einer Antwortmöglichkeit pro Frage, gelegentlich wird auch auf mehrere Möglichkeiten hingewiesen. **Beantworten Sie bitte ein Antwortfeld ☐ , indem Sie es durch ein Kreuz (X) markieren.**
- Füllen Sie den Fragebogen und das beiliegende Wegeblatt nach Möglichkeit komplett aus.
- Es gibt keine „richtigen“ oder „falschen“ Antworten; worauf es einzig ankommt, ist Ihre persönliche Einschätzung.
- Wenn im Fragebogen von **Bezirken** die Rede ist, sind die alten Bezirksnamen gemeint (also Treptow und nicht Treptow-Köpenick, Prenzlauer Berg und nicht Pankow).
- **Hinweis für Wohngemeinschaften:** In dieser Befragung betrachten wir eine WG als einen Haushalt. Beantworten Sie bitte die Fragen zu Wohnungsgröße, Miete, Zusammensetzung des Haushalts und Haushaltseinkommen jeweils für die Wohngemeinschaft **insgesamt!**
- Sollten Ihnen beim Ausfüllen Fragen gekommen sein, können Sie diese gern beim Abholen des Fragebogens mit dem Studenten klären.
- Für das Ausfüllen des Fragebogens benötigen Sie ca. 30 Minuten.

Als Teil der Untersuchung „Mobilität in Berlin“ werden im Frühjahr 2003 ergänzende Interviews in Ihrem Wohngebiet durchgeführt. Als kleines Dankeschön erhalten Sie dafür eine finanzielle Aufwandsentschädigung. Sind Sie bereit, an einem solchen Interview teilzunehmen?

ja ☐      nein ☐



Die folgenden Fragen beziehen sich auf das Thema Wohnen

1.1 Seit wann wohnen Sie in Berlin?

seit \_\_\_\_\_  
Monat      Jahr

seit meiner Geburt ☐

---

1.2 Seit wann wohnen Sie in Ihrer jetzigen Wohnung?

seit \_\_\_\_\_  
Monat      Jahr

seit meiner Geburt ☐

---

1.3 Wie groß ist Ihre Wohnung insgesamt?

\_\_\_\_\_ qm

---

1.4 Wie viele Wohnräume hat Ihre Wohnung?

ohne Küche, Bad, Flur, Toilette, Keller, Abstellräume

\_\_\_\_\_ Wohnräume

---

1.5 Hat Ihre Wohnung / Ihr Haus...

...Zentral- oder Etagenheizung (Gas-, Öl-, Elektro-) ☐

...Bad ..... ☐

...WC in der Wohnung ..... ☐

...Balkon, Terrasse ..... ☐

...einen eigenen Garten direkt bei der Wohnung ..... ☐

---

1.6 Wohnen Sie...

Bitte kreuzen Sie nur ein Kästchen an!

...zur Miete in einer Wohnung ..... ☐

...zur Miete in einer Sozialwohnung ... ☐

...zur Miete in einem Einfamilienhaus ☐

...im eigenen Haus ..... ☐

...in einer Eigentumswohnung ..... ☐

} bitte weiter mit Frage 1.7!

} bitte weiter mit Frage 1.10!

---

1.7 Welchen Betrag zahlen Sie pro Monat an Ihren Vermieter?

\_\_\_\_\_ €

---

1.8 Ist eine Pauschale für Heizkosten in diesem Betrag enthalten?

ja ☐

nein ☐

weiß nicht ☐

### 1.9 Wie haben Sie Ihre jetzige Wohnung gefunden?

Bitte kreuzen Sie nur ein Kästchen an!

über Freunde / Bekannte / Familie ..... ☐  
 über eine Zeitungsannonce ..... ☐  
 über einen Internet-Wohnungsmarkt ..... ☐

über einen Wohnungsmakler ..... ☐  
 über ein schwarzes Brett / Abreißzettel ..... ☐  
 direkt bei Eigentümer / Hausverwaltung /  
 Wohnungsbaugesellschaft ..... ☐

sonstiges: \_\_\_\_\_

### 1.10 Wie zufrieden sind Sie in Ihrer aktuellen Wohnung mit..

Bitte kreuzen Sie in jeder Zeile ein Kästchen an! Wohneigentümer können Nichtzutreffendes leer lassen!

	sehr zufrieden	eher zufrieden	teils teils	eher nicht zufrieden	nicht zufrieden	ist mir egal
..der Größe der Wohnung	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
..Grundriss, Raumaufteilung	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
..dem gegenwärtigen Renovierungszustand der Wohnung	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
..der Höhe der Miete/ den Kosten insgesamt	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
..der Helligkeit	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
..der Ausstattung (Heizung, Bad, Fenster,...)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
..der Lage der Wohnung in der Stadt	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
..dem Verhältnis zum Vermieter	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Zufriedenheit mit der Wohnung insgesamt	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

### 1.11 In wie weit treffen die folgenden Aussagen auf Sie zu?

Bitte kreuzen Sie in jeder Zeile ein Kästchen an!

	trifft sehr zu	trifft etwas zu	trifft weniger zu	trifft gar nicht zu
Zu Hause will ich vor allem in Ruhe gelassen werden.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In meiner Wohnung will ich kreativ sein können.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Meine Wohnung ist für mich vor allem ein Arbeitsplatz.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich gebe gerne Feste und Partys in meiner Wohnung.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Meine Wohnung soll meine Persönlichkeit darstellen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Meine Wohnung soll ein Treffpunkt für meinen Freundeskreis sein.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mein Ideal vom Wohnen ist ein Einfamilienhaus im Grünen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

### 1.12 Sind Sie schon innerhalb Berlins oder zwischen Berlin und seinem Umland umgezogen?

ja ☐ → bitte weiter mit Frage 1.13!

nein ☐ → bitte weiter mit Frage 1.15!

### 1.13 Was waren die wichtigsten Gründe für Ihren letzten Umzug?

Sie können mehrere Kästchen ankreuzen!

Änderung gesundheitliche Situation ..... ☐  
 Änderung persönliche / familiäre Situation ..... ☐  
 Änderung berufliche Situation ..... ☐  
 Änderung finanzielle Situation ..... ☐  
 Kündigung durch Vermieter ..... ☐  
 habe Wohneigentum erworben ..... ☐  
 Modernisierung / Sanierung der alten Wohnung .. ☐  
 alte Wohnung zu teuer ..... ☐  
 alte Wohnung zu klein ..... ☐

alte Wohnung zu groß ..... ☐  
 schlechte Ausstattung der alten Wohnung ..... ☐  
 wollte näher zu Freunden/ Verwandten wohnen .. ☐  
 nettere Bewohner im neuen Wohnviertel ..... ☐  
 günstigere Lage des neuen Wohnviertels ..... ☐  
 bessere Ausstattung des neuen Wohnviertels ..... ☐  
 besseres Image des neuen Wohnviertels ..... ☐  
 sonstiges: \_\_\_\_\_

1.14 **Hat sich durch Ihren letzten Umzug der Weg zu Ihrem damaligen Arbeits- oder Ausbildungsplatz ...**

Bitte kreuzen Sie nur ein Kästchen an!

- ...verkürzt ..... ☐  
...verlängert ..... ☐  
...ist gleich geblieben ..... ☐  
...hatte damals keinen Arbeits-/Ausbildungsplatz ☐
- 

1.15 **Haben Sie schon einmal den Wegzug aus Ihrer jetzigen Wohnung in Betracht gezogen?**

- ja ☐  
nein ☐
- 

1.16 **Für wie wahrscheinlich halten Sie es, dass Sie innerhalb der nächsten zwölf Monate umziehen werden?**

- sehr wahrscheinlich ☐ } *bitte weiter mit Frage 1.17!*  
eher wahrscheinlich ☐  
eher unwahrscheinlich ☐ } *bitte weiter mit Frage 1.19!*  
sehr unwahrscheinlich ☐
- 

1.17 **Was sind Ihre Gründe für diesen Umzugswunsch?**

Sie können mehrere Kästchen ankreuzen!

- |  |                          |  |                          |
|--|--------------------------|--|--------------------------|
| Änderung gesundheitliche Situation .....         | <input type="checkbox"/> | schlechte Ausstattung der aktuellen Wohnung ....   | <input type="checkbox"/> |
| Änderung persönliche / familiäre Situation ..... | <input type="checkbox"/> | möchte näher zu Freunden/Verwandten wohnen .....   | <input type="checkbox"/> |
| Änderung berufliche Situation .....              | <input type="checkbox"/> | möchte in günstigerer Lage wohnen .....            | <input type="checkbox"/> |
| Änderung finanzielle Situation .....             | <input type="checkbox"/> | möchte in besser ausgestattetem Wohnviertel leben  | <input type="checkbox"/> |
| Kündigung durch den Vermieter (angekündigt) .... | <input type="checkbox"/> | möchte in Wohnviertel mit besserem Image leben ... | <input type="checkbox"/> |
| bevorstehende Sanierung / Modernisierung .....   | <input type="checkbox"/> |  |                          |
| möchte Wohneigentum erwerben .....               | <input type="checkbox"/> |  |                          |
| aktuelle Wohnung ist zu teuer .....              | <input type="checkbox"/> | sonstiges:   |                          |
| aktuelle Wohnung ist zu klein .....              | <input type="checkbox"/> |  |                          |
| aktuelle Wohnung ist zu groß .....               | <input type="checkbox"/> |  |                          |
- 

1.18 **Wo wollen Sie sich voraussichtlich nach einer neuen Wohnung umsehen?**

Sie können mehrere Zeilen ausfüllen bzw. ankreuzen!

in meinem jetzigen Wohnviertel ☐

in anderen Vierteln in Berlin,  
nämlich in:

\_\_\_\_\_

im Berliner Umland (außerhalb  
der Stadtgrenzen), nämlich in:

\_\_\_\_\_

außerhalb von Berlin-  
Brandenburg, nämlich in:

\_\_\_\_\_

weiß nicht ☐

### 1.19 Wohnorte und Haushalte in Berlin seit 1990 bzw. seit Umzug nach Berlin

- Verwenden Sie für jeden Umzug und jede Haushaltsveränderung eine neue Zeile mit Jahresangabe
- Beginnen Sie mit Ihrer Wohnung 1990 oder mit Ihrer ersten Wohnung in Berlin, wenn Sie erst später zugezogen sind

Jahr	Meine Wohnorte in Berlin ab 1990 <u>oder</u> ab Umzug nach Berlin  Bezirk                      Straße	Personen in meinem Haushalt insgesamt	davon:							
			ich	(Ehe-)Partner(in)	Kind(er)	Freunde (auch WG)	meine Eltern	meine Großeltern	meine Geschwister	sonstige
1990	Wedding,              Soldiner Str.	2	1	1						← Beispiele
1998	- selbe Wohnung -	3	1	1	1					
1998	Weißensee,              Mahler-Straße	4	1			3				
			1							
			1							
			1							
			1							
			1							
			1							
			1							
			1							
			1							
			1							
			1							
			1							
			1							

← Beispiele

### 1.20 Stationen in Ausbildung und Berufsleben in Berlin seit 1990 oder seit Umzug nach Berlin

- Verwenden Sie bitte für jede Station eine neue Zeile mit Jahresangabe
- Beginnen Sie mit Ihrer beruflichen Situation 1990 oder mit dem Zeitpunkt Ihres Umzugs nach Berlin, wenn Sie erst später zugezogen sind

Jahr	Meine Stationen in Ausbildung und Beruf ab 1990 <u>oder</u> ab Umzug nach Berlin  z.B. feste Anstellungen, Selbständigkeit, Ausbildung, Rente, Arbeitslosigkeit, Hochschulen; <u>keine</u> Schulausbildung	Arbeits- bzw. Ausbildungsort  Bezirk
1993-95	Azubi (Verlagskaufmann)	Schöneberg
1995	Großhandelskaufmann	Tempelhof
1998	arbeitslos	--

← Beispiele



## 2.5 Wie zufrieden sind Sie in Ihrem Wohnviertel im allgemeinen?

Bitte kreuzen Sie nur ein Kästchen an!

sehr zufrieden ☐

eher zufrieden ☐

teils teils ☐

eher nicht zufrieden ☐

nicht zufrieden ☐

## 2.6 Was fehlt Ihnen in Ihrem Wohnviertel?

Sie können mehrere Kästchen ankreuzen!

Sportanlagen ..... ☐

Schwimmhalle, -bad ..... ☐

Cafés, Restaurants ..... ☐

Tanzlokale / Diskotheken ... ☐

Kneipen / Bars ..... ☐

Einrichtungen für Senioren ☐

Einkaufsmöglichkeiten ..... ☐

ärztliche Versorgung ..... ☐

kulturelle Einrichtungen  
(Kino etc.) ..... ☐

Einrichtungen für Kinder ..... ☐

Einrichtungen für Jugendliche ☐

Es fehlt mir nichts ..... ☐

Sonstiges (z.B. Post, Bank, andere Dienstleistungen): \_\_\_\_\_

## 2.7 In wie weit trifft folgende Aussage auf Sie zu?

Bitte kreuzen Sie nur ein Kästchen an!

Es wäre schlimm, wenn ich aus meinem Wohnviertel wegziehen müsste:

trifft sehr zu ☐

trifft etwas zu ☐

trifft weniger zu ☐

trifft gar nicht zu ☐





### 3.1 Wo kaufen Sie am häufigsten Lebensmittel?

Bitte tragen Sie maximal 5 Geschäfte ein.

Nr.	In welchen Geschäften kaufen Sie Lebensmittel? (z.B. Kaisers, Penny, Aldi, Bioladen, Obst- und Gemüseladen, Wochenmarkt)	Wo befinden sich diese Geschäfte? (z.B. Müllerstraße, Gesundbrunnen-Center)			
	Wieviel Ihrer Lebensmittel kaufen Sie dort? (Bitte nur ein Kästchen ankreuzen)	Wie oft kaufen Sie dort ein? (Bitte nur ein Kästchen ankreuzen)	Wie kommen Sie dort hin? (Bitte max. zwei Kästchen ankreuzen)	Warum kaufen Sie dort ein? (Sie können mehrere Kästchen ankreuzen)	
	alles ca. drei Viertel ca. die Hälfte ca. ein Viertel weniger mehr als pro Woche 1 - 4 mal pro Monat selten PKW, Motorrad, Moped öffentliche Verkehrsmittel zu Fuß Fahrrad Geschäft liegt in der Nähe zur Wohnung Freizeit / anderen Tätigkeiten Geschäft ist mit PKW oder ÖPNV gut erreichbar großes Angebot, gute Qualität, günstige Preise "Spaß am Einkaufen", angenehmes Ambiente, etwas erleben ökologische Produkte	X	X	X	Beispiel
1					
2					
3					
4					
5					

... ich persönlich kaufe keine Lebensmittel oder kaufe nur über Bestellservice bzw. Internet ☐



3.2 Wo kaufen Sie am häufigsten Bekleidungsartikel?  
Bitte tragen Sie maximal 5 Geschäfte ein.

Nr.	In welchen Geschäften kaufen Sie Bekleidung? (z.B. Woolworth, C&A, Karstadt, H&M, Modeboutique Schulz)	Wo befinden sich diese Geschäfte? (z.B. Müllerstraße, Gesundbrunnen-Center)	Wieviel Ihrer Bekleidung kaufen Sie dort?		Wie oft kaufen Sie dort ein?	Wie kommen Sie dort hin?	Warum kaufen Sie dort ein? (Sie können <u>mehrere</u> Kästchen ankreuzen)														
			(Bitte nur <u>ein</u> Kästchen ankreuzen)	(Bitte nur <u>ein</u> Kästchen ankreuzen)	(Bitte max. <u>zwei</u> Kästchen ankreuzen)																
			alles	ca. drei Viertel	ca. die Hälfte	ca. ein Viertel	weniger	ein oder mehrmals pro Monat	ein oder mehrmals pro Jahr	seltener	PKW, Motorrad, Moped	öffentliche Verkehrsmittel	zu Fuß	Fahrrad	Geschäft liegt in der Nähe zur Wohnung	Freizeit / anderen Tätigkeiten	Geschäft ist mit PKW oder ÖPNV gut erreichbar	großes Angebot, gute Qualität, freundliche Bedienung	Günstige Preise	"Spaß am Einkaufen", angenehmes Ambiente, etwas erleben	
Beispiel:	Mode-Schulz	Wilmersdorfer Str.																			
1																					
2																					
3																					
4																					
5																					

... ich persönlich kaufe keine Bekleidungsartikel oder kaufe nur über Bestellservice bzw. Internet ☐



Die folgenden Fragen beziehen sich auf einige Ihrer **Gewohnheiten** und **Einstellungen**:

**4.1 Für die anschließende Tabelle stellen Sie sich bitte ein oder zwei Personen vor, mit denen Sie privat am meisten zu tun haben.**

	1. PERSON:		2. PERSON:	
<b>Ist diese Person...</b> <i>(Bitte kreuzen Sie pro Person nur <u>ein</u> Kästchen an!)</i>	... ein Familienmitglied ..... <input type="checkbox"/> ... der/die Partner/in ..... <input type="checkbox"/> ... ein/e Freund/in ..... <input type="checkbox"/> ... ein/e Nachbar/in ..... <input type="checkbox"/> ... ein Kollege / eine Kollegin ..... <input type="checkbox"/> ... ein Vereinsmitglied ..... <input type="checkbox"/> Sonstige, nämlich: _____		... ein Familienmitglied ..... <input type="checkbox"/> ... der/die Partner/in ..... <input type="checkbox"/> ... ein/e Freund/in ..... <input type="checkbox"/> ... ein/e Nachbar/in ..... <input type="checkbox"/> ... ein Kollege / eine Kollegin ..... <input type="checkbox"/> ... ein Vereinsmitglied ..... <input type="checkbox"/> Sonstige, nämlich: _____	
<b>Wohnt diese Person...</b> <i>(Bitte kreuzen Sie pro Person nur <u>ein</u> Kästchen an!)</i>	... in Ihrem Haus ..... <input type="checkbox"/> ... in Ihrem Wohnviertel ..... <input type="checkbox"/> ... in Ihrem Bezirk ..... <input type="checkbox"/> ... außerhalb Ihres Bezirkes ..... <input type="checkbox"/>		... in Ihrem Haus ..... <input type="checkbox"/> ... in Ihrem Wohnviertel ..... <input type="checkbox"/> ... in Ihrem Bezirk ..... <input type="checkbox"/> ... außerhalb Ihres Bezirkes ..... <input type="checkbox"/>	
<b>Wie verbringen Sie Ihre Zeit überwiegend mit dieser Person?</b> <i>(Bitte kreuzen Sie pro Person max. <u>zwei</u> Kästchen an!)</i>	gemeinsame Treffen zu Hause ..... <input type="checkbox"/> gemeinsame Unternehmungen im Wohnviertel ..... <input type="checkbox"/> gemeinsame Unternehmungen außerhalb des Wohnviertels ..... <input type="checkbox"/> Unterhaltung im Treppenhaus, Hof, Straße ..... <input type="checkbox"/> Hilfeleistungen, Betreuung, Babysitting ..... <input type="checkbox"/>		gemeinsame Treffen zu Hause.... <input type="checkbox"/> gemeinsame Unternehmungen im Wohnviertel ..... <input type="checkbox"/> gemeinsame Unternehmungen außerhalb des Wohnviertels..... <input type="checkbox"/> Unterhaltung im Treppenhaus, Hof, Straße ..... <input type="checkbox"/> Hilfeleistungen, Betreuung, Babysitting ..... <input type="checkbox"/>	

**4.2 Wie häufig verbringen Sie Ihre Freizeit mit folgenden Tätigkeiten?**

*Bitte kreuzen Sie in jeder Zeile ein Kästchen an!*

	täglich	mindestens 1x pro Woche	mindestens jeden Monat	seltener	nie
Fernsehen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Freunde zu Hause treffen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Bücher lesen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Handwerken, Handarbeiten	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
einfach Faulenzen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Musizieren, Malen, Schreiben	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
PC-Spiele / Internetsurfen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
mit dem/den Haustier/en beschäftigen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ausgehen / Kneipenbesuch	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
kulturelle Veranstaltungen besuchen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
aktiv Sport treiben	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Spaziergänge machen, Wandern	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Einkaufsbummel machen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
am Vereinsleben teilnehmen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
ehrenamtlichen Tätigkeiten nachgehen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
mich privat weiterbilden (Volkshochschule etc.)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

#### 4.3 Wie sehr interessieren Sie sich für folgende Fernsehsendungen?

Bitte kreuzen Sie in jeder Zeile ein Kästchen an!

	sehr stark	stark	mittel	ein wenig	gar nicht
Nachrichten	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Sportsendungen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Talkshows	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Quizsendungen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Politische Magazine	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Actionfilme	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Krimis	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Vorabendserien	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Heimatfilme	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Horrorfilme	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Science fiction	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Volksmusiksendungen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Dokumentationen und Reportagen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Sendungen zu Rock-, Popmusik	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

#### 4.4 Bitte beschreiben Sie, inwiefern folgende Aussagen auf Sie zutreffen:

Bitte kreuzen Sie in jeder Zeile ein Kästchen an!

	trifft sehr zu	trifft etwas zu	trifft weniger zu	trifft gar nicht zu
Eine Familie zu haben, ist mein wichtigstes Lebensziel	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mein Selbstbewusstsein beziehe (bezog) ich hauptsächlich aus meinem beruflichen oder schulischen Erfolg	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Viel Freizeit zu haben ist (war) mir wichtiger als berufliches Engagement	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich mag es, wenn ich von anderen Menschen gebraucht werde	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich lebe eher bescheiden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich strebe nach Wohlstand und Luxus	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In einer angesehenen Gegend zu wohnen bedeutet mir viel	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Es ist mir wichtig, dass mein Leben aufregend und abwechslungsreich ist	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich strebe nach Harmonie und Ruhe	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Umweltschutz und Ökologie sind mir in meinem täglichen Leben sehr wichtig	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Religion ist ein wichtiger Bereich in meinem Leben	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich beschäftige mich gerne mit Mode und den neuesten Trends	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Soziales und / oder politisches Engagement sind mir sehr wichtig	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich mag es, wenn der Alltag in geregelter Ordnung verläuft	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Andere Menschen zu treffen bedeutet mir sehr viel	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Auf der letzten Seite möchten wir Sie noch um einige statistische Angaben bitten!

5.1 Sind Sie...                      ... weiblich ☐                      ... männlich ☐

---

5.2 Staatsangehörigkeit      deutsch ☐                      andere, und zwar \_\_\_\_\_

---

5.3 Welche Sprache sprechen Sie überwiegend in Ihrem Alltag?

*Bitte geben Sie nur eine Sprache an!*

deutsch ☐                      andere, und zwar \_\_\_\_\_

---

5.4 In welchem Jahr sind Sie geboren?                      19\_\_

---

5.5 Welchen höchsten Schulabschluss haben Sie?

ohne Schulabschluss .....	<input type="checkbox"/>	Abitur/Fachhochschulreife .....	<input type="checkbox"/>
Volks-/ Hauptschule .....	<input type="checkbox"/>	Fachhochschul-/Hochschulabschluss	<input type="checkbox"/>
Realschule / Mittlere Reife	<input type="checkbox"/>	sonstiges, und zwar: _____	
Polytechnische Oberschule	<input type="checkbox"/>		

---

5.6 Welche Stellung haben Sie im Berufsleben?

selbständig .....	<input type="checkbox"/>	Arbeiter	<input type="checkbox"/>	zur Zeit arbeitslos .....	<input type="checkbox"/>
Beamter / Angestellter	<input type="checkbox"/>	Rentner	<input type="checkbox"/>	zur Zeit nicht erwerbstätig	<input type="checkbox"/>
Schüler/Student/Azubi	<input type="checkbox"/>	sonstiges, und zwar: _____			

---

5.7 Falls Sie berufstätig / Schüler / Azubi sind: Welches Verkehrsmittel nutzen Sie überwiegend für den Weg zur Arbeit / Schule / Ausbildung?

*Bitte kreuzen Sie nur ein Kästchen an!*

Pkw .....	<input type="checkbox"/>	Fahrrad	<input type="checkbox"/>	öffentliche Verkehrsmittel	<input type="checkbox"/>
Motorrad / Moped	<input type="checkbox"/>	zu Fuß	<input type="checkbox"/>		

---

5.8 Falls Sie berufstätig / Schüler / Azubi sind: Wo liegt Ihr Arbeits- / Ausbildungsplatz bzw. Ihre Schule?

im Wohnviertel	<input type="checkbox"/>	innerhalb des	<input type="checkbox"/>	außerhalb des Bezirks	<input type="checkbox"/>
		Bezirks			

---

5.9 Wieviele Personen umfasst Ihr Haushalt?      \_\_\_\_ Personen (Anzahl einschließlich Ihnen), davon ...

\_\_\_\_ Kinder bis 6 Jahre

\_\_\_\_ Kinder von 7 - 18 Jahre

---

5.10 Welche Fahrzeuge besitzen Sie in Ihrem Haushalt?

<input type="checkbox"/> Autos ____ (Anzahl)	<input type="checkbox"/> Motorräder / Mopeds ____ (Anzahl)	<input type="checkbox"/> Fahrräder ____ (Anzahl)
--	--	--

---

5.11 In welcher Gruppe liegt das monatlich verfügbare Nettoeinkommen in Ihrem Haushalt?

unter 500 € .....	<input type="checkbox"/>	1100 bis unter 2000 €	<input type="checkbox"/>	3200 bis unter 4000 €	<input type="checkbox"/>
500 bis unter 1100 €	<input type="checkbox"/>	2000 bis unter 3200 €	<input type="checkbox"/>	4000 € und mehr .....	<input type="checkbox"/>

*Herzlichen Dank für Ihre Mitarbeit !*



## II Gegenüberstellung der Stichprobe mit Meldeten statistischen Angaben

	Beusselstraße		Brunnenstraße		Chamissoplatz		Winsstraße	
	StaLA	Stichprobe	StaLA	Stichprobe	StaLA	Stichprobe	StaLA	Stichprobe
Insgesamt	2412	188	2296	158	5911	137	7063	179
unter 18	392	-	305	1	1066	1	1024	1
über 18	2020	187	1991	155	4845	134	6039	176
davon:								
18 bis unter 27	375	45	347	37	639	20	1052	40
	19%	24%	17%	24%	13%	15%	17%	23%
27 bis unter 45	815	96	1288	105	2442	83	3792	102
	40%	51%	65%	68%	50%	62%	63%	58%
45 bis unter 65	606	41	283	11	1395	26	888	30
	30%	22%	14%	7%	29%	19%	15%	17%
65 und mehr	224	5	73	2	369	5	307	4
	11%	3%	4%	1%	8%	4%	5%	2%
Ausländer	836	21	308	13	1814	12	791	6
	35%	13%	13%	9%	31%	10%	11%	3%

	Marienfelde		Biesdorf		Heilmannring		Am Plänterwald	
	StaLA	Stichprobe	StaLA	Stichprobe	StaLA	Stichprobe	StaLA	Stichprobe
Insgesamt	1292	153	1665	142	5212	133	2615	195
unter 18	209	5	195	2	750	2	169	2
über 18	1083	147	1470	136	4462	129	2446	193
davon:								
18 bis unter 27	94	6	170	7	461	11	281	28
	9%	4%	12%	5%	10%	9%	11%	15%
27 bis unter 45	319	43	347	38	1318	45	563	46
	29%	29%	24%	28%	30%	35%	23%	24%
45 bis unter 65	402	63	608	69	1365	47	649	57
	37%	43%	41%	51%	31%	36%	27%	30%
65 und mehr	268	35	345	22	1318	26	953	62
	25%	24%	23%	16%	30%	20%	39%	32%
Ausländer	66	2	9	0	665	12	59	0
	5%	1%	1%	0%	13%	10%	2%	0%

	Gropiusstadt		Marzahn	
	StaLA	Stichprobe	StaLA	Stichprobe
Insgesamt	10057	147	9583	142
unter 18	2068	2	1298	3
über 18	7989	142	8285	138
davon:				
18 bis unter 27	1078	23	1706	26
	13%	16%	21%	19%
27 bis unter 45	2545	44	2009	32
	32%	31%	24%	23%
45 bis unter 65	2694	55	3191	57
	34%	39%	39%	41%
65 und mehr	1672	20	1379	23
	21%	14%	17%	17%
Ausländer	1888	3	316	1
	19%	2%	3%	1%

Prozentangaben der Altersgruppen beziehen sich auf die Bevölkerung über 18.  
Die Ausländeranteile beziehen sich auf die Gesamtbevölkerung.

\* Blockdaten, 12/2002. Die Vergleichsdaten sind aufgrund blockschneidender Untersuchungsgebiete und aufgrund der Tatsache, dass untypische Gebäude nicht in die Befragung einbezogen wurden, nicht in jedem Fall ein geeigneter Vergleichsdatensatz. Dies gilt insbesondere für die Gebiete Brunnenstraße, Winsstraße, Marienfelde und Am Plänterwald.





### III Lebensstileabschnitt der Lebensbilan

	traditionelle Arbeiter	Heim-zentrierte	Unterhaltungs-suchende	Konvention-alisten	Aufstiegs-orientierte	Hedonisten	konservativ Gehobene	liberal Gehobene	Reflexive	Insgesamt
<b>1.11 Wohnstile und Nutzungsweisen der Wohnung</b>										
zu Hause seine Ruhe haben	0,32	0,06	-0,08	0,16	0,00	-0,22	-0,20	-0,12	-0,29	0,00
zu Hause kreativ sein	-0,43	-0,28	-0,19	0,01	0,13	0,03	0,75	0,21	0,49	0,00
zu Hause arbeiten	-0,46	-0,45	-0,18	-0,12	0,08	0,22	0,44	0,61	0,53	0,00
zu Hause Feste und Partys feiern	-0,57	-0,22	0,02	-0,29	0,09	0,33	0,18	0,17	0,57	0,00
Wohnung soll Persönlichkeit darstellen	0,02	-0,15	-0,47	0,08	0,13	-0,06	0,22	-0,04	0,08	0,00
Wohnung ist Treffpunkt für Freunde	-0,46	-0,12	-0,06	-0,06	0,06	0,11	0,18	0,24	0,39	0,00
Ideal Einfamilienhaus	-0,10	0,18	0,07	0,20	0,05	-0,08	0,33	-0,35	-0,48	0,00
<b>4.2 Freizeitbeschäftigungen</b>										
Fernsehen	0,40	0,35	0,15	0,16	-0,07	-0,19	-0,11	-0,70	-0,48	0,00
Freunde zu Hause treffen	-0,49	-0,34	0,38	-0,27	-0,02	0,42	-0,11	0,23	0,78	0,00
Bücher lesen	-0,51	-0,84	-1,25	0,43	0,32	0,06	0,70	0,64	0,56	0,00
Handwerken, Handarbeiten	0,17	-0,09	-0,08	0,35	0,04	-0,23	0,14	-0,11	-0,21	0,00
einfach Faulenzen	-0,24	-0,06	0,13	-0,25	0,02	0,22	-0,61	0,05	0,38	0,00
Musizieren, Malen, Schreiben	-0,76	-0,77	-0,77	0,17	0,21	0,09	1,04	1,09	0,94	0,00
PC-Spiele, Internet	-0,49	-0,30	0,21	-0,21	0,06	0,33	-0,35	0,23	0,55	0,00
mit Haustieren beschäftigen	0,02	0,22	0,05	-0,03	-0,03	-0,06	0,29	-0,13	-0,19	0,00
Ausgehen, Kneipenbesuche	-1,06	-0,44	0,23	-0,70	0,09	0,85	-0,30	0,57	1,03	0,00
kulturelle Veranstaltungen besuchen	-0,84	-0,70	-0,54	-0,06	0,07	0,37	0,64	1,06	1,25	0,00
Sport treiben	-0,40	-0,36	-0,13	0,04	0,10	0,13	0,26	0,44	0,27	0,00
Spaziergänge machen, Wandern	0,23	-0,04	-0,12	0,29	0,02	-0,33	0,42	-0,01	-0,17	0,00
Einkaufsbummel machen	0,17	0,00	0,27	0,06	-0,05	-0,15	0,11	0,03	-0,06	0,00
am Vereinsleben teilnehmen	-0,16	0,02	-0,09	0,15	0,08	-0,18	0,39	-0,06	0,08	0,00
ehrenamtlichen Tätigkeiten nachgehen	-0,17	-0,13	-0,08	0,26	0,07	-0,19	0,16	0,19	0,09	0,00
mich privat weiterbilden	-0,71	-0,62	-0,53	0,11	0,06	0,01	1,40	1,28	1,10	0,00
<b>4.3 Fernsehpräferenzen</b>										
Nachrichten	0,11	-0,07	-0,43	0,22	0,05	-0,09	0,36	-0,12	-0,07	0,00
Sportsendungen	0,05	0,24	0,31	-0,03	-0,01	-0,03	-0,40	-0,41	-0,25	0,00
Talkshows	0,20	0,10	0,20	0,10	-0,07	-0,11	0,13	-0,27	-0,05	0,00
Quizsendungen	0,30	0,33	0,11	-0,03	-0,02	-0,11	-0,38	-0,61	-0,20	0,00
Politische Magazine	-0,12	-0,21	-0,41	0,12	0,03	0,07	0,51	0,14	0,26	0,00
Actionfilme	-0,64	0,29	1,13	-0,70	-0,09	0,64	-1,01	-0,42	0,51	0,00
Krimis	-0,18	0,13	0,36	-0,26	0,00	0,21	-0,13	-0,40	0,21	0,00
Vorabendserien	0,23	0,16	0,41	-0,07	-0,08	0,03	-0,60	-0,46	-0,01	0,00
Heimattfilme	0,74	0,07	-0,04	0,16	-0,13	-0,22	0,06	-0,31	-0,27	0,00
Ghorrormfilme	-0,39	0,03	0,89	-0,48	-0,10	0,45	-0,49	-0,25	0,66	0,00
Science Fiction	-0,57	0,08	0,82	-0,59	-0,08	0,55	-0,63	-0,18	0,73	0,00
Volksmusiksendungen	0,91	0,10	-0,27	0,41	-0,15	-0,41	-0,22	-0,34	-0,32	0,00
Dokumentationen und Reportagen	-0,14	-0,24	-0,02	0,00	0,01	0,21	0,23	0,03	0,21	0,00
Sendungen zur Rock- und Popmusik	-0,86	-0,06	0,98	-0,80	-0,04	0,85	-0,69	-0,21	1,00	0,00
<b>4.4 Werte, Einstellungen, Handlungsorientierungen</b>										
Familie wichtigstes Lebensziel	0,16	0,22	-0,11	0,29	0,04	-0,33	0,47	-0,25	-0,45	0,00
Selbstbewusstsein aus beruflichem Erfolg	0,06	-0,04	-0,35	0,21	0,04	-0,17	0,35	0,13	-0,11	0,00
Freizeit wichtiger als Beruf	-0,33	-0,11	0,03	-0,11	0,08	0,24	-0,05	0,00	0,06	0,00
mag es, gebraucht zu werden	0,08	0,12	-0,07	0,17	0,01	-0,20	0,08	-0,22	-0,06	0,00
lebe eher bescheiden	0,62	0,40	0,17	0,09	-0,11	-0,20	-0,55	-0,60	-0,65	0,00
strebe nach Luxus und Wohlstand	-0,64	-0,40	0,06	-0,17	0,08	0,25	0,61	0,53	0,72	0,00
in angesehener Gegend Leben	0,13	0,04	-0,22	0,10	-0,03	-0,08	0,22	-0,04	-0,01	0,00
aufregendes, abwechslungsreiches Leben	-1,01	-0,19	0,61	-0,78	0,04	0,74	-0,30	0,41	0,92	0,00
Streben nach Harmonie und Ruhe	0,60	0,18	-0,63	0,42	-0,02	-0,43	0,60	-0,29	-0,50	0,00
Umweltschutz und Ökologie	0,35	-0,06	-0,62	0,37	-0,03	-0,23	0,81	-0,02	-0,15	0,00
Religion	0,27	-0,26	-0,48	0,71	0,03	-0,51	1,46	0,21	-0,27	0,00
Mode und neueste Trends	-0,33	-0,13	0,17	-0,11	0,01	0,16	-0,04	0,11	0,47	0,00
soziales und politisches Engagement	-0,31	-0,26	-0,57	0,36	0,11	-0,12	0,82	0,34	0,16	0,00
Alltag in geregelter Ordnung	-1,01	-0,19	0,61	-0,78	0,04	0,74	-0,30	0,41	0,92	0,00
andere Menschen treffen	-0,42	-0,08	0,08	-0,18	-0,01	0,27	0,32	0,13	0,44	0,00



---

## Interviewleitfaden

## Interviewfragen Bewohnerinteressen

### I. WOHNEN

Als Einstieg würden wir gerne von Ihnen wissen, seit wann Sie hier im Gebiet wohnen und wie es dazu kam, dass Sie hierher gezogen sind?  
Wenn Sie an vergangene Umzüge zurückdenken, welche Rolle spielte da die Nähe zu ihrem Arbeits- oder Ausbildungsplatz?  
Wenn sie jetzt mal zurückdenken an Ihre persönliche Wohnsituation sagen wir: vor zehn Jahren? (oder: bei Zuzug), wie zufrieden sind Sie da heute im Vergleich zu damals?  
Sehen Sie Ihre Zukunft eher hier im Gebiet oder woanders? Glauben Sie, dass Sie in nächster Zeit wieder umziehen werden?  
In welchen Gegenden Berlins möchten Sie auf keinen Fall wohnen?  
Wie würden Sie am liebsten wohnen? [Vorlage der Fototafel]

### II. WOHNVIERTEL

Was antworten Sie, wenn man Sie fragt in welchem Viertel Sie wohnen? [Name]  
Was würden Sie einem Besuch (Freunde, Verwandtschaft etc.) auf jeden Fall hier im Wohngebiet zeigen?  
Gibt es Plätze, Orte in Ihrem Gebiet, die Sie nicht gerne aufsuchen? Falls ja, warum?  
Stellen Sie sich vor, Sie würden morgen hier wegziehen: Was würde Ihnen am meisten fehlen?  
Gibt es bestimmte persönliche Erlebnisse, die Sie mit dieser Wohnung oder dem Wohnviertel verbinden?  
Wie hat sich aus Ihrer Sicht Ihr Wohnviertel verändert, seit Sie hier wohnen?  
Was müsste sich hier im Gebiet Ihrer Meinung nach verändern?  
Was fehlt Ihnen hier besonders?  
Welches gemeinnützige Projekt würden Sie hier gerne verwirklichen, wenn man Ihnen dafür eine Million Euro zur Verfügung stellen würde?

### III. FREIZEIT & VERSORGUNG

Wo würden Sie sagen, fängt Ihr Wohnviertel an und wo hört es auf? [Straßen, markante Punkte]  
Was unternehmen/erledigen Sie überwiegend in Ihrem Wohnviertel? Warum?  
Was machen Sie ausschließlich woanders? Wo? Warum?  
Gibt es Dinge, die Sie lieber innerhalb des Wohnviertels unternehmen? Warum (nicht)? Welche?  
Inwiefern verbinden Sie in Ihrem Alltag bestimmte Erledigungen und Aktivitäten miteinander? [Beispiele]  
Mit welchem Verkehrsmittel sind Sie in der Stadt am liebsten unterwegs? Und warum?  
Würden Sie sagen, dass Sie im Alltag oft große Strecken zurücklegen?  
Falls ja: Ist das in Ordnung so oder wäre es Ihnen anders lieber?  
Lassen wir mal den Weg zur Arbeit weg: Würden Sie von sich selbst sagen, dass Sie Ihr Wohnviertel eher seltener verlassen?  
Sind Sie auch mal außerhalb Berlins unterwegs? Wo und zu welchen Gelegenheiten?  
Wo verbringen Sie Ihre Freizeit in Berlin?

### IV. EINKAUFEN

Wie würden Sie das Angebot an Geschäften für Lebensmitteleinkäufe in Ihrem Wohngebiet bewerten?  
Wo kaufen Sie Lebensmittel in einer typischen Woche? Warum kaufen Sie dort ein?  
Wenn Sie Lebensmittel einkaufen gehen: Gibt es Erledigungen, die Sie häufig vor oder nach dem Einkauf tätigen? Falls ja: Liegt die Tätigkeit auf dem Weg zum oder vom Einkaufen?  
Wie sieht es in Ihrem Wohngebiet mit dem Angebot an Bekleidung/Textilien aus? Ist das Angebot gut oder fehlt etwas?  
Wie sieht ein normaler Einkauf für Kleidung bei Ihnen aus? Wo gehen Sie meistens Bekleidung einkaufen?  
Warum kaufen Sie dort ein?  
Wenn Sie Bekleidung einkaufen gehen: gibt es Erledigungen, die Sie häufig vor oder nach dem Einkauf tätigen?  
Falls ja: Liegt die Tätigkeit auf dem Weg zum oder vom Einkaufen?  
Wie sieht es in Ihrem Wohngebiet mit dem Angebot an Elektroartikeln, z.B. Radios, Fernseher, CDs aus?  
Ist das Angebot gut oder fehlt etwas?  
Wie sieht ein normaler Einkauf für Elektroartikel/Unterhaltungselektronik bei Ihnen aus? Wo gehen Sie meistens hin? Warum kaufen Sie dort ein?  
Wenn Sie Elektroartikel/Unterhaltungselektronik einkaufen gehen: gibt es Erledigungen, die Sie häufig vor oder nach dem Einkauf tätigen? Falls ja: Liegt die Tätigkeit auf dem Weg zum oder vom Einkaufen?  
Würden Sie sagen, dass sich Ihre Einkaufsgewohnheiten in den letzten Jahren verändert haben?

### V DIE BEWOHNER – SOZIALE KATEGORIEN – SOZIALE BEZIEHUNGEN

Wenn Sie jemandem beschreiben wollen, was so für verschiedene Leute hier bei Ihnen im Viertel wohnen, was sagen sie da? Können Sie sich selbst auch so einem Typ zuordnen?  
Verbinden Sie diese Typen von Bewohnern mit bestimmten Orten im Viertel?  
Welche Art von Kontakten haben Sie mit den Leuten in Ihrem Haus und in Ihrem Wohngebiet insgesamt?  
Gibt es manchmal Ärger zwischen den Bewohnern in Ihrem Gebiet? Aus welchem Anlass?  
Wie finden Sie insgesamt die Mischung von Leuten hier im Viertel?  
Von was für Leuten möchten Sie am liebsten in Ihrem Wohnviertel umgeben sein?  
Woran erkennen Sie in einem Wohngebiet, dass dort Menschen wohnen, die Ihnen sympathisch sind?  
Zum Abschluss würden wir gerne von Ihnen wissen, wie gut Sie Berlin kennen: Wo liegt der Adenauer Platz? Wo liegt das Kottbusser Tor? Wo liegt das Frankfurter Tor? Wo liegt der Kollwitzplatz?



# 

### 

<i>Pseudonym</i>	<i>Alter</i>	<i>Haushaltsform</i>	<i>höchster Bildungstitel</i>	<i>Berufsstatus</i>	<i>Haushalts-eink. [€]</i>	<i>Lebensstiltyp</i>
Herr Schultheiß	26	Einpersonenhaushalt	Abitur	In Ausbildung	500-<1.100	Hedonisten
Frau Beck	29	Einpersonenhaushalt	Abitur	Selbständig	500-<1.100	Reflexive
Frau Fiedler	36	Alleinerziehendenhaushalt	Abitur	In Ausbildung	1.100-<2.000	Hedonisten
Frau Dorka	26	Paarhaushalt	Hochschulabschluss	Nicht erwerbst.	1.100-<2.000	Aufstiegsorientierte
Herr Groß	38	Paarhaushalt	Hochschulabschluss	Angestellter	3.200-<4.000	Hedonisten
Herr Sauer	33	Paarhaushalt	Hochschulabschluss	Selbständig	1.100-<2.000	Aufstiegsorientierte

### 

<i>Pseudonym</i>	<i>Alter</i>	<i>Haushaltsform</i>	<i>höchster Bildungstitel</i>	<i>Berufsstatus</i>	<i>Haushalts-eink. [€]</i>	<i>Lebensstiltyp</i>
Frau Lau	26	eigener Elternhaushalt	Mittlere Reife	Angestellter	2.000-<3.200	Hedonisten
Frau Brucker	35	Alleinerziehendenhaushalt	Abitur	In Ausbildung	500-<1.100	Reflexive
Herr Jöst	33	Paarhaushalt	Hochschulabschluss	Nicht erwerbst.	2.000-<3.200	Unterhaltungssuchende
Frau Gantinis	42	Familienhaushalt	Mittlere Reife	Nicht erwerbst.	1.100-<2.000	Heimzentrierte
Herr Karacoc	30	Paarhaushalt	Mittlere Reife	Arbeiter	1.100-<2.000	Heimzentrierte
Herr Schulze	50	Einpersonenhaushalt	Haupt-/Volksschule	Selbständig	500-<1.100	--

### 

<i>Pseudonym</i>	<i>Alter</i>	<i>Haushaltsform</i>	<i>höchster Bildungstitel</i>	<i>Berufsstatus</i>	<i>Haushalts-eink. [€]</i>	<i>Lebensstiltyp</i>
Frau Stolpe	61	Paarhaushalt	Hochschulabschluss	Angestellter	>=4.000	Aufstiegsorientierte
Herr Pöge	35	Singlehaushalt	Haupt-/Volksschule	Arbeitslos	<500	--
Herr Ribbeck	30	Einpersonenhaushalt	Hochschulabschluss	k.A.	1.100-<2.000	Hedonisten
Herr Smith	35	Familienhaushalt	Hochschulabschluss	Selbständig	3.200-<4.000	Aufstiegsorientierte
Frau Lauten-schläger	38	Alleinerziehendenhaushalt	Abitur	In Ausbildung	1.100-<2.000	Aufstiegsorientierte

### 

<i>Pseudonym</i>	<i>Alter</i>	<i>Haushaltsform</i>	<i>höchster Bildungstitel</i>	<i>Berufsstatus</i>	<i>Haushalts-eink. [€]</i>	<i>Lebensstiltyp</i>
Herr Streit	61	Paarhaushalt	Haupt-/Volksschule	Rentner	500-<1.100	Heimzentrierte
Frau Rose	21	Paarhaushalt	Abitur	In Ausbildung	1.100-<2.000	Aufstiegsorientierte
Frau Portakal	25	Wohngemeinschaft	Abitur	In Ausbildung	500-<1.100	Reflexive
Frau Weide	40	Einpersonenhaushalt	Abitur	k.A.	<500	Aufstiegsorientierte
Herr Ochs	49	Paarhaushalt	Hochschulabschluss	Angestellter	3.200-<4.000	Aufstiegsorientierte
Frau Hartmann	43	Einpersonenhaushalt	Hochschulabschluss	Sonstige	1.100-<2.000	Aufstiegsorientierte
Herr Russ	28	Wohngemeinschaft	Hochschulabschluss	Arbeiter	1.100-<2.000	Reflexive

### 

<i>Pseudonym</i>	<i>Alter</i>	<i>Haushaltsform</i>	<i>höchster Bildungstitel</i>	<i>Berufsstatus</i>	<i>Haushalts-eink. [€]</i>	<i>Lebensstiltyp</i>
Herr Krause	18	eigener Elternhaushalt	Abitur	In Ausbildung	2.000-<3.200	Hedonisten
Frau Horn	59	sonstige Haushalte	Haupt-/Volksschule	Angestellter	500-<1.100	Traditionelle Arbeiter
Herr Kindler	74	Paarhaushalt	Hochschulabschluss	Rentner	2.000-<3.200	Konventionalisten
Herr Waldvogel	68	Paarhaushalt	Hochschulabschluss	Rentner	2.000-<3.200	--
Herr Brenner	60	sonstige Haushalte	Hochschulabschluss	Arbeitslos	2.000-<3.200	Konventionalisten
Herr Gerster	43	Familienhaushalt	Hochschulabschluss	Angestellter	>=4.000	Konservativ Gehobene
Frau Funkel	52	Familienhaushalt	Mittlere Reife	Nicht erwerbst.	1.100-<2.000	Aufstiegsorientierte
Frau Grottko	50	Familienhaushalt	Mittlere Reife	Angestellter	2.000-<3.200	Heimzentrierte

### Marienfelde, Kleinsiedlung (West)

<i>Pseudonym</i>	<i>Alter</i>	<i>Haushaltsform</i>	<i>höchster Bildungstitel</i>	<i>Berufsstatus</i>	<i>Haushalts-eink. [€]</i>	<i>Lebensstiltyp</i>
Frau Schöller	53	Paarhaushalt	Hochschulabschluss	Selbständig	2.000-<3.200	Hedonisten
Herr Pfohmann	69	Paarhaushalt	Hochschulabschluss	Rentner	2.000-<3.200	Aufstiegsorientierte
Frau Volz	64	Paarhaushalt	Abitur	Rentner	2.000-<3.200	Aufstiegsorientierte
Frau Kissel	39	Familienhaushalt	Hochschulabschluss	Angestellter	2.000-<3.200	Konventionalisten
Herr Zimmermann	38	Paarhaushalt	Hochschulabschluss	Angestellter	k.A.	Konservativ Gehobene
Herr Jablonski	51	Familienhaushalt	Hochschulabschluss	Angestellter	3.200-<4.000	Hedonisten

### Am Plänterwald (Zeilenbau der 1950er/60er Jahre West)

<i>Pseudonym</i>	<i>Alter</i>	<i>Haushaltsform</i>	<i>höchster Bildungstitel</i>	<i>Berufsstatus</i>	<i>Haushalts-eink. [€]</i>	<i>Lebensstiltyp</i>
Herr Seidek	59	Einpersonenhaushalt	Abitur	Rentner	500-<1.100	Traditionelle Arbeiter
Herr Peters	42	Einpersonenhaushalt	Abitur	Arbeitslos	<500	Aufstiegsorientierte
Herr Glock	68	Paarhaushalt	Hochschulabschluss	Rentner	k.A.	Aufstiegsorientierte
Frau Franke	29	Einpersonenhaushalt	Hochschulabschluss	Selbständig	1.100-<2.000	Aufstiegsorientierte
Herr Maser	45	Einpersonenhaushalt	Mittlere Reife	Arbeiter	500-<1.100	Heimzentrierte
Frau Fischer	69	Einpersonenhaushalt	Haupt-/Volksschule	Rentner	1.100-<2.000	Konventionalisten

### Heilmannring (Zeilenbau der 1950er/60er Jahre West)

<i>Pseudonym</i>	<i>Alter</i>	<i>Haushaltsform</i>	<i>höchster Bildungstitel</i>	<i>Berufsstatus</i>	<i>Haushalts-eink. [€]</i>	<i>Lebensstiltyp</i>
Herr Gertz	35	Einpersonenhaushalt	Abitur	In Ausbildung	<500	Hedonisten
Herr Leschke	68	Paarhaushalt	Hochschulabschluss	Rentner	1.100-<2.000	Aufstiegsorientierte
Herr Ludwig	58	Familienhaushalt	Haupt-/Volksschule	Rentner	2.000-<3.200	Heimzentrierte
Herr Heidel	60	k.A.	Mittlere Reife	Rentner	2.000-<3.200	Traditionelle Arbeiter
Herr Poweleit	60	Paarhaushalt	Abitur	Rentner	2.000-<3.200	Aufstiegsorientierte
Frau Kamps	78	Paarhaushalt	Haupt-/Volksschule	Rentner	2.000-<3.200	Heimzentrierte

### Raoul-Wallenberg-Straße Marzahn (Großwohnsiedlung Ost)

<i>Pseudonym</i>	<i>Alter</i>	<i>Haushaltsform</i>	<i>höchster Bildungstitel</i>	<i>Berufsstatus</i>	<i>Haushalts-eink. [€]</i>	<i>Lebensstiltyp</i>
Frau Legat	26	Einpersonenhaushalt	Mittlere Reife	Angestellter	500-<1.100	Aufstiegsorientierte
Herr Meyer	62	Paarhaushalt	Mittlere Reife	Angestellter	2.000-<3.200	Aufstiegsorientierte
Frau Hahn	52	Paarhaushalt	Mittlere Reife	Angestellter	2.000-<3.200	Konventionalisten
Frau Ritter	43	Paarhaushalt	Hochschulabschluss	Rentner	2.000-<3.200	Aufstiegsorientierte
Frau Esch	49	Einpersonenhaushalt	Hochschulabschluss	Arbeitslos	500-<1.100	Aufstiegsorientierte
Frau Hermanns	58	Paarhaushalt	Abitur	Angestellter	2.000-<3.200	Konventionalisten

### Gropiusstadt (Großwohnsiedlung West)

<i>Pseudonym</i>	<i>Alter</i>	<i>Haushaltsform</i>	<i>höchster Bildungstitel</i>	<i>Berufsstatus</i>	<i>Haushalts-eink. [€]</i>	<i>Lebensstiltyp</i>
Frau Fritsch	57	Einpersonenhaushalt	Haupt-/Volksschule	Rentner	500-<1.100	Aufstiegsorientierte
Herr Thürk	48	Paarhaushalt	Haupt-/Volksschule	Rentner	1.100-<2.000	Heimzentrierte
Frau Kühn	50	k.A.	Mittlere Reife	Arbeitslos	1.100-<2.000	Konventionalisten
Frau Rathke	42	Alleinerziehendenhaushalt	Mittlere Reife	Angestellter	1.100-<2.000	Konventionalisten
Frau Peschel	59	Einpersonenhaushalt	Mittlere Reife	Rentner	1.100-<2.000	Konventionalisten